This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

46526.58.8

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND OF
CHARLES MINOT
CLASS OF 1828

Probefahrten

Erſtlingsarbeiten aus dem Deutſchen Seminar in Leipzig

Herausgegeben von Albert Köſter

Zwölfter Band

Das Deutſche Muſeum (1776—1788)

und das

Neue Deutſche Muſeum (1789—1791)

Ein Beitrag zur Geſchichte
der deutſchen Zeitſchriften
im 18. Jahrhundert von

Walther Hofſtaetter

R. Voigtländers Verlag in Leipzig 1908

1774

4658.6.58.8
2

HARVARD COLLEGE
NOV 2 1912
LIBRARY
Minot fund

Vorwort.

Die deutschen Zeitschriften haben bisher wenig Bearbeiter gefunden. Nachdem Prutz in seiner Geschichte des Journalismus stecken geblieben war, hat in unseren Tagen Salomon zum ersten Male das ganze Gebiet in seiner „Geschichte des deutschen Zeitungswesens" zu umspannen gesucht, konnte dabei aber infolge der Fülle des Stoffes nur eine große, nicht immer treffende Übersicht geben. Einzeldarstellungen sind wenig zu verzeichnen, und keine einzige — außer den rein bibliographischen — kam bisher zu einem befriedigenden Resultat.

Prutz sagt im Vorwort zu seiner „Geschichte des deutschen Journalismus" (S. 9): „Auf eine besondere ästhetische Ausbeute ist in der Geschichte des Journalismus nicht zu rechnen. Ja selbst Neues, Neues in dem Sinne, daß es etwas Frappantes, Unerhörtes wäre, wird der Geschichtschreiber des deutschen Journalismus nur wenig zutage fördern können: nur neue Wurzeln, neue Verzweigungen des Alten und den verborgenen Organismus des Längstbekannten" usw. Das mag von der Beschäftigung mit den Zeitschriften abgehalten haben. Andernteils wird sie dadurch erschwert, daß wohl auf keinem Gebiete die Gefahr des Schematisierens und des falschen Urteils so groß ist wie hier, und daß man anderseits leicht zu sehr ins Kleine geht.

So will auch die folgende Arbeit nur als ein Versuch aufgefaßt werden. Galt es doch, eine Norm für die Behandlung eines solchen Stoffes erst zu suchen. Ich habe mich dabei an Prutz' Erklärung (a. a. O.) gehalten: „Bei Spezialgeschichten einzelner Journale oder bestimmter journalistischer Epochen . . . wird es möglich und zweck-

mäßig sein, durch größere Auszüge gleichsam das Journal selbst zu ersetzen." —.

Schon Meyen sagt in einer leider allzu parteipolitischen Darstellung über die Berlinische Monatsschrift (Prutz, Literarhistor. Taschenbuch 1847): „Aus den Zeitungen und Zeitschriften können wir uns erst ein Bild von dem entwerfen, was die verschiedenen Jahrzehnte gefühlt und gedacht und was sie erstrebt haben." „Eine Menge Schriftsteller tauchen auf, von denen man noch keine Ahnung hatte, weil sie nur auf diesem Gebiete tätig waren. Die Aristokratie des Geistes . . . verwandelt sich plötzlich in eine Demokratie." So habe auch ich von der Beschäftigung mit den Zeitschriften viel gehabt und danke Herrn Prof. Dr. Köster, der mir die Anregung dazu gab. Die Arbeit gerade am Deutschen Museum erhielt dadurch noch einen erhöhten Reiz, daß mir durch die Güte der Direktion der Kgl. Bibliothek in Berlin der handschriftliche Nachlaß Boies zugänglich gemacht und die Nachprüfung der Angaben K. Weinholds ermöglicht wurde.

Für den Vergleich mit den anderen Zeitschriften kamen mir die reichen Schätze der Leipziger Universitäts- und der Stadtbibliothek zustatten, die ein wirkliches Einarbeiten in die Zeitschriftenliteratur der damaligen Zeit ermöglichten.

Inhalt.

Seite

Einleitung. Boies kritische Lehrzeit und Tätigkeit bis zum Jahre 1776 1

Erster Hauptteil.

Äußere Geschichte des Deutschen Museums und des Neuen Deutschen Museums.

1. Vorgeschichte und Gründung 34
2. Die gemeinsame Herausgabe durch Boie und Dohm (1776—1778, Juli).
   - a) Boies Mitarbeiter 43
   - b) Dohms Mitarbeiter 54
   - c) Boie und Dohm als Herausgeber 59
   - d) Die Stellung der Herausgeber zur Polemik. 64
   - e) Weitere Gegensätze und Bruch. 69
   - f) Herausgeber und Verleger 78
   - g) Die Verbreitung. 83
3. Boie als Herausgeber, Dohm als Beirat (1778, August bis 1788).
   - a) Boies Tätigkeit und Mitarbeiter 1778—1780/81. 85
   - b) Nachlassen (1781—1783). 98
   - c) Dohms Mitarbeit. 1778, August bis 1783 102
   - d) Wachsende Konkurrenz und zunehmende Mutlosigkeit 107
   - e) Verfall und Ende (1784—1788) 115
4. Das Neue Deutsche Museum (1789, Juli bis 1791, Juni). 123

Zweiter Hauptteil.

Innere Geschichte des Deutschen Museums und des Neuen Deutschen Museums.

1. Die Gründung des Museums, ein notwendiges Ergebnis einer Zeitströmung 130
2. Aufstieg (1776 bis 1778, Juli). (Das Museum während der gemeinsamen Herausgabe durch Dohm und Boie) 143

Seite

3. Fortgang (1778, Auguſt bis 1783) 164
4. Sinken (1784 bis 1786) 190
5. Nochmaliger Aufſtieg und Ende (1787/88) 198
6. Das Neue Deutſche Muſeum (1789, Juli bis 1791, Juni) 207
7. Geſamtüberſicht 212

Schluß: Das Muſeum in ſeinem Verhältnis zu den anderen Zeitſchriften ſeiner Zeit 219

Exkurs I 230

Exkurs II 231

Regiſter 233

Literatur über Boie:

Karl Weinhold, Heinrich Christian Boie. Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Halle 1868.
Derſ., Selbſtanzeige. Ztſchr. f. d. Phil. I, S. 378 ff.
Derſ., Allg. Deutſche Biographie 1876. 3, 85.
Goedeke, Göttinger Gel. Anzeigen 1869, S. 285—311.

Briefe über Boie oder über das Muſeum:

Schlöſſer, F. W. Gotter. S. Leben u. ſ. Werke. Theatergeſch. Forſch. Bd. 10.
Scherer, Rud. E. Raſpe u. ſ. Beziehungen zu Anna Luiſe Karſchin. Vierteljahrſchrift 1893. (VI) S. 371—409.
Halm, Gedichte von L. H. C. Hölty (Leipzig 1869). (Hölty an Miller, S. 268; an Voß, S. 262.)
Hellinghaus, Briefe F. L. Grafen zu Stolberg und der Seinigen an J. H. Voß. (Münſter 1891.)
Strodtmann, Briefe von und an Bürger (enth.; Gleim an Bürger, Cramer an Bürger, Bieſter an Bürger, Sprickmann an Bürger. — Bürger an Gleim, Bürger an Göckingk).
D. F. Strauß, C. F. D. Schubart's Leben in ſeinen Briefen. 1878. (S. 269 f.)
Sauer, Aus dem Briefwechſel zwiſchen Bürger und Göckingk. Vierteljahrſchrift f. Litt.-Geſch. III (1890) S. 62—113; 416—476.
Langguth, Chr. H. Esmarch und der Göttinger Dichterbund. (Berl. 1903.)

Briefe von und an Boie.

Außer verschiedenen, die ich bei Weinhold, H. C. Boie, Halle 1868, abgedruckt fand, habe ich folgende Briefe benutzt:

A. Handschriftliche Briefe.

Boie an Büsch — nach einer Abschrift der Kgl. Bibliothek, Berlin.
Boie an Lenz — „ „ „ „ „ „ „
Boie an Marcard — nach dem Original in der Kgl. Bibliothek, Berlin.
Boie an Weygand — „ „ „ „ „ „ „ „
Boie an Stolberg — „ „ „ „ „ „ „ „
Boie an Joh. Heinrich und Ernestine Voß — nach den Originalen in der Kgl. Bibliothek.
Dohm an Boie, 129 Briefe nach den Originalen in der Kgl. Bibliothek.

Die weiteren Schätze aus Boies Nachlaß, die in der Kgl. Bibliothek zu Berlin liegen, einzusehen, mußte ich mir wegen Mangels an Zeit versagen.

B. Bereits veröffentlichte Briefe.

Briefe von Boie
an Ernestine Boie: A. Voß, Briefe an J. H. Voß usw. Leipzig 1840.
an Bürger: Strodtmann, Briefe von und an Bürger. Berlin 1874.
an Campe: Leyser, Joach. Heinr. Campe. II, 136 ff.
an Denis: Mich. Denis litterar. Nachlaß, hrsg. von J. F. v. Retzer. Wien 1802. II, 186—188.
an seine Eltern: Weinhold, Boie. S. 152 f.
an Gleim: [Strodtmann, Briefe von und an Bürger.]
Pawel, Boies ungedruckter Briefwechel mit Gleim.
Ztschr. f. d. Phil. 27 (1895) S. 364—384. 507—533.
an Göschen: Deutsche Dichtung 24 (1898) S. 294.
an Gotter: Schlösser, F. W. Gotter. Sein Leben u. s. Werke. Theatergesch. Forsch. X.
an v. Halem: Strackerjan, G. A. v. Halems Selbstbiographie. Oldenburg 1840. II.
an J. G. Jacobi: Martin, Ungedruckte Briefe von und an J. G. Jacobi. Straßburg 1847. S. 43. 57.

an Jessen: Sechs Briefe H. C. Boies, mitget. v. L. H. Schücking. Euphorion 8, 659—676.
an Klopstock: Lappenberg, Briefe von und an Klopstock. Braunschweig 1867 Nr. 138.
an Knebel: Varnhagen v. Ense-Mundt, Knebels litterar. Nachlaß u. Briefw. Leipzig 1840. II, 75—146.
an Köhler: Hagen, Briefw. zw. H. C. Boie und J. B. Köhler. Ztschr. f. d. Schleswig-holsteinsche Geschichte 1899. Bd. 28. S. 301—340.
an Lenz: Waldmann, Lenz in Briefen. Zürich 1894.
an Merck: Holtei, Dreihundert Briefe. I, 1, 44 ff.
Wagner, Briefe an J. H. Merck, Darmstadt 1835. Nr. 14. 19. 21. 24. 26. 132.
an Raspe: Weimar. Jahrbuch f. dtsch. Litt. u. Kunst. Hannover 1855. IV, 13—41.
an Sophie v. La Roche: Hassenkamp, Aus alten Briefen. Nord u. Süd. 1895 (73) 323—340.
an Jeanette v. Voigt: Jahrb. d. Geschichtsvereins f. d. Herzogtum Braunschweig. 1902.

Briefe an Boie
von Alxinger: Wilhelm, Briefe des Dichters J. B. Alxinger. Sitz.-Ber. d. Ak. d. Wiss. Wien. Phil. Kl. 140 (99) S. 1.
von Bürger: S. o.
von Gleim: S. o.
von Gotter: S. o.
von Hölty: Hannoversche Geschichtsblätter. IV. Jahrg. Heft 7.
von Klinger: Rieger, Klinger I, S. 379 f.
von Klopstock: S. o.
von Köhler: S. o.
von Lenz: Rosenow, J. M. Lenz. Anhang.
von Lessing: Lessings Briefe.
von Lichtenberg: Schüddekopf-Leitzmann, Lichtenbergs Briefe.
von Schiller: Jonas, Schillers Briefe.

Einleitung.

Boies kritische Lehrzeit und Tätigkeit bis zum Jahre 1776.

Im Jahre 1764 bezog Heinrich Christian Boie die Universität Jena; im Frühjahr 1769 ging er zur Beendigung seiner Studien nach zweijährigem Aufenthalt im heimatlichen Flensburg als Hofmeister nach Göttingen. Diese fünf Jahre reichster Entwicklung für den holsteinischen Pastorensohn, die in ihm das Interesse für die Literatur zum Lebenszweck gemacht und ihn durch die Bekanntschaft mit einer Menge der führenden Geister nach verschiedensten Richtungen beeinflußt haben, stellen in der Geschichte der literarischen Kritik eine Zeit scharfen Kampfes und entscheidenden Fortschrittes dar.

Zwar war im Anfang jener Periode die Herrschaft Gottscheds gebrochen und der Kampf zwischen Leipzig und Zürich beendigt. Aber das Publikum, das in den 50er Jahren gewohnt gewesen war, jedes neue Werk nur nach seiner Parteirichtung zu betrachten, stand noch unter dem Eindruck der rein persönlichen Kritik jener Zeit. Noch immer litt man unter der alten Art, wo man im Kunstrichter entweder den Lobredner des Parteigängers oder den erklärten Feind und Tadler des Parteigegners fand. Wie einst von Leipzig aus die schärfsten Pfeile geflogen, die triefendsten Lobreden erklungen waren, so wurde nun Halle noch einmal der Sitz eines weithin herrschenden Parteipapstes. Gerade jene Periode umfaßt die Zeit der größten Macht Klotzens und bringt erst an ihrem Ende das gewaltige Gewitter, das ihn vernichtete. Hier war es genau wie einst ein Literaturbündnis zu Schutz und Trutz, das durch mehrere Zeitschriften seine Herrschaft zu erhalten wußte; Schlimmeres konnte die deutsche Kritik nicht erleben als die Gewaltherrschaft

dieſes Kreiſes, die vor den ſchmutzigſten perſönlichen Angriffen nicht zurückſchreckte. Trotz allem aber ſtand das Publikum unter dieſer Herrſchaft und ließ ſich durch den Weihrauch täuſchen, den die Klotzianer ihrem Meiſter opferten.

Freilich war der Mann ſchon im Anzuge, deſſen ſcharfen Streichen der eitle Hallenſer fallen ſollte. Seit Jahren blickte man mit Achtung und Spannung auf den Kämpen, der in den Literaturbriefen eine ſo ſcharfe Feder geführt hatte. Aber auch ſein Bild war nicht ungetrübt. Man machte Leſſing, obwohl er ſich ingrimmig dagegen verwahrte, damals und ſpäter gern verantwortlich für alle Ausfälle der Berliner, ſelbſt der Nicolaiſchen Bibliothek, der er ja ganz fern ſtand. Das zeigt uns, wie er ſeinen Gegnern erſchien. Sie hielten ſich an die Außenſeite ſeiner Kritik, an die Werke früherer Zeit, und verkannten den gewaltigen inneren Fortſchritt, zu dem er durchgedrungen war. Auch Leſſing hatte ſich bei ſeiner Rezenſententätigkeit anfangs unter den Nachwirkungen des Gottſchedianismus zur Oberflächlichkeit, ja zu Ungezogenheiten hinreißen laſſen und ſtatt der Sache die Perſon angegriffen. Auch er konnte ſich nie ganz von einer allzu großen Schärfe freimachen, die den Gegner bis in Kleinigkeiten hinein verfolgte und nicht immer Buch und Verfaſſer trennte. Aber er ſtand trotzdem turmhoch über den anderen, da er alle literariſchen Rückſichten abgeſchüttelt hatte und ſeine Unabhängigkeit zwiſchen den Parteien wahrte. Daher traf ihn um ſo mehr die Aufgabe, gegen all die Erbärmlichkeiten, die ſich mit Hilfe der Cliquenwirtſchaft auf Deutſchlands Büchermeſſen breit machten, vorzugehen, die Vielſchreiber und Nachahmer zu Paaren zu treiben und unerbittlich der Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen. So gewöhnte er ſich, zumal es ſeiner eigenen Art entſprach, daran, zu zerpflücken und zu tüfteln, zu tadeln und abzulehnen. Selten, ganz ſelten hatte man von ihm anerkennende Hinweiſe auf tüchtige Leiſtungen gehört; es reizte ihn mehr, auch großen Talenten gegenüber mit Ausſtellungen zu kommen, und man konnte ihm dabei manchmal mit Recht den Vorwurf der Krittelei machen. So ſtand er vor den Augen ſeiner Zeitgenoſſen als ein ſtrenger Richter, der mit ſcharfer Geißel den Tempel der Dichtung reinigte. Mit Furcht und Wut blickten die Betroffenen auf ihn. Aber die, die mit klarem Auge ſeinem Tun zuſchauten, erkannten, daß in ihm der feſte Wille lebte, gerecht zu ſein, daß er auch Anregung und Belehrung bot, ſoweit es in den Grenzen ſeiner Kraft

möglich war. Sie erkannten auch mit freudigem Staunen, daß dieser Richter aus reicher Erfahrung urteilte, daß er selbst bessern konnte, was er verwarf. Immer größer wurde die Schar derer, die dankbar diesen Fortschritt in der Kritik empfand, immer mehr zweifelte man an der Berechtigung der Klotzianer zu ihrem Treiben.

Doch Lessings Tätigkeit bestand hauptsächlich im Niederreißen; zu aufbauender Darlegung dessen, was er für richtig hielt, kam er kaum. Gab es niemand, der in praktischer Betätigung zeigte, wie man das Falsche bessern solle? Hier glaubte Ramler seine Aufgabe gefunden zu haben. Erst an Lichtwers Fabeln, dann an Stücken einer Menge von Dichtern zeigte er seine Verbesserungswut. Ohne jedes Verständnis für dichterische Individualität versifizierte er darauf los; er strich und vertauschte ohne irgendwelche Rücksicht auf die Entstellung des Ganzen. Mit dem einen Ideal, einer festen Korrektheit in Wortwahl und Metrik, trat er an all seine Opfer heran, als ob zu einem Liede nicht mehr gehörte als gut skandierte rhythmische Reihen. Und der Berechtigung zu solcher Kritik war er sich heilig bewußt. Bis in sein Alter hat er nie einem so von ihm „Verbesserten" gegenüber auch nur ein Wort der Entschuldigung gefunden.

Diese Art von Kritik erweckte nun doch einen Sturm von Entrüstung. Hatte Lessing schon für Ramlers Bearbeitung von Lichtwers Fabeln nur eine gewundene Verteidigung gefunden (233. Literaturbrief), so erklärte sich gegen die „Lieder der Deutschen" alles von Klotz bis Gerstenberg, von Uz und Knebel bis Herder. Die meisten trafen freilich nur das Äußerliche, die Verletzung der schuldigen Achtung, hatten aber gegen die Gültigkeit der Ramlerschen Gesetze keinen Zweifel. Ein kleiner Kreis aber sah tiefer und verwarf das ganze System. Es erklangen Stimmen wie die Sturzens: „Gebt mir den Künstler mit all seinen Fehlern und vertilgt mir die Eigenart nicht!" und Gerstenbergs: „Auch das schlechteste Original ist unantastbar!" Das war ein anderer Geist, der hieraus sprach, eine Abkehr von der alleinseligmachenden Regel und Gleichmacherei, ein Hinwenden zur Eigenart, zum Charakteristischen. Das war die große Wandlung, die sich seit 1766 vollzog. Ihre Träger aber, über Klotz und seine Art erhaben, wandten sich nicht nur gegen Ramler, sondern wollten auch über Lessing hinausgehen. Wie Mendelssohn und die anderen Berliner nie dazu gelangten, einem Dichter ganz ohne Vernünftelei zu folgen, so blieben auch für

Lessing immer gewisse Grundregeln maßgebend. Von dem anfänglichen Standpunkte, da er alles nach den Regeln der Vernunft und den Vorbildern der Meister beurteilt wissen wollte, hatte er sich ja weiter entwickelt; aber seine Kritik blieb verstandesmäßig. Wohl verwarf er die falschen Regeln der Franzosen, aber an ihrer Grundlage, dem Glauben an die unverbrüchliche Vorbildlichkeit der Alten, hielt er fest. Deutlich hatte er dies gezeigt, als er seine Gesetze für die Fabel aufstellte und alles verwarf, was dem alten Kanon widersprach; dann hatte er für Klopstock nicht das rechte Verständnis gefunden, da er sich in die Gattungen der Alten nicht einordnen ließ. Auf diesem Standpunkte blieb er, auch als schon andere Stimmen laut wurden. Noch die Hamburgische Dramaturgie stellte gegenüber der Shakespearebegeisterung den Kanon fest, den er aus dem Wust der Aristotelesverfälschung und -verwässerung herausarbeiten wollte. Was Aristoteles wirklich gesagt habe, und was das griechische Musterdrama praktisch zu beweisen schien, galt ihm als unfehlbar. Eindringlich predigte er dies 1767—1769. Um so eindringlicher suchten daher die Neuerer nun ihre Meinung zu befestigen.

Als 1766 Gerstenbergs Schleswiger Literaturbriefe erschienen, lauschte alles gespannt den neuen Tönen. Hatten nur wenige seit dem Ende der 50er Jahre aus Hamanns dunklen Schriften herausgehört, daß nicht Regeln, sondern tiefste, ureigenste Empfindung die Dichtung ausmache, daß höher als alle Kritik die Stimme des Herzens zu werten sei, so konnte es nun jeder vernehmen: die Regeln sollten nichts mehr gelten, Genie und Originalität seien allein maßgebend. Nun sollte die Geschichte keinerlei Einfluß mehr auf die Beurteilung des Genies haben, die Neuen standen selbständig neben den Alten. Shakespeare wurde das Feldgeschrei. Was galt es, ob er regelmäßig geschrieben habe oder nicht, er hatte das Persönliche und Charakteristische gebracht, wahre Gemälde der sittlichen Natur; das war mehr als der Kanon der Alten.

Wie bei Shakespeare, so betonte man nun auch auf anderem Gebiete die Originalität. Klopstock hatte ja gezeigt, er bisher als der einzige, wie im Liede die wahre Empfindung herrschen müsse. Nun galt es die Regelpoesie zu beseitigen, damit die reinen Töne der Natur nicht durch Formrücksichten und spielenden Witz vernichtet wurden. Jeder sollte singen, wie's ihm ums Herz war; darum erscholl aber auch ein Wehe über all die Nachahmer, die fremde Ge-

fühle verwässerten. So stellte Gerstenberg für die Kritik als neues Gesetz das Individualisieren auf und zeigte schon durch die äußere Form seiner Aufsätze, daß es möglich sei, ganz in der Eigenart eines anderen aufzugehen, dem Engländer ein Engländer, dem Hamann ein Hamann zu sein.

Doch Gerstenberg ließ sich durch die Begeisterung für seine neuen Ideen berauschen. Was er bot, waren oft nicht mehr Kritiken, sondern — welch ein Gegensatz zu Lessing — überschwängliche, entzückte Betrachtungen. Oft genug gaben die besprochenen Schriften nur Anlaß und Rahmen für allgemeine, recht abliegende Darlegungen, die in kühnste Lobpreisungen ausklangen.

Und merkwürdig: Derselbe Mann, der gegen Regeln und Einschränkungen wütete, zog seinerseits neue Grenzlinien, unterschied bei der Lyrik zwischen Ode und Epopöe als Werken des Dichters und allem anderen als dem Gebiet des Versifikateurs. Ganz frei konnte auch er sich noch nicht von den Einflüssen seiner Zeit machen, sie ließen ihn nicht zu deutlicher Darstellung kommen. Auch als er dann in der Beilage der Hamburgischen Zeitung seine Gedanken weiter verfocht und sich hier noch mehr in allerlei allgemeinen Erörterungen gefiel, gelangte er nicht zu einer systematischen Darstellung seiner Ansichten. Seiner Begeisterung fehlte der feste Grund; er ahnte und tastete oft, statt klar zu sehen. Aber eins fühlte man aus allem heraus: hier war ein Herold für die Rechte der Natur und des Genies erstanden. Das war ein klarer Gegensatz zu Lessing.

Während Gerstenberg noch rang, hatte bereits Herder das Wort ergriffen (1767), um nun das Ideal zu erfüllen, das jenem vorgeschwebt hatte. Auch er ging von Lessing und Hamann aus, auch er betonte die Nichtigkeit aller Regeln, das Verderbliche der Nachahmungssucht, und setzte an ihre Stelle die Erkenntnis des Eigentümlichen, Ursprünglichen. Auch er pries gleich Gerstenberg das Volkstümliche und wies auf Percy hin; denn aus dem Urwüchsigen erkenne man, daß wahre Dichtung nicht durch die Willkür beeinflußt werde, sondern aus dem tiefsten Leben des Volkes und des einzelnen hervorsprudele. So wurden hier dieselben Ziele gesteckt, wie sie Gerstenberg vor sich sah. Aber Herder zeigte, im Gegensatz zu jenem, die Kraft, sie auch zu erreichen. Er verwirklichte in seiner Kritik das Mitempfinden mit dem Dichter, er erschöpfte sich nicht in Dithyramben über ihn und Betrachtungen, die von ihm weg-

führten, sondern versetzte sich gleichermaßen in die Form wie in das tiefste Wesen eines Werkes; er ging mit dem Verfasser den ganzen Weg und half das Ziel suchen, charakterisierte statt zu zerpflücken. „Nicht urteilen wollte er, sondern verstehen." Das war endlich die Kritik, die von der Person, von dem Äußerlichen absah und die Grundgedanken beurteilte.

Welch ein Ringen der Geister ums Jahr 1769! Noch steht die alte Regel, wenn auch erschüttert; galt doch Ramlers Odenübersetzung noch den jungen Göttinger Dichtern als Regelbuch. Der hallische Vertreter all der Auswüchse der alten Kritik erliegt eben in verzweifeltem Kampfe. Lessing und Herder werfen ihn gemeinsam zu Boden. Lessing ist Herr der Kritik und hat eben seine tiefsten Ansichten über das Drama ausgesprochen. Aber auch gegen ihn erhebt man sich, und neben dem begeisterten Propheten des Neuen steht schon kampfesfreudig der Streiter, der dies Neue zum Siege führen wird. Mit all dem muß sich der junge Boie auseinandersetzen. Eine ruhige Prüfung wird ihm aber viel schwerer gemacht als dem Rigaer Altersgenossen, da sein Urteil durch die persönliche Bekanntschaft mit fast all den Rufern im Streit beeinflußt wird.

Boies literarische Entwicklung vermögen wir erst vom Jahre 1767 an recht zu verfolgen. Jena hatte ihm nicht viel bieten können. Boie selbst sagt im Hinblick auf die freundliche Aufnahme, die er in Braunschweig fand (an Gleim, 8. Dezember 1767): „Solche Männer würden sonst einen jungen Menschen, der erst von der Universität und noch dazu von Jena gekommen, nicht so aufgenommen haben." Einzig ist es bemerkenswert, daß nach Max Kochs Angabe (H. P. Sturz, S. 11) das Englische in Jena besondere Pflege fand, dessen gute Kenntnis Boie später oft zustatten kam.

Doch ganz ohne literarische Beziehungen war Boie schon damals nicht: Gleim kannte er bereits, und mit Joh. Georg Jacobi sehen wir ihn im Briefwechsel (Martin, ungedr. Briefe an J. G. Jacobi, S. 43). Durch ihn kam 1767 der heimkehrende Student in Halle mit Klotz und seinem Anhang in Berührung. Er durfte dem Diktator einen eigenen dramatischen Versuch vorlegen und genoß seine Belehrung über den gegenwärtigen Stand der Literatur, wobei selbst der neuen Richtung Gerstenbergs gedacht wurde. Gleim bestärkte dann in vertraulichem Verkehr, was der Jüngling bei den „hällischen Freunden" gehört hatte, erweckte in ihm aber zugleich

das Vertrauen, daß er auch eine andere Ansicht nicht ungeprüft verdammen werde. Braunschweigs literarische Kreise, die sich durch Gleims Empfehlung und die Freundschaft mit Eschenburg öffneten, brachten wohl manch interessante Bekanntschaft für Boie; ihn ein neues Urteil zu lehren, waren sie freilich nicht geeignet.

Um so mannigfaltiger waren die Eindrücke, die Hamburg bot. Alberti, Klopstocks Freund, der schon damals unter Goeze viel zu leiden hatte und später durch seinen Kampf mit ihm bekannt werden sollte, Lessing und Löwen, aber auch Basedow lernte Boie kennen, und mit Dusch erneuerte er alte Beziehungen. Überall hörte Boie aufmerksam zu, überall erkundigte er sich nach neuen Plänen und nach dem Urteil über die Strömungen der Zeit. In der Stille Flensburgs gab er sich dann über das Gehörte Rechenschaft und berichtete darüber in einem eingehenden Briefe (vom 8. Dezember 1767) an Gleim.

Sehen wir davon ab, daß Boie, wohl durch den persönlichen Verkehr verführt, Dusch über alle Maßen preist, obwohl Lessing bereits sein vernichtendes Urteil über ihn gesprochen hatte, so läßt sich überall Lessings Einfluß deutlich erkennen. Zu ihm zog Boie schon das Interesse für die Bühne. Konnte er ihm doch ein eigenes Stück zur Beurteilung vorlegen und fühlte sich mit ihm eins in dem Wunsche nach einer wahrhaft deutschen Bühne. Hatte es ihm schon in Braunschweig den Genuß der französischen Komödie verleidet, daß er sie auf deutschem Boden sehen mußte, so schrieb er nun:

Auf der Bühne müssen wir, dünkt mich, jeden Funken auffangen, und uns recht sehr in Acht nehmen, daß wir die nicht niederschlagen, die bei allen Hindernissen und Abschreckungen, womit die Bühne bei uns zu kämpfen hat, ihr ihre Kraft zu widmen patriotisch genug sind. Wenn wir erst eine Bühne und gute Stücke genug haben, wenn wir erst wählen können, dann laßt uns ekel sein: itzt ist es gewiß noch zu früh, wir müssen alles gern vorlieb nehmen, was Willen und einige Kräfte nur hat.

In dieser Erkenntnis trat der junge Kritikus nun auch mit Lessing im Gegensatz zur hallischen Bibliothek für Sturzens Julia ein. Es ist sicher kein Zufall, daß es gerade in diesem Zusammenhange heißt:

Ich mache mir ein Verdienst daraus, auch von meinen Freunden, deren über meine weit erhabene Einsichten ich sonst kenne und verehre, mich nicht hinreißen zu lassen, wo ich anders zu urtheilen Ursache zu haben glaube als sie.

Ja, er ging noch weiter in der Anerkennung Lessings. Dem Vorschlage der Literaturbriefe folgend, wollte er bei einer geplanten Übersetzung der Alzire ein ganz freies Metrum wählen.

Die Hamburger Theaterverhältnisse fanden in Boie einen aufmerksamen Beobachter. Aber er kam zu einer Zeit, da Lessings Interesse für sie bereits erkaltet war. Daher setzte nun auch Boie alle Hoffnung auf eine Nationalbühne in Berlin.

Auf Eigenes scheint Lessing gar nicht eingegangen zu sein. Um so eifriger buchte Boie das Lob über Klopstocks Hermannsschlacht und Gerstenbergs Ugolino, den Lessing anerkannte, obwohl es leider kein Bühnenstück sei. Wieder drängte sich dem jungen Beobachter der Vergleich mit Klotz auf, da Lessing Gerstenberg viel mehr Gerechtigkeit widerfahren ließ, als man in Halle getan. Aus sich fügte Boie hinzu:

Ich wünschte, daß man hierin unsre hällischen Freunde auf billigere Gedanken bringen könnte, und Lessing war hier, wie in anderen Stücken, mit Klotzen äußerst unzufrieden.

Von Gerstenberg dem Dichter zu Gerstenberg dem Kritiker war es nur ein Schritt. Auch hier lehrte Lessing den jungen Freund urteilen: er erkannte das viele Neue und Gute an ihm an, wenn er auch den „kostbaren Ton" tadeln mußte.

Wir sehen, Boie war in Hamburg in einer guten Schule gewesen. Der Aufenthalt in Flensburg war nun ganz dazu geeignet, weitere Klarheit zu schaffen. Noch 1767 muß Boie Klopstock selbst in Flensburg kennen gelernt haben (nennt dieser ihn doch in einem Briefe vom Dezember 1767 „den kleinen Boie"), und auch sonst stand seine Heimat ganz unter dem Einfluß des Messiasdichters. Es wurde dem Verehrer Klotzens und Gleims, der in eigenen Versuchen sich immer noch auf Übersetzungen aus dem Französischen beschränkte, wahrlich nicht leicht, sich in die neuen Maße Klopstocks zu finden. Besonders neue Fragmente aus dem zwanzigsten Gesang des Messias machten ihm arg zu schaffen. Mit aller Bescheidenheit — urteilte er doch über einen Großen — erklärte er:

Sie entzücken mich — K. kann nichts schlechtes schreiben — aber minder schön dünken mich doch die meisten, wenn ich sie mit einigen andren seiner Oden vergleiche. . . . . Viele dieser Gesänge haben mich bis zu einer Art von begeisterter Entzückung erhoben, aber bei vielen habe ich gar nicht gewußt, was ich sagen sollte. Die Silbenmaaße wollen gar nicht in mein Ohr: sie tönen mir so fremd, und ich kann sie gar nicht mit dem Genie unsrer Sprache reimen. Aber ich kann mich irren.

Neben Klopstock trat ihm dann Gerstenberg näher. Beide wirkten nun weiter. Gerade ein Jahr später datiert ist ein Brief an Jessen (5. Dezember 1768), der uns zeigt, daß Boie mit Klotz nichts mehr gemein hatte, wenn er auch an Riedel, Klotzens Vertrautem, noch festhielt.

Inzwischen war Boie selbst kritisch tätig gewesen; nach Ausweis seiner Briefe an J. B. Köhler war er seit 1758 an der Herausgabe der „Hamburger Unterhaltungen" beteiligt. Hier galt es nun, selbst zu sieben und zu sichten. Da zeigte sich, daß der junge Kritiker trotz aller Berührung mit dem nordischen Kreise die Prinzipien der neuen Richtung selbst nicht anwandte. Theoretisch erkannte er das Neue bei Gerstenberg wohl an, praktisch wehrte er sich gegen alle Freiheiten. Und noch ein anderes, das für Boies ganze Art ebenso bezeichnend ist, trat gleich damals hervor: die Neigung zu privater Besprechung des Einzelnen und Kleinen. Es widersprach Boies vorsichtiger Natur, sich öffentlich unter die Kunstrichter zu mischen. Auch wurde in jener Zeit und nicht zuletzt in den Boie näher stehenden Kreisen die Klage über allzuviel öffentliche Kritik immer allgemeiner (vgl. Sturz, Die Menechmen, 1767, 4. Stück [Koch, a. a. O. S. 74]). Schon das mußte Boie von einer öffentlichen Rezententätigkeit abhalten. Es widersprach aber auch seiner Anlage, schroff abzulehnen, wenn er irgend noch hoffen konnte, durch Bessern und Feilen etwas zu erreichen. So kam er von selbst zu einer helfenden und beratenden Tätigkeit und wurde zum Vertrauten des Dichters. Anderseits hinderte ihn seine Eigenart, sich von dem Gegenstand seiner Kritik oder der Person des Dichters hinreißen zu lassen, wie es Gerstenberg tat, hinderte ihn aber auch, sich ganz in den anderen zu versetzen, wie es Herder konnte, sondern trieb ihn an, bis ins kleinste sorgfältig zu prüfen. Und da ihm selbst keine wirkliche dichterische Ader beschieden war, sondern sein Dichten in Arbeit und Mühe bestand, so ging er denn auch hier wie ein Werkmeister vor, der das Gesellenstück prüft und mit der Lupe auch die kleinen Fehler und Unebenheiten findet. Vor dem anderen Kleinarbeiter, Ramler, hatte er aber das voraus, daß er nur zeigte, wo geändert werden mußte, und wohl auch einmal die Hand führte, nicht aber selbst weiterarbeitete und das Stück nach eigenem Geschmack modelte. Wollen wir ihm also auf dem Wege, den die deutsche Kritik von Gottsched zu Herder zurücklegte, seinen Platz anweisen, so müssen wir ihn, den Vertreter einer helfenden

Kritik, zunächst an Herder stellen, wenn er auch nach seiner bescheidenen Persönlichkeit nur Fingerzeige gab, wo jener ungeahnte Bahnen erschloß.

Boies Kritikertätigkeit beruhte auf seiner ganzen Naturanlage; daher zeigte sich auch während der ganzen Zeit, da wir ihn beobachten können, kein großer Fortschritt. Wie auch sein Geschmack sich wandeln mochte, stets behielt sein Urteil das Vorsichtige, etwas Pedantische. Wie 1768 Köhler ihm auch die kleinsten Freiheiten abringen mußte, so hatte auch viel später noch Bürger schwere Kämpfe durchzufechten, um für kühne Neuerungen Zustimmung zu finden. Boie ging mit den Freunden fast immer als ein treuer Begleiter, manchmal warnend, selten antreibend, nie als Führer.

Gleich bei der Besprechung von Köhlers Gedichten zeigte sich das Konservative in Boie. Wohl wollte er dem französischen Geschmack zum Trotze bei kleinen Gedichten die Pointe meiden, aber der Reim schien ihm bei ihnen unerläßlich; wohl betonte er, es gelte bei Übersetzungen aus dem Horaz mehr den Ton des Ganzen zu wahren als auf die Treue im einzelnen zu sehen, aber in der Form konnte er nicht zugeben, daß der Dichter sich mit Silbenzählung begnüge, sondern wollte den natürlichen Ton jedes Wortes gewahrt sehen. Aber er ging noch weiter. Ängstlich verwarf er jeden Hiatus und „bey Lesung unsrer besten Dichter" hatte er sich „die Regel abgezogen, daß zwei verschiedene weibliche Reime nie zusammenstoßen, ohne das Ohr zu beleidigen". Boie war also noch stark von der äußeren Form abhängig, die ihm augenscheinlich noch höher stand als der Inhalt; kein Wunder, daß er dann mit Ramler so ausgezeichnet auskam.

Aus dem stillen Flensburg ging es nun nach Göttingen*); aus der vorbereitenden Tätigkeit, in der ihm die Beschäftigung mit der Kritik nur Nebenstunden füllen sollte und ihm davor graute,

*) Weinhold (S. 20) vermutet, es habe für Göttingen besonders Boies Liebe zum Englischen gesprochen. Goedeke bekämpft dies (Gött. Gel. Anz. 1869, S. 285—311) mit dem Hinweis, Boie habe aus der Bibliothek nur einige französische Poeten, keine englischen Bücher entliehen. Trotzdem glaube ich Weinhold recht geben zu müssen, da Boie es bei dem Verkehr mit vielen Engländern nicht nötig hatte, sich zur Kenntnis der zeitgenössischen Literatur erst an die Bibliothek zu wenden, und da wir außerdem aus vielen Zeugnissen erkennen, daß Boie selber nach und nach eine reiche Sammlung englischer Schriftsteller zusammenbrachte.

als Kunstrichter angesehen zu werden, trat Boie in die literarische Welt, wo er bald das Sichten und Feilen zum Beruf machen und — wenn auch in engerem Kreise — ein angesehener Richter werden sollte.

Noch stand Boie freilich ganz neutral zwischen den Strömungen seiner Zeit. Einzig von Klotz und den Seinen wollte er nichts mehr wissen. Was Lessing angebahnt, was denn die Kenntnis derer, denen Klotz bitter unrecht getan, wenigstens für Boies Stellung zu Klotz selber entschieden hatte, das wurde unter dem Eindruck Herders und auch durch den persönlichen Einfluß Heynes nun zu einer scharfen Verurteilung der ganzen hallischen Richtung. Sie spricht sich am deutlichsten in einem Briefe an Gleim (18. April 1770) aus:

Wo ist unser Jacobi jetzt? Noch nicht in Düsseldorf? Welch einen übeln Dienst hat ihm Klotz wieder gethan? Er spricht von Gerstenbergischer unsinniger Prosa — ich erstaune ganz. Wo bekommt der Mann die Unverschämtheit her? Gerstenberg hat sicher sogar mehr Gelehrsamkeit als Klotz. Der hat ja vor lauter Kunstrichteln nie an ernsthaftes Studieren denken können. Ich kann ohne Unwillen nicht daran denken, daß er und Riedel die Fehde angezettelt haben, die noch immer Freunde unserer Litteratur zerrüttet.

Die gänzliche Abkehr von den Klotzianern war aber auch der einzige Vorzug des Dokuments der ersten Göttinger Zeit, des „Göttingischen Musenalmanachs für 1770". Sonst zeigte er eine absolute Farblosigkeit, wofür auch Boies Verbindung mit dem ganz französisch gesinnten Gotter bezeichnend war. Klopstock und Gerstenberg standen neben Gleim, Gotter und Ramler, der alte Gottschedianer Kästner neben dem Barden Denis; ein Bahnbrecher einer neuen Richtung war dieser Almanach wahrlich nicht.

Kurz nach Abschluß dieser Sammlung ging Boie um die Wende der Jahre 1769 und 1770 nach Berlin. Wieder suchte er mit Eifer den Verkehr mit den geistigen Führern der Hauptstadt und trat auch wirklich Nicolai und Mendelssohn, Ramler und Sulzer näher. Wieder, wie vor Jahren in Hamburg, kam es ihm darauf an, von ihnen zu lernen, nicht etwa, wie den Herausgebern des Erfurter Musenalmanachs, nur interessante Anekdoten aufzufangen. So arbeitete er geradezu mit ihnen und besonders mit Ramler, der den stärksten Einfluß auf ihn hatte. Hier trafen sich verwandte Seelen; noch von Berlin aus berichtete Boie (14. Januar 1770) an Jessen:

[Ramler] liebt die Kritik gar nicht. Die öffentliche, aufzeigende nemlich, die in unserm lieben Vaterlande noch immer zuviel Lerm macht. Aber in der Privat und freundschaftlichen Kritik ist er desto strenger. Wie vieles hab ich durch ihn minder schätzen lernen, das ich vordem für vollkommen ansah.

Immerhin ging Boie nicht ganz in der Form auf.

Wenn wir Deutsche so halbgedacht, so windschief und oft so gedankenleer zu schreiben fortfahren, als einige unsrer neuern Scribenten mit Glück zu wagen anfangen, so sind wir, trotz unsrer vielen guten Köpfe, der Barbarey wieder nahe. Da soll dann Unverschämtheit ersetzen, was an Mark und Nerven abgeht (an Gleim, 18. April 1770).

Gerade dadurch wurde er wieder mehr zum Französischen hingeführt, wo er vortreffliche, bisher unerreichte Vorbilder zu finden hoffte. So wurde trotz der Hamburger und Göttinger Einflüsse der Schüler Ramlers auch ein Verehrer Wielands, besonders nachdem er ihn im Frühjahr 1770 kennen gelernt hatte (an Gleim, 24. May 1770). An dieser Neigung für Wieland und Jacobi hielt er auch fest, obwohl Ramlers Kreis und besonders Knebel (s. u.) ihre Vorzüge nicht anerkennen wollten. Sonst aber stand er in der Folgezeit ganz unter Ramlers Lehre. Nicht umsonst klingen des Berliners Worte an, wenn Boie an Knebel schreibt (10. Juli 1770):

Mehr Privatkritik, weniger öffentliche! Die Nation würde gewiß noch einmal so reich sein, als sie ist.

Alle seine Kritiken aus jener Zeit betonten die Einfachheit und Klarheit und verdammten alle Häufung von Zierraten, überhaupt alle überladene Manier, aber sie legten auch — und da konnte eine Weiterentwicklung einsetzen — Wert auf die Übereinstimmung des gewählten Versmaßes mit dem Gegenstande, also auf die Wahrung des Tones (an Raspe: 2. Juni, 31. August 1770; an Knebel: 10. Juli, 29. Oktober 1770). Daß er hierin ein feineres Gefühl besaß als die um Ramler, erkennt man besonders aus dem Briefwechsel mit Knebel. Sie waren beide durch den „deutschen Horatz" zusammengeführt worden und sich bei kurzer Bekanntschaft sehr nahe gekommen. Knebel stellt sich als entschiedeneren Anhänger Ramlers dar, der von seinen strengen Grundsätzen auch dem Genie gegenüber nicht weichen wollte. Boie war dagegen viel milder; er fühlte, daß eine andere Art zu dichten ihre Berechtigung habe. Daher meinte er gegenüber Knebels Verurteilung des Barden Ringulph (1. März 1771):

Warum sollten wir denn nicht solche vaterländische Gedichte, und ganz in unserm eignen Tone, singen können? Sollte der Dichter, der es, selbst nur mit dem Glücke dieses Barden, wagte, ganz für die Vergessenheit singen? Ich glaub es nicht, ob ich gleich glaube, daß wir diesen Ton, so wie bisher jeden, in den wir von ungefähr gefallen sind, übertreiben werden.

und am 30. Dezember 1771:

Ihr Urteil von dem Bardenton hat viel Richtiges. Ich seh' aber doch nicht, warum ein Poet nicht die Gestalt annehmen soll, die ihm gefällt, sobald er ihrem Charakter treu bleibt.

Überhaupt war Boie geneigt, bei seinem Urteil nicht, was ihm unbrauchbar erschien, in den Vordergrund zu stellen, sondern erst nach einer allgemeinen Anerkennung den Finger auf wunde Stellen zu legen. So schrieb er über den anderen Barden (an Knebel, 28. Mai 1771):

Da bekomm' ich auch eine Bardenfeier und andre Oden von Denis, die mich bedauern machen, daß dieß glückliche Genie keinen denkenden Kunstrichter oder kälteren Freund um sich hat, der es auf übertriebene Nachahmungen des Ossian, Sprache, Correction, Sylbenmaß u. s. w. aufmerksam mache, und es besonders die Kunst nicht Alles zu sagen und aufzuhören lehre.

Da Boie aber dem Genie mehr Rechte einräumte als die Berliner, betonte er aber auch um so schärfer seine Verpflichtung zur Selbstkritik. Gerade wenn er eine natürliche Begabung zu finden meinte, bedauerte er es um so mehr, wenn sie weder durch Geschmack noch Kunst gehoben wurde: „Sie will nichts als Impromptüs machen; und was fragt die Welt darnach?" schrieb er (29. Oktober 1770) an Knebel über die Karschin, und an Raspe (24. September 1770) über dieselbe: „Sie hat wahrlich zu viel Genie, als daß man ihr die schlechten Sachen vergeben könnte, die sie sich selbst erlaubt." Wie er Denis einen kritischen Freund wünschte, so hielt er es daher für seine Pflicht, der Berliner Sappho die ungeschminkte Wahrheit zu sagen, und wurde dabei so deutlich, daß es längerer Zeit bedurfte, um die erzürnte Sängerin wieder zu beruhigen (an Knebel, a. a. O.; an Raspe, a. a. O.; an Gleim, 30. September 1770). Gerade hier war Boie seiner eigenen Überzeugung gefolgt. Um so schwerer mußte es ihn treffen, daß man meinte, er sei gegen die Karschin nur um Ramlers willen vorgegangen. Am 30. Dezember 1771 schrieb er daher an Gleim:

Die Karschin hat sicher meinen Brief übel aufgenommen; Gleim zürnt noch mit mir, und doch bin ich mir bewußt, gerade und offen gehandelt zu haben. Verständnisse hab ich mit keinem, einem andern zu schaden. . . . . Ich liebe und verehre einige der Berliner Gelehrten, aber nullius addictus jurare in verba magistri. Das Wort sey verflucht, das über meine Zunge gegen einen andern gegangen ist. Ich habe allen auch in Berlin, wenn sie sie haben wissen wollen, meine Meinung ganz frey über gewisse Punkte gesagt, und keiner, so viel ich weiß, ist mir deswegen weniger gut gewesen.

In jener Zeit finden wir bei Boie auch noch Interesse für das Drama, besonders da sich ihm Gotter immer mehr zuwandte. Aber

es trat doch zusehends in den Hintergrund, da der Musenalmanach seinen Herausgeber bald zwang, sich ganz auf dessen Gebiet zu beschränken.

Die Fortsetzung des Almanaches bedeutete für Boie keine geringe Arbeit und forderte besonders auch ein starkes Herabstimmen seiner Ansprüche, weil er auf Beiträge von überall her angewiesen war und noch keinen festen Stamm treuer Mitarbeiter hatte. Daher ist die Auswahl, die wir im Almanach treffen, nicht entscheidend für die Beurteilung von Boies kritischen Ansichten. „Sie wissen aliter non fit liber", schrieb er (5. November 1770) an Gleim, und später betonte er gegen Denis (28. Dezember 1771):

Sie haben vielleicht die Güte, die Bekanntmachung mancher mittelmäßigen Kleinigkeit nicht allein dem unsichern Geschmack des Herausgebers zuzuschreiben. Eine Sammlung von Meisterstücken war nicht möglich.

Aber gerade durch diese Beschäftigung mit Minderwertigem gewöhnte sich Boie trotz seiner sonstigen Verurteilung der eigenmächtigen Ramlerschen Veränderungen daran, aus Werken unbedeutender Dichter skrupellos zu machen, was er wollte. Je älter er wurde, desto mehr vergaß er die Gefahren, die dies barg, und vergriff sich auch an Werken von Dichtern, die nicht mehr geneigt waren, sich wie Schulbuben das Konzept emendieren zu lassen (vgl. F. L. Stolberg an Voß, 1. Juli 1775). Als eine Entschuldigung dafür mag allerdings dienen, daß nicht nur seine Nachfolger Voß und Göckingk, sondern selbst ein Bürger bei der Herausgabe ihrer Almanache genau so verfuhren.

Hierbei kann man aber schon kaum mehr von einer kritischen Tätigkeit reden. Um sie bei Boie weiter zu verfolgen, müssen wir vom Almanach im wesentlichen absehen und als Hauptquelle seinen reichen Briefwechsel mit seinen Freunden und, was wir sonst für Zeugnisse über seine Stellung zu ihnen haben, benutzen. Allerdings sind die Almanache insofern wertvoll, als sie uns noch klarer als die oft durch Stimmungen beeinflußten Briefe zeigen, wie langsam sich ein Wandel vollzog.

Zu den Mitarbeitern von 1770 gesellten sich im Almanach für 1771: Knebel, Thomsen, der Autodidakt, und Bürger. Wieder also die Unparteilichkeit, die allen dienen wollte. Auch das Jahr 1772, in dem Voß, Claudius und Herder zum ersten Male auftraten, bedeutete keinen definitiven Umschwung. Und selbst der Almanach für 1773, der zum größten Teil auf Göttinger Boden erblüht war,

zeigte noch keineswegs ein neues Programm. Dies aufzustellen und durchzuführen lag eben nicht in Boies Kraft: er wuchs nur mit den Objekten seiner Kritik. Er konnte sich wohl hineinfinden, wenn ein Talent ihm Werke neuen, höheren Fluges vorlegte; aber selbst dazu anzutreiben vermochte er nicht. Ja, er ging in seiner Anpassungsfähigkeit so weit, daß er wohl den Großen auf ihre Höhe folgte, aber den Kleinen klein, recht klein blieb.

So gegen Knebel: Trotz aller Versicherung, der Kritisierte brauche mit seinen Änderungen nicht zufrieden zu sein, verriet Boie doch wieder die eigenmächtige Art Ramlers, wenn er schrieb (14. August 1771): „Ihr Gedicht auf die Wollust ist mir wieder in die Hände gefallen. Ramler läßt uns zu lange warten; ich habe einstweilen etwas versucht und das Stück nach meiner Art umgeschrieben." Es scheint ja entschuldbar, wenn er dies tat, um „zu schwelgerische Bilder" zu beseitigen und „mehr Wohlklang zu erhalten", aber die Gefahr allzu puristischer Neigung steht ja klar da, wenn er mehr noch als dies betonte, er habe „die vielen Hiatus vermeiden" wollen! Knebel gegenüber blieb er auch weiterhin auf diesem Standpunkte. Noch im März 1772 gab er ihm über den Hiatus genaue Vorschriften, erlaubte ihn bei den nominibus, pronominibus und adjectivis, verwarf ihn sonst aber ganz, besonders „bei dem weichen e der Zeitwörter". Was half es, wenn er dann hinzusetzte, man dürfe darin nicht zu weit gehen: „Schwierigkeiten überwinden ist gut; sie sich selbst schaffen leitet oft zur Künstelei."

Auch Bürger gegenüber ging Boie anfangs nicht anders vor. Er war es, der ihn immer wieder zum Feilen seines Pervigilium Veneris antrieb und als höchstes Ziel im Auge hatte, es Ramlers Anblick würdig zu machen. Freilich hatte Bürger selbst sein wahres Gebiet noch nicht gefunden, und Boie täuschte sich stark über die Größe seines Talentes, von dem er Besonderes „in der leichteren Art" erhoffte. Kein Wunder, daß selbst Bürger sich durch diese Kritisiersucht zuweilen verletzt fühlte, so arg, daß er auch Gleim davon schrieb. „Wenn sie sich mit ihm wieder versöhnet haben," antwortete Gleim am 7. Oktober 1771, „und also ihn sehen, und mit ihm sprechen, so sagen sie doch dem, (seine Critisirsucht ausgenommen), sonst überall guten Mann" usw.

Anders stellte sich Boie von Anfang an zu Voß. Wohl gab er auch hier eine ins einzelne gehende Beurteilung, aber ihm gegenüber war er äußerst vorsichtig. Es ist dies das einzige Mal,

daß wir beobachten können, wie Boie sich bei einem aufstrebenden Talent eine Vertrauensstellung erringt. Wir können es beim Lesen dieser Briefe verstehen, wie dankbar der junge, weltfremde Informator dem fernen Herausgeber des Musenalmanachs sein und wie er sich durch sein Lob geehrt und gewonnen fühlen mußte. Beide überboten sich in dankbarer Anerkennung, und Boie gab der Hoffnung Ausdruck, Voß werde bald des schwachen Stabes nicht mehr bedürfen. Er sollte nur zu sehr recht haben. Bald war Voß der Führer, und Boie ließ sich von ihm mit fortziehen. Aber mochte auch Voß als der Energischere dann eiliger vorschreiten und den Freund überholen, den Weg gezeigt hat doch Boie. Denn wenn er am 10. Oktober 1771 schrieb: „Das Einfache und Natürliche ist das wahre Schöne; zu diesem führt aber erst Übung und viel Geschmack", so gab er damit die Richtung an, die alles Folgende erkennen läßt. Und Voß wurde von ihm anfangs auch direkt angeregt. Boie riet ihm nicht nur, Sprache und Wohlklang zu studieren und durch Versuche festzustellen, welche Art ihm am besten liege, sondern er warnte ihn vor Kleinigkeiten und bat ihn, seine Kraft an etwas Größeres zu wenden. Boie fühlte hier klar die Größe seiner Aufgabe; er, der selbst sich mit kleinen Gaben begnügen mußte, merkte doch, daß Gleims und Jacobis Art nichts Dauerndes mehr haben konnte. Darum schrieb er (28. Oktober 1771):

Auch möcht ich Sie bitten, etwas größers zu versuchen. Keiner unsrer jungen Dichter läßt sich in Werke ein. Wir schreiben Kleinigkeiten, zuweilen gut und oft vortreflich. Aber wie wenige suchen unsre Litteratur mit Werken zu bereichern, quae decies repetita placebunt? . . . . . Ich weiß wohl, daß dieß nicht mit einemmal das Werk des Jünglings ist, aber der Jüngling muß sich dazu bilden, wenn der Mann sie schaffen soll.

Das Eingewöhnen in einen eigenen, festen Ton erschien ihm nunmehr überhaupt als erstes Ziel für einen jungen Dichter (über Blum an Knebel, 4. November 1771). Unter diesem Gesichtspunkte wandte er sich auch gegen das frühe Druckenlassen, das er ja schon bei der Karschin als eine Hauptgefahr erkannt hatte (an Gleim, 8. November 1771).

Durch das Arbeiten mit Voß kam Boie auch zur vollen Erkenntnis des Unterschiedes zwischen Talent und rein äußerlicher Schulung. Hatte er früher in Gefahr gestanden, letztere zu überschätzen, die Form über den Inhalt zu stellen, so gelangte er nun immer mehr dazu, sie für ein sekundäres — wenn auch unbedingt

notwendiges — Erfordernis für einen Dichter zu halten. So änderte sich auch seine Stellung zu Klopstock. Er pries ihn dem Halberstädter Freund gegenüber in begeisterten Tönen (8. November 1771), ja, am 30. Dezember 1771 kam er so weit, Knebel bei einer Gegenüberstellung Klopstocks und Ramlers zu erklären, Klopstock sei der erste und beinahe einzige Dichter der Nation, Ramler aber „ein sehr correcter, feuriger, harmonischer — Nachahmer des Horaz und der Alten. Wo ist bei ihm aber eine Spur von dem großen, ungestümen Feuer, das uns bei Klopstock hinreißt, in die Wolken erhebt und das ganze Herz erschüttert? Das thut nur der wahre Poet." Ja, Boie wagte es sogar, dem Verehrer Ramlers, der immer an Klopstock zu tadeln fand, ins Gesicht zu behaupten, Klopstocks Prosodie stehe der Ramlers nicht nach, ja, sei wohl noch folgerichtiger als diese. Auch der Kritiker Ramler erschien nicht mehr als unfehlbar. Am 4. Oktober 1771 hieß es noch bescheiden: „Ramler ist oft gegen sich und Andere zu strenge und oft — darf ichs sagen? nicht streng genug." Bald aber verurteilte Boie entschieden, daß Ramler in die Werke eines schon verstorbenen Dichters seine Änderungen hineinbrachte (4. November 1771 an Knebel) und erhob schließlich (hier in Übereinstimmung mit Knebel) das, was er bisher aus angeborener Vorsicht getan hatte, zur Forderung, nämlich: der Verfasser eines Gedichtes müsse alle Veränderungen selbst vornehmen.

Es giebt wenige Fälle, wo Verbesserungen von fremder Hand erlaubt sind. Hauptpunkte müssen sie nie betreffen, aber auch in den Kleinigkeiten des Wohlklangs ist es mißlich. Auch das feinste Gefühl fühlt nicht allemal richtig. Ramler hat Proben genug davon gegeben (an Knebel, 30. Januar 1772).

Im Laufe des Jahres 1772 verlor dann Ramler immer mehr an Glanz. Zwar erkannte Boie Voß gegenüber noch dankbar an, was er in dem täglichen Verkehr mit dem Berliner Horaz an Geschmack gewonnen habe (Voß an Brückner, 14. Mai 1772); auch sandte er noch die Arbeiten Bürgers und Voß' nach Berlin zur Kritik. Aber erst leise (an Knebel, 4. Juni 1772), dann immer bestimmter gab er zu verstehen, daß er wohl Ramlers Ansicht hören, sich ihr aber nicht blindlings unterwerfen wolle. Gerade durch die Art, wie Ramler sich der „Nachtfeyer" Bürgers annahm, wurde Boie stutzig. Alle Veränderungen Ramlers gingen von der Voraussetzung aus, daß die Nachtfeyer der Venus ein Lied für Deutsche werden solle; das aber konnte Boie nicht anerkennen. Gleich

Bürger meinte er, nur als „nachgemachte Antike“ habe das Stück Geltung, nur so sei es gedacht. Daher vermochte er Ramlers Änderungen nur als unglücklich zu bezeichnen. — Zugleich hatte Boie noch andere Sachen Bürgers gesandt, und bei ihnen empfand der Kritisierte die Eingriffe noch schärfer. Entrüstet schrieb er darüber an Boie (2. August 1772): „So verändern, das heißt ja nichts anders, als einem Nasen und Ohren abschneiden und frische von Hühnerfleisch anheilen, um ihn schön zu machen.“ Und Boie? Er ließ sich ganz davon überzeugen und ging so weit, Knebel (d. h. auch Ramler) gegenüber zu erklären, er halte Ramlers Änderungen für grundlos (8. August 1772). Damit war der Bann gebrochen; von nun an wagte Boie nicht nur an Ramlers Unfehlbarkeit heimlich zu zweifeln, sondern kämpfte mit ihm um jede Änderung, die ihm unrichtig erschien.

Doch wir müssen uns noch einmal ins Jahr 1771 versetzen. Damals entschied sich für immer die Stellung, die Boie als Kritiker einnehmen sollte. „Ich bin“, teilte er am 4. Oktober 1771 Knebel mit, „von manchem [Journal] zum Mitarbeiter geladen worden, aber mein Entschluß, nie einen öffentlichen Kunsttadler oder Lobredner abzugeben, ist unveränderlich. Die Pflichten eines wahren Kunstrichters erscheinen mir in einem zu ehrwürdigen Lichte, und die Kniffe der Afterkritiker sind mir zu bekannt, als daß ich Lust hätte, den Reigen zu vermehren. Als Knabe hab' ich über Männer geurtheilet, als Mann möcht' ich mich im Stillen an den Schönheiten anderer Schriftsteller belustigen und an ihren Fehlern lernen.“ Um so mehr mußte es Boie daran liegen, Gelegenheit zu persönlichem Verkehr mit jungen Dichtern zu bekommen und womöglich für seinen Almanach dauernde Mitarbeiter zu gewinnen. Da brachte endlich der Winter 1771/72 Aussicht auf Erfüllung dieses Wunsches. Am 30. Januar 1772 erging an Knebel die Nachricht:

> Wir bekommen nachgerade hier einen Parnassus in nuce. Es sind einige feine junge Köpfe da, die zum Theil auf gutem Wege sind. Ich suche das Völkchen zu vereinigen. Gegenseitige Ermunterung, Kritik hilft mehr, als man glaubt.

Zu diesem engeren Kreise scheinen — neben dem alten Freunde Bürger — Hahn, Hölty, die beiden Miller, Esmarch, Wehrs und einige Unbekannte gehört zu haben. Wie sich Boie im einzelnen zu ihnen stellte, dafür fehlen uns für jene Zeit leider die Zeugnisse.

Im Sommer 1772 erweiterte sich dann dieser Parnassus durch

das Hinzutreten von Voß und C. F. Cramer, dem besonderen Verehrer Klopstocks, bis er im Herbst 1772 nach der Ankunft der Stolberge seinen Höhepunkt in der Gründung des Haines fand.

Über die Arbeit des Sommers 1772 berichten uns Boies Briefe an Knebel. Wir hören von den wöchentlichen Zusammenkünften, bei denen sich ganz glückliche Versuche gezeigt hätten und ohne Schmeichelei geurteilt werde. Bald konnte Boie sogar der Hoffnung Ausdruck geben, er werde manches erhalten, was des Almanaches wert sei, und sei dadurch endlich in die Lage gesetzt, mehr als früher Unbrauchbares abzuweisen. Größere Hoffnungen erweckten Miller und Hölty, der seine Gedichte auch außerhalb der gemeinschaftlichen Zusammenkünfte mit Boie kritisch durcharbeitete. Das Hauptinteresse in jener Zeit lenkten aber Voß und Bürger auf sich.

In Voß hatte Boie ein geradezu ideales Objekt für seine Tätigkeit gefunden, da der junge Student außer Horaz und Ramler fast noch nichts kannte. Auch hier zeigte sich wieder Boies Respekt vor der ursprünglichen Kraft. Gerade die Unbelesenheit ließ ihn noch bessere Sachen von Voß erwarten. „Ich will schon dafür sorgen, daß er nicht zu viel liest" (an Knebel, 1. Mai 1772). Und Voß war anfangs auch ganz der gehorsame Schüler, der sich aller Aufmunterung, an der es Boie wahrlich nicht fehlen ließ, würdig erwies.

War Boie in Göttingen persönlich „der Stecken des Treibers" bei Voß, so wurde er es auch bei Bürger, der ja gerade damals Göttingen verließ. Kaum hatte sich des Freundes Lage in Gelliehausen geklärt, so begann der eifrige Briefwechsel, dem wir unendlich viel verdanken. Hat Bürger doch fortan nichts veröffentlicht, was nicht durch Boies Hand gegangen wäre. Und vieles wäre ohne diesen unvollendet geblieben, da der Eifer des Gelliehäuser Amtmanns unter der Last der Geschäfte nur zu oft erlahmte. Wir haben für Boies Kritikertätigkeit in jener Zeit keine ausführlichere Quelle als diesen Briefwechsel. Denn auch für Boies Stellung zu Voß und den Göttinger Freunden gibt er uns maßgebende Aufschlüsse, da er einige Zeit nach Voß' Ankunft in Göttingen einsetzt und den großen Fortschritt wiederspiegelt, den Boies Kritik durch den Umgang mit Voß machte.

Von vornherein fällt gegenüber Boies früherer Stellung zu Bürger auf, daß der kritisierende Freund jetzt mehr seinen Blick auf das Ganze richtete. Höher als die Einzelheiten, die freilich noch

immer den Hauptteil der Kritik einnahmen, stand ihm die Gesamtwirkung. Daher lenkte sich sein Augenmerk immer auf die Wahrung des Tones im ganzen Stück; darum riet er zu möglichster Konzentration, die keine Nachlässigkeiten im Ausdruck aufkommen ließe. Immer höher stellte er überhaupt seine Ansprüche. Er bedauerte, daß im Deutschen das ernste Pathos noch so selten sei, und daß die jungen Dichter sich nur allzu leicht von der Gleimschen Art, Verse zu machen, anstecken ließen (an Knebel, 10. November 1772). Nur nicht sich mit dem Erreichten zufrieden geben!, das leitete unseren Kritiker bei allen seinen Betrachtungen. Daher erklärt sich mancher Tadel, der uns auffallen möchte, daraus, daß es Boie nicht nur darauf ankam, daß das Gesagte schön, sondern ebenso, daß es neu und eigenartig sei und einem wahren Dichter entspreche. Freilich, diese höhere Erkenntnis auch praktisch durchzusetzen, gebrach es ihm an Kraft. Man hat oft den Eindruck, als habe Boie wohl ein sicheres Gefühl für das Unrichtige und Mangelhafte, als fehle ihm aber die Fähigkeit, nun klar zu bezeichnen, was an seine Stelle treten müsse. Es entsprang einem ganz richtigen Empfinden, wenn er an Bürger schrieb (12. September 1772): „Verbeßerungen trau' ich mir nicht zu machen; sie müßen von Ihrer eignen Hand seyn." Nur wenn dem Freunde die Hand erlahmte, unterzog sich Boie wohl der mühsamen Aufgabe, die Feile wieder aufzuheben und im Sinne des Dichters zu bessern; sonst beschränkte er sich darauf, den Weg suchen zu helfen, auf dem der Dichter dann das Ziel selber erreichen mußte. Auch in den Einzelheiten zeigte sich ein feines Empfinden für das Wahre und Deutliche, für Bilder, die wirklich etwas geben, während er trotz seiner Vorliebe für einen schönen Klang alles verwarf, was nur um des Klanges willen dastand. Aber auch hier störte wieder der Mangel an Kraft, der ihn im Ringen um sprachliche Richtigkeit kleinlich werden ließ.

Daher war es ein Glück, daß Bürger wirklich ein Dichter war und sich gegen Schlimmbesserungen wehren konnte, und daß Boie immer mehr den Ton des beratenden Freundes fand und aus den Antworten Bürgers selbst lernte. Es stellt sich uns in dem für Dichter und Kritiker so ehrenden Briefwechsel ein schönes, gemeinsames Schaffen dar; die Fragen gingen hinüber und herüber, bis endlich das Rechte gefunden war. Und manchmal war es nicht leicht. Es hat etwas Rührendes, wenn Bürger schreibt (13. September 1772):

Der folgenden Strophe thun Sie unrecht. Es würde mir wehthun, sie auszustreichen. Ich finde das Comische nicht. Mir deücht vielmehr daß die heilige Freüde drinnen ist, mit welcher David vor der Bundeslade tanzte. Bedenken Sie nur die Situation, in welche sich der Dichter setzt, und seinen Hymnus anstimmt. An ein Freüdenmal, an seines Mädchens Brust! Überlegen Sie dies, mein lieber Boie, und wenn Sie dann noch dawider sind, nun — so mag sie hinfahren.

Gerade diese Stelle und Bürgers der gleichen Zeit entstammende harte Worte über Ramlers Kritik lassen erkennen, daß er damals weit davon entfernt war, gegen das Schicksal der Kinder seines Geistes gleichgültig zu sein. Er duldete Boies Kritik nicht nur, sondern empfand sie als gut. Strodtmann hat daher unbedingt recht, wenn er sich in der Einleitung zu Bürgers Briefen (S. IX) gegen die oft gehörte irrtümliche Ansicht wendet,

als habe Boie einen nachteiligen Einfluß auf die poetische Entwicklung Bürgers geübt und ihn durch kleinliche Krittelei zu jener übertrieben ängstlichen Anwendung der poetischen Feile gestachelt, welche in seinen späteren Jahren (NB. als Boies Einfluß aufgehört hatte) so manches seiner schönsten Gedichte verdarb..... Die Ausstellungen Boies waren . . . ihrer Mehrzahl nach wohlgegründet, sie wurden stets im bescheidensten Tone, unter enthusiastischer Anerkennung der Gedichte im Großen und Ganzen vorgebracht, und Bürger änderte, mit vollkommener Zustimmung des Freundes, allemal nur, und meistens mit großer Geschicklichkeit, was er selbst nach ernstlicher Prüfung als Fehler erkannte.

Wäre Boie wirklich nur der kleinliche Mann gewesen, als den ihn manche hinstellen wollen, dann wäre es unverständlich, wie ihn die meisten Mitglieder des Bundes mit Freuden anerkannten, unverständlich, daß neben Gleim, der ihn zum Intendanten auf dem Parnaß ernennen wollte (an Knebel, 13. Oktober 1772), auch ein Mann wie Lichtenberg seine Kritikerfähigkeit pries (an Dietrich, Dezember 1772). Allen konnte es Boie freilich nicht recht machen. Besonders zeigten Cramer und sein Intimus Biester eine scharfe Abneigung gegen ihn. In einem Briefe an Bürger (September 1772) bezieht Cramer hämisch ein Wort Heynes auf Boie:

Sunt tandem qui honestum et pulchrum litterarum nomen ad eas artes et studia transferant, quae in levibus et jocosis carminum generibus, in amatorio argumento muliebrique mollitie et impotentia omnino occupantur.

Ganz glücklich meldete er am 15. Februar 1773:

Das Schnällchen (Boie) hat sich nun auch endlich durch seinen critischen Übermuth bey den Stolbergs stinkend gemacht (vgl. auch den Spott über die götting. Raspelei: an Bürger, Januar 1773, und an Bürger, Mitte November 1773).

Daß es auf persönlicher Abneigung und nicht nur auf kritischen Meinungsverschiedenheiten beruhte, erkennt man aus einer Bemerkung Biesters an Bürger (31. Oktober 1775):

Ich hatte immer des Zankes viel mit meinem Herrn Direktor Möller, ein Kerl ganz leibhaftig wie Boje.

Cramer — Biester ist nur sein Sprachrohr — hielt sich eben für ein Genie und fügte sich, nach Boies eigener Angabe, nur, wenn auch Biester eine Änderung verlangte. Allerdings lassen sich auch sonst Stellen gegen Boie anführen. Sie alle aber können nicht verdunkeln, daß es ihm wirklich ernst mit seinem Kritikeramt gewesen ist, und daß er es nicht nur zur Befriedigung persönlicher Eitelkeit und Herrschgelüste ausgeübt hat.

Dem widerspräche schon das eine, was ihn besonders zum Vertrauten dichterischer Versuche machen mußte: Boie war — ganz im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen — bekannt wegen seiner Diskretion, die es ihm sogar verbot, Bürger von dem ihm Anvertrauten etwas brieflich mitzuteilen (Bürger an Boie, 18. Mai 1772). Nur wenn er den Freund besuchte, brachte er ihm mit, was im Kreise der jungen Dichter gebilligt war.

Immer mehr gewann Boie Freude an der Kritikertätigkeit, die ihn nach und nach ganz ausfüllte. „Der Almanach und nun unser Parnassus in nuce hindert mich so, selbst was Erträgliches zu werden*): mag es doch, wenn ich nur immer bessere Sachen veranlassen kann!“ schrieb er an Knebel (20. September 1772). Wie er sich aller Fortschritte freute, können wir deutlich aus dem Niederschlag seiner Berichte in einem Briefe Bürgers an Gleim (20. September 1772) erkennen:

Zu Göttingen keimt ein ganz neuer Parnaß und wächst so schnell, als die Weiden am Bache. Wenigstens zehn poetische Pflanzen sprossen dort, wovon zuverlässig vier oder fünf zu Bäumen dereinst werden, Ich erstaune und verzweifle beynahe, wenn mich Boie hier auf meinem Dörfchen besucht und die

*) Freilich ist es nicht ganz ernst zu nehmen, wenn Boie immer wieder versichert, er sei kein Dichter (z. B. an Knebel, 8. August 1770). Goedeke hat recht, wenn er (Gött. Gel. Anz. 1869, S. 295 f.) betont: „Er galt für einen Dichter und galt bei sich selbst dafür. Denn die gegenteiligen Äußerungen, die er in Briefen macht, sagen nichts, da er sie durch die That widerlegte, indem er noch lange Jahre mit seinen kleinen Poesien fortfuhr und auch seine „Sächelchen“ im Musenalmanach nicht übermäßig sparsam, wenn auch unter allerlei Verstecken mitteilte.“

Producte dieſer Pflanzſchule mir vorlegt. Wenn das ſo fortgeht, ſo übertreffen wir noch alle Nationen an Reichthum und Vortrefflichkeit in allen Arten. Ich glaube, wir ſind noch in vollem Steigen und noch lange nicht an unſerm Ruhepuncte.

Was aber Boie noch mehr wert war: Die jungen Leute bildeten nicht nur ein kritiſches Konventikel, ſondern wuchſen immer enger zuſammen. „Alle, die hier von den Muſen geliebt werden, lieben ſich untereinander und ſind mehr Freunde noch als Dichter.“ Dadurch erſt konnte es zu einer tiefen, gegenſeitigen Anregung kommen, konnte erſt die Begeiſterung entflammen, die ſie alle unter einer Fahne ſammeln und zum Ruhme führen ſollte. Denn noch ſtellte ihr Dichten nichts Geſchloſſenes dar, das zeigte klar der Muſenalmanach für 1773. Zwar war es erfreulich — und Boie betonte dies auch mit Stolz (an Denis, 11. Oktober 1772) —, daß mehr als ein Viertel der Sammlung, und nicht das Schlechteſte, auf göttingiſchem Boden gewachſen war. Nun weilte an der Univerſität, die vor wenig Jahren nur Gelehrſamkeit gekannt und wohin erſt Heyne „alten Geſchmack“ gebracht hatte, mehr als ein Jüngling, „der dem Vaterlande einen guten und, was noch beſſer iſt, einen deutſchen Dichter verſpricht“. Aber ihre Stücke konnten der Sammlung doch nicht den Eindruck einer bewußten, neuen Art geben. Boie hatte noch ganz dem Grundſatz gehuldigt, allen freie Hand zu laſſen, nach ihren beſten Einſichten zu wählen; kein Wunder, daß es noch recht buntſcheckig ausſah. Der Kritiker des Merkur (1. Band, Februar 1773) wandte ſich daher nicht ganz mit Unrecht gegen die Übertreibung des Bardenweſens, die gekünſtelte Minnepoeſie und andere Auswüchſe einer Originalſucht. Aber derſelbe Kritiker mußte Boie beſtätigen, daß er in ſeiner Behandlung der jungen Dichter auf dem rechten Wege ſei (1773, I, 2, S. 164):

Überdem trag' ich lange ſchon den Gedanken mit mir herum, daß man eine gewiſſe Gattung der Critik immer mehr und mehr vernachläßigt; und zwar diejenige, welche dem jungen Dichter und dem ungeübten Leſer am heilſamſten iſt. Ich meyne die Critik der erſten Beförderer unſers Geſchmacks. Jene ſetzten ſich zu dem Dichter und Leſer hin, zeigten ihnen die gegen das Wahre und Schöne begangenen Fehler nicht nur an; ſondern zergliederten dieſelben, und lehrten, wie ſolche zu verbeſſern wären. Allerdings ſind jene dann und wann zu ſehr ins kleine gegangen; und was noch mehr iſt, unſer Publicum verlangt andre und ſtärkere Nahrung, als das ihrige. Indeſſen gehen wir zu ſehr ins Große. Unſre mehreſten Kunſtrichter begnügen ſich damit, den Werth einer Schrift überhaupt zu entſcheiden, oder geben da, wo ſie ſich in genauere Unterſuchungen einlaſſen, einen Wink, der gemeiniglich denen, welche deſſelben am

mehrsten bedürfen, unverständlich ist. Lieber wollen sie gelehrt und neu scheinen, als unterrichten.

In dem Bewußtsein, diese Forderungen wirklich erfüllt zu haben, konnte sich Boie zufrieden geben, zumal da er fühlte, daß der Tadel, besonders der Vorwurf der Originalsucht nicht ganz gerechtfertigt war. Boie schaute tiefer; er erkannte — und das sei ihm unvergessen —, daß es sich hier um ein großes Streben handelte, um eine innere Bewegung, die sich Bahn brach. Darum wandte er sich scharf dagegen (an Knebel, 20. November 1772), daß man seine Schützlinge einer kleinen Gruppe einreihe:

Unsere jungen Dichter hatten einen Bund mit einander gemacht, ihre Leiern nicht durch Nachahmung zu entweihen, deutschen Geist und Patriotismus zu singen, aber Barden wollten sie durchaus nicht sein, wie wir jetzt das Wort nehmen.

Boie empfand, daß sich eine ganz neue Bewegung anbahnte, sie selbst führen, konnte er aber nicht. Sie konnte nur erwachsen aus dem engsten Zusammenschluß der Dichter selber. Ihn brachte der Bund. Es ist beinahe symbolisch, daß Boie an seiner Gründung nicht beteiligt war*), daß man ihn aber dann zum Leiter erkor. Wieder, wie so oft, wurde Boie von seinen Schützlingen in eine neue Richtung gedrängt. Er, der mit Wieland in Verbindung stand und blieb, mußte die bekannte Absage des Bundes an den Dichter des Idris mitmachen.

Die Sitzung vom 21. Oktober 1772 war bezeichnend für die Stellung des Hains. Man brachte Gesundheiten aus: Klopstock, Ramler, Lessing, Gleim, Uz, Weiße wurden dabei gefeiert; aber es konnte vorkommen, daß einer, angeblich Bürger, Wieland nannte. Da wurde man sich wenigstens der Gegnerschaft gegen ihn, den Sittenverderber, bewußt, den man neben Voltaire stellte. Bis dahin war es noch ein Dichten nach den verschiedensten Vorbildern; von jetzt an hatte man ein festes Ziel: Deutsch wollte man werden. Damit war die Richtung gegeben; nun konnte der neue Geist, der alle einen sollte, einziehen. So brachte denn der Winter 1772/73 den Umschwung, brachte ihn durch das Zusammenwirken zweier Kräfte: Voß' glühender Verehrung alles Deutschen und der beiden Stolberge Liebe zu Klopstock, zu denen dann die allgemeine Be-

*) A. Sauer (Der Gött. Dichterbund. D. N. L. Einl.) meint, man habe ihn absichtlich ferngehalten, und Boie war zu solcher Feier auch wirklich nicht der geeignete Mann.

geisterung für Herder und im engsten Zusammenhang damit für Goethes Götz kam.

Voß' Anteil an der großen Wandlung ist ja durch seine eigene Schilderung bekannt genug; auch Boie folgte ihm: „Boies Geschmack war zu französisch. . . . Jetzt aber ist er so deutsch, so glühend deutsch, daß es Klopstock nicht mehr sein kann" (Voß an Brückner, 6. Dezember 1772).

Daß Klopstock immer mehr in den Vordergrund trat, da er außer Cramer in den Stolbergs zwei so warme Verehrer im Bunde hatte, war kein Wunder. Boies Stellung zu ihm konnte dadurch aber kaum noch beeinflußt werden; er war schon lange dazu gekommen, ihn für den größten deutschen Dichter zu halten.

Um so interessanter ist es, wie nun Herder sich Boies Begeisterung gewann. Der Briefwechsel zwischen Bürger und Boie zeigt im Winter 1772/73 nichts, was auf ein Weiterschreiten des Göttingers schließen ließe; manches deutet vielmehr darauf hin, daß er mit den Freunden nicht immer gleichen Schritt halten konnte, woraus manche Mißhelligkeit ihre Erklärung findet (s. o.). Selbst Wieland erhielt sich seine Stellung bei Boie. Einzig läßt sich erkennen, wie durch Voß' Einfluß Ramlers Odenübersetzung als Kanon in der allgemeinen Schätzung sank, so daß nun an seine Stelle Klopstock auch als oberster Kritiker trat. Da plötzlich stand unmittelbar neben Klopstock Herder.

Es ist merkwürdig, daß Herder erst damals entscheidenden Einfluß gewann. Bereits seit dem Herbst 1770 war Boie persönlich mit ihm bekannt (an Gleim, September 1770) und stand auch mit ihm in Briefwechsel über poetische Zeitfragen (Weinhold, S. 169). Näher kam er ihm dann bei seinem Aufenthalt in Göttingen im Februar 1772. Sicher wurde Boies Urteil über Ramler als Dichter (s. o.) durch eine bissige Kritik Herders (11. Juli 1772; s. Weinhold, S. 160) beeinflußt, aber Julian Schmidt irrt, wenn er (Gesch. der deutsch. Litt. II, 131) behauptet, Boie sei durch Herder schon 1772 von seiner bisherigen Neutralität abgebracht und ganz für Klopstock gewonnen worden. Immer noch strahlte damals Ramlers Licht, immer noch galten Gleim u. a., während Herder selbst unter den Helden des Haines fehlte.

Entscheidend wirkte erst das Erscheinen der Blätter „Von deutscher Art und Kunst", die im Mai 1773 in die Hände der Göttinger gelangten. Hier fanden die jungen Dichter all die Ideen

wieder, für die sie sich begeistert hatten, nur klarer und schärfer; hier klangen Töne an, die seit der Hamburger und Flensburger Zeit in Boie geschlummert hatten; hier stand manches, was gerade auf die Bestrebungen der letzten Göttinger Zeit hinzudeuten schien. Begeistert schrieb darum Bürger dem Freunde (18. Juni 1773):

Der [Ton], den Herder auferweckt hat, der schon lang auch in meiner Seele auftönte, hat nun dieselbe ganz erfüllt, und — ich muß entweder durchaus nichts von mir selbst wissen, oder in bin in meinem Elemente. O Boie, Boie, welche Wonne! Als ich fand, daß ein Mann wie Herder, eben das von der Lyric des Volks und mithin der Natur deütlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte.

Diese Begeisterung, die selbst Voß, den späteren Verächter alles Volksliedes, ergriff, mußte noch viel mehr Boie mitreißen, der schon Jahre vorher mit Bürger sich oft an Percy ergötzt hatte. Damals hatte er die tiefe Liebe zum Volksliede eingesogen, die nun wieder emporschlug und nicht mehr erlosch; ist doch Boie Herders treuer Helfer bei der Herausgabe der Volkslieder geworden. Gerade hier zeigte sich Boies Fortschritt gegen die ältere Generation, der er sonst in vielem nahe stand. Erich Schmidt (Charakteristiken I, 237) weist nicht nur auf Nicolais „Kleynen feynen Almanach" hin, sondern bringt auch aus des besonnenen Sturz' „Briefen" eine Stelle, die uns erkennen läßt, wie man auf alles „Volksmäßige" herabsah.

Doch Herder sollte noch überboten werden. Wenige Wochen vergingen, und Goethes Götz erschien. Hier war alles, was der Hain erstrebte: Deutschtum und Natur, vereint. Der deutsche Shakespeare, nach dem man so lange sehnend ausgeschaut, war erstanden und hatte endlich „den elenden Regel-Codex unter die Füße getreten, stellte ein ganzes evenement, mit Leben und Odem bis in seine kleinsten Adern beseelt, vor Augen". Götz gewann mit einem Schlage auch die Göttinger und stellte den jungen Dichter neben Herder und Klopstock. Als man im Bunde am 2. Juli 1773 Klopstocks Geburtstag feierte in einer Sitzung, die auch durch die Wielandverhöhnung stark an jene erste mahnt, da war von den ersten Schutzheiligen des Haines nur Klopstock übriggeblieben, selbst Lessings Name fehlte. Statt dessen trank man Goethes Gesundheit und Herders; sie waren fortan die Führer des Bundes.

Auch Boie konnte den neuen Weg einschlagen, da er durch eine langsame Entwicklung zu ihm hingeleitet war. Seinen Freunden, besonders Bürger, folgend, hatte er sich schon vor dem Erscheinen

von Herders Aufsatz mit dem Volksmäßigen beschäftigt. Zwar gingen noch bis in den Juni 1773 Auseinandersetzungen über Verbesserungen der „Nachtfeyer" zwischen Bürger und Boie hin und her; aber es hatte dies nur einen äußeren Anlaß. Sie war inzwischen in Ramlers lyrischer Blumenlese und unberechtigterweise in der gleichen Fassung im Merkur gedruckt worden und sollte nun in veränderter Gestalt im Musenalmanach für 1774 erscheinen. Aber nur mit Mühe konnte Boie den Freund noch zu einigen Änderungen bewegen. Bürger war ein anderer geworden, so mußte auch Boie sich mit ihm wandeln. Einerseits suchte Bürger nun mit Miller im Minneliede zu wetteifern; dann aber wandte er sich der volksmäßigen Erzählung zu. Nach einigen anderen Versuchen, die in Boie noch einmal den Gedanken aufkommen ließen, Bürgers eigenstes Gebiet sei doch der komische Ton, setzte die Arbeit an der „Lenore" ein. Damals entschied sich auch Bürger, der lange schwankte, ob man „Ballade die scherzhafte, Romanze die rührende Erzählung des Volksliedes" nennen sollte oder umgekehrt (an Boie, 22. April 1773), auf Boies Rat für das letztere (Boie an Bürger, 28. April). Während der Beschäftigung mit diesen Gedanken und des langsamen Heranreifens der Lenore erschienen dann Herder und Goethe auf dem Plan und vertieften das, was beide Freunde bewegte*).

Alles das fand nun seinen Abschluß in Boies Beteiligung an der „Lenore". Sie bildet das bedeutendste Erzeugnis der Göttinger, ist aber auch das glänzendste Beispiel für das Zusammenarbeiten dieses Kreises. Die Entstehungsgeschichte, wie sie Erich Schmidt in seinen Charakteristiken (I, 215 ff.) zusammenfassend dargestellt hat, läßt uns deutlich erkennen, wieviel wir dem Bund und besonders, neben Cramer, Boie danken. Wieder müssen wir bei der Betrachtung der eingehenden Arbeit bewundern, wie es Boie gelernt hat, sich in den neuen Ton hineinzuleben, wie er ihn mit feinem Sprachgefühl zu wahren weiß, wie er trotz allen Strebens nach Kürze und besonders nach Deutlichkeit, das ihn manchmal wieder entgleisen läßt, doch meist das Rechte trifft und — wie E. Schmidt anerkennt — mehrfach „Rechtballadisches" erreicht. Dies Einleben in die ganz neue Art ist um so bemerkenswerter, als die ältere Generation dem

*) Wie sehr sich Boie damals um das Volkstümliche bemühte, ist auch daraus ersichtlich, daß Karoline Herder ihm auf Grund ganz kurzer Bekanntschaft die Abschrift einer alten Romanze sandte.

fertigen Werke recht verständnislos gegenüberstand. Klopstock war sehr unzufrieden; selbst Gotter fühlte sich nach Boies Empfinden noch nicht genug hinein und blieb an Äußerlichem hängen (Schlösser, Gotter S. 82). Und aus dem Kreise der beaux esprits erklangen so laut die Stimmen dagegen, daß Bürger selbst Sorge um das Schicksal dieses seines Lieblingskindes empfand (16. September 1773 an Boie). Aber Boie war sich der Berechtigung dieses Werkes so tief bewußt, daß er auch den Freund mit aufrechterhalten konnte. Wie er bei der „Lenore" viel mehr als sonst hatte anregend mitarbeiten können, so zeigte er, der so ängstliche Mann, jetzt auch den Mut, das Stück gegen alle zu verteidigen. Es war der Höhepunkt in Boies Begeisterung, der Höhepunkt auch seiner positiven Kritik; es war das einzige Mal, wo Boie von einer großen Idee so fortgerissen wurde, daß er alles andere, auf das er sonst doch sorgsam Rücksicht nahm, vernachlässigte. Vieles aus den Tagen des Haines hatte in Boie keinen Bestand; an der Idee des Volkstümlichen aber hat er immer festgehalten.

Wie stark Boie damals von ihr erfüllt war, beweist sein Briefwechsel mit Gotter. Der Gothaer Freund, der mit Boie stets im lebhaftesten Austausch gestanden hatte, fand zwar für seine Gedichte auch weiterhin Verständnis, besonders da auch er den Versuch machte, zur ernsten Romanze überzugehen, aber seiner, immer noch ganz französierenden, dramatischen Tätigkeit begegnete wenig Interesse (Schlösser, Gotter S. 87 f.). Bezeichnend ist es, daß Boie dagegen für Gotters Merope sofort ein gutes Vorurteil faßte, da sie nicht in Alexandrinern abgefaßt sei. Freudig begrüßte er auch die Begeisterung Gotters für Goethes Götz; zufällig sandte ihn zu gleicher Zeit jeder dem anderen. Gegen Wieland aber, dessen Urteil noch im Frühjahr 1773 sehr hoch gestellt worden war, kam es jetzt zu heftigen Ausfällen in den Briefen an Gotter.

Das Spiegelbild der eben dargestellten Entwicklung gab der berühmte Musenalmanach für 1774: Klopstock erschien hier mit seiner Ode an die Stolbergs, Goethe war mit mehreren Gaben vertreten, ebenso Miller und Voß; besonders aber fand man hier in Begleitung von anderen Beiträgen Bürgers die „Lenore". Auch nach außen dokumentierte sich also die neue Richtung des Herausgebers, denn diese Beiträge drückten dem Ganzen den Stempel auf. Es war nicht mehr ein unparteiischer Almanach, der auch Beiträge der Neuesten brachte, sondern es war das Organ dieser Richtung.

Freilich kamen auch die Überwundenen zu Worte, und trotz aller Angriffe auf Wieland dankte der Almanach den Seinen nicht die schlechtesten Beiträge.

Schon das muß uns zeigen, daß Boie über sich selbst hinausging, wenn er sich in eine Feindschaft gegen Wieland hineinredete. Seiner Natur war es nicht gegeben, rücksichtslos nur Eine Richtung zu verfolgen. Wie er es gesellschaftlich verstand, sich überall anzupassen, so behielt er auch als Literat eine ausgleichende Stellung zwischen den Parteien. Innerlich hielt er an dem, was ihm das Jahr 1773 gebracht hatte, an dem Verständnis für das Volksmäßige und an der Begeisterung für das Deutsche, immer fest. Damit war aber für ihn noch keine dauernde Gegnerschaft gegen die Andersdenkenden gegeben, sondern bald stellte er wieder die Toleranz über alles. Am 11. Oktober 1773 schrieb er an Gleim im Hinblick auf die überlegene Kritik, wie sie der Merkur brachte:

Ich bin ganz für die Toleranz und gehöre durchaus zu keiner Sekte, und ich kann die Art nicht begreifen, wie Männer, in denen doch Ein Geist wohnen soll, und die alle auf Einen Zweck arbeiten, mit einander umgehen.

Damit war aber gegeben, daß seine Kritik in Zukunft wieder nur anschmiegend, nicht anregend werden konnte. Sie zeigte nie wieder das freudige Eintreten für eine Schöpfung wie bei der Lenore. Aber Boie wurde dadurch nur um so geeigneter zum Herausgeber von Sammelunternehmungen, die nicht einem kleinen Kreise, sondern der ganzen Nation dienen wollten.

Der Musenalmanach für 1774 war freilich der letzte, den Boie herausgab. Es ist bezeichnend, daß er Voß, der vertretungsweise die Fertigstellung übernahm, ausdrücklich anbefahl, keine Angriffe zuzulassen, und daß er zum Einstellen der Herausgabe besonders dadurch bewogen wurde, daß Voß gegen seine Weisung in einem Gedicht auf Michaelis einen scharfen Angriff auf Wieland brachte. Gerade das war auch das einzige, was Boie den Rückblick auf den Almanach trübte, daß er glaubte, sich doch nicht ganz von einer Parteinahme ferngehalten zu haben:

Ich will von keiner Sekte seyn und ganz unpartheyisch zu bleiben, war vielleicht dem Sammler eines Almanachs nicht möglich, der selbst kein Poet ist (an Gleim, 4. September 1775).

Boie kehrte also zur privaten Kritik im Freundeskreise zurück, die sich nun ganz in den Bahnen bewegte, die wir bisher kennen lernten. Solange Miller, Hahn, Hölty und Voß noch in Göttingen

vereint waren, bestand ja der Hain noch fort; dann war Boie dem allein zurückbleibenden Hölty ein aufmunternder Freund, der ihm so nottat. Die übrigen sah er mit Freude hinausgehen, da er hoffte, sie würden „in einem erweiterten Gesichtskreise, unter verschiedneren Menschen sich mehr ausbilden, allgemeiner in ihrem Ton werden" (an Gleim, 4. September 1775). Daß sie sich durchsetzen würden, des war er gewiß; in dieser Zuversicht ertrug er ruhig den Sturm, der über ihn als den Vater des „Bardenunwesens" hereinbrach (an Bürger, 12. Dezember 1774). Auch weiter zeigte sich in seiner Kritik die Richtung aufs Deutsche. Er wurde nicht müde, Gotter zu ermahnen, die Nachahmung der Franzosen ganz aufzugeben; er knüpfte wieder mit Gerstenberg Beziehungen an (an Klopstock, 10. Februar 1774) und suchte durch Merck (26. Januar 1775) mit möglichst viel Dichtern in Berührung zu kommen. Klopstock, dessen persönlichen Umgang er längere Zeit genießen durfte, blieb er treu ergeben und wurde daher von ihm zu seinem „Premierminister" ernannt (Klopstock an Ebert, Juni 1775). Aber freundschaftlich stellte er sich auch wieder zu Wieland, trotz der Empörung der Freunde; er besuchte ihn im Frühjahr 1774 und verteidigte sich auch gegen den Schein, als habe er Schuld an jenem Angriffe Voß'. Um so mehr bedauerte er es, daß Wieland ihm grollte, daß auch Ramler und besonders Gleim, wohl infolge zu offener Kritik, ihm zürnten (an Bürger, 12. Dezember 1774).

Am meisten war Boie noch bei Bürger als Kritiker tätig; aber zu einem wirklichen Zusammenarbeiten kam es nur noch ganz selten. Meist war der Briefwechsel mehr ein Austausch von Gedanken über die Fragen der Zeit. Auch traten immer wieder große Pausen ein. Hatte Bürger sich früher in seiner Einsamkeit an Boie geklammert, so trat nun die Liebe dazwischen und später die Qual seines Herzens. Bei Boie aber wurden die Anforderungen des Tages größer. Manches Gedicht wurde zwar noch durchgesprochen, um Voß' Almanach zu stützen, aber es war nicht mehr die alte Schaffensfreudigkeit. Eingehender beschäftigten sich beide Freunde dann mit „Lenardo und Blandine", und Boie ließ sich, gleich dem Dichter, durch den einheitlichen Guß hinreißen, es über „Lenore" zu stellen. Das Verhältnis scheint sich in jener Zeit überhaupt etwas verschoben zu haben, denn Hölty spottet Voß gegenüber (14. Mai 1776), Boie kniee vor Bürger, seinem Dichterabgott. Alles in allem trat auch in jener Zeit als Hauptmerkmal die Anpassungsfähigkeit

Boies hervor; er verstand es, seine eigene Person in den Hintergrund zu stellen und sich ganz in die Art des Kritisierten zu versenken.

Wir sahen schon, daß dies in Boies tiefster Natur lag. Gesteigert wurde es — und das sei als Letztes zum Verständnis des Kritikers Boie angeführt — dadurch, daß Boie selbst fast nur als Übersetzer tätig war. In der Reihe der Übersetzer aber nimmt er genau denselben Platz ein, wie in der der Kritiker: er ist ein Vorläufer Herders.

Bekannt ist Lessings scharfer Kampf gegen die Bücherfabrikanten und Nachahmer, als deren schlimmste ihm die Übersetzer erschienen. Es ist ja geradezu ergötzlich zu sehen, wie sich die angeblichen Übersetzer damit begnügen, den Wortlaut wiederzugeben und, wie Gottscheds Trabanten, unverfroren genug sind, ihre eigenen Fehler dem Autor zur Last zu legen. Aber Lessing selbst erfüllt als Beurteiler und Nachdichter nur da strengere Forderungen, wo er auf verwandten Geist und verwandten Stil stößt. Es fällt ihm schwer, sich dem Original anzuschmiegen, fremdem Ausdruck zu dienen, und so meint er schließlich resigniert, auch der beste Dolmetsch sei „ein Verhunzer".

Weiter noch geht Gerstenberg. Gerade bei seiner Betonung des Originals und seiner Verehrung Shakespeares mußte er durch Wielands Übersetzung abgestoßen werden. So verallgemeinert er denn auch hier und verneint überhaupt die Möglichkeit einer Übersetzung. Ganz anders Herder: er denkt und fühlt und lebt sich in das Original hinein; dann gibt er es in seinem wahrsten Gehalt wieder.

Auch Boie ist bemüht, sich hineinzuversetzen; auch er versteht es, sich anzuschmiegen und hinter dem Dichter zurückzutreten. Aber es mangelt ihm doch die tiefste Erkenntnis des innersten Gehaltes, des Allgemeinen, die Herder hat. Vergleichen wir die Übersetzungen von T'was when the seas were rearing, wie sie Boie in seinem „Suschen" (Weinhold, S. 341 ff.) und Herder in „Das Mädchen am Ufer" (Volkslieder 1778, Nr. 16, S. 77; Suphan 25, 169) gab, so sehen wir Boie genau unter Wahrung des Einzelnen, der Worttreue übersetzen, während sich Herder an die Wirkung des Ganzen, den Ton hält und dadurch viel packender und gewaltiger wird. Boie macht das Gedicht durch kleine Züge deutsch, Herder allgemein menschlich. Daraus wird es sich wohl auch erklären, daß

Boie trotz seiner Vertrautheit mit dem Englischen doch die französischen Vorbilder mit ihrer unverfehlbaren Pointe bevorzugt.

Die Übersetzertätigkeit brachte dann auch Boie zur Beschäftigung mit der Prosa: verschiedene wissenschaftliche Werke wurden von ihm übertragen. So wurde er auch da gezwungen, sich über die Forderungen eines guten deutschen Stiles klar zu werden.

Überblicken wir noch einmal Boies ganze Entwicklung und Tätigkeit von 1767 bis 1776 und sehen dabei von der Beschäftigung mit minderwertigen Sachen ab, wie sie die Herausgabe des Musenalmanachs mit sich brachte, so stellt sich uns ein feiner, vorsichtiger Beurteiler dar, der durch seine unermüdliche Tätigkeit, „seine mustergültige Art aufzunehmen" (Meyer, Goethe II 4, 527) und seinen sicheren kritischen Takt eine Schar junger Dichter aufs trefflichste gefördert hat. Darüber hinaus zu einer Kritik, die neue Bahnen wies, neue Produkte anregte, hat es Boie aber nur in wenigen, besonders glücklichen Fällen gebracht. Boie hielt sich, im Gegensatz zu den großen Kritikern seiner Zeit, nur an das Einzelne. Ihm kam es nicht darauf an zu zeigen, was sich aus dem vorliegenden Stoffe hätte machen lassen, und dadurch Winke für die Zukunft zu geben, sondern sein einziges Bestreben war, die nun einmal vorliegende Fassung zur möglichsten Vollendung zu steigern. Während aber die anderen Kritiker nur die Feder zu fördernder Kritik ergriffen, wenn sie durch die Verwandtschaft des Stoffes mit eigenen Gedanken angezogen wurden, war er immer bereit, sein Messer anzusetzen, wo man ihn rief, und war dann fähig, etwas zu leisten. So erscheint er als ein Mittler zwischen der absterbenden Generation, aus deren Schule er selbst hervorgegangen war, und der mächtig aufstrebenden jüngeren, der er in ihren wesentlichen Gedanken folgen konnte. Dieser Mittlerstellung war er sich auch bewußt und trat darum allen mit ehrlichem Wollen entgegen. Und sein Bemühen war auch oft, trotz Goedekes entgegengesetzter Ansicht (Gött. Gel. Anz. 1869, S. 239 f.), mit Erfolg gekrönt; seiner Kritik verdanken wir wirklich wertvolle Verbesserungen. Daher ist es entschieden abzulehnen, wenn Goedeke Ramler und Voß als Parallelen heranzieht*) und behauptet:

*) Überhaupt ist festzustellen, daß Goedeke, wohl aus Opposition zu dem oft zu milden und schönfärbenden Weinhold, in der Charakteristik Boies entschieden zu schwarz malt, daß besonders Boies Persönlichkeit trotz ihrer unleugbaren Schwächen doch höher zu stellen ist, als G. es glauben machen möchte.

so darf man annehmen, daß es sich auch bei Boie nicht um die entsprechende Herausarbeitung eines Gedankens oder einer Empfindung im Sinne und Geist des ursprünglichen Entwurfs handelte, sondern um eine gewisse schulmeisterliche Überlegenheit, die das vorgelegte kleinere oder größere Werk nach ihrem Sinne umgestalten möchte, unbekümmert darum, ob es Gefahr laufe, verunstaltet zu werden, was bekanntlich Ramler sowie Voß bis zur Virtuosität trieben, an eignen wie an Arbeiten andrer. Bei der zaghaften Natur Boies läßt sich jedoch nicht annehmen, daß seine Correcturen tiefer drangen, als das Schniegeln und Bügeln, das Glätten und Plätten es mit sich bringt.

Im Gegenteil: Boie strebte stets, im Sinne des Dichters zu arbeiten, beharrte auch nicht auf seinen Besserungen gegen den Wunsch des Autors, wie jene beiden es taten. Das Schniegeln und Bügeln stand freilich bei ihm im Vordergrund, und die Gefahr der Kleinelei nahm zu; aber er leistete, was in den Grenzen seiner Natur möglich war. Und daß er darin Gutes erreichte, dafür ist das glänzendste Zeugnis die treue Dankbarkeit gerade derer, die am häufigsten Objekte seiner Kritik gewesen waren.

Fragen wir aber, was die Kritiker- und Übersetzertätigkeit für seine Stellung als Herausgeber einer Zeitschrift vermuten läßt, so mußte günstig sein, daß Boie ein Muster der Unparteilichkeit und durch die lange Praxis allen Sätteln gerecht war. Bedenken aber erweckt, daß er keine geschlossene Persönlichkeit war, daß er keinerlei Führerfähigkeit hatte und nicht vermochte, eine bestimmte Richtung fest einzuhalten.

Darin liegt die ganze Entwicklung der Zeitschrift beschlossen, deren Leitung Boie von 1776—1791 führte. Kein Journal hat damals so wie das „Deutsche Museum" alle zu Wort kommen lassen, keines hatte einen so umfassenden Mitarbeiterkreis und wenige einen so vielseitigen Inhalt. Aber alle anderen waren dem Museum durch eine festere Leitung überlegen. Wie Boie sich als Kritiker anpaßte, so tat er es auch als Herausgeber. Als Kritiker hat er darum nie neue Ziele aufstellen, einen dauernden Einfluß gewinnen können; als Herausgeber setzte er dadurch alle Einheitlichkeit aufs Spiel und vermochte seine Zeitschrift nicht auf der Höhe zu halten, die sie nach Ziel und Inhalt verdiente.

Erster Hauptteil.

Äußere Geschichte des Deutschen Museums und des Neuen deutschen Museums.

1. Vorgeschichte und Gründung.

Bereits zu Anfang der 70er Jahre war in Boie einmal der Gedanke an die Herausgabe einer periodischen Schrift aufgetaucht. Mit einem Magdeburger Freunde, dem Subrektor Funk, einem Vertrauten Klopstocks und Gerstenbergs, wollte er eine schöngeistige Wochenschrift: „Magazin für junge Frauenzimmer" gründen. Aus unbekannten Ursachen unterblieb es (Weinhold, S. 42). Als dann Wieland seinen „Teutschen Merkur" begann, richtete er auch an Boie die Bitte um Beiträge (Boie an Gotter, 29. Januar 1773; Schlösser, a. a. O. S. 79). Zwar sandte der Göttinger gleich für das erste Stück sein Gedicht: „Der verschwiegene Schäfer"; zu weiterer Mitarbeit kam es jedoch infolge von Boies Entwicklung nicht. Boie beabsichtigte sogar, sich mit Wieland im Merkur wegen seines Tones auseinanderzusetzen. „Er will," schrieb er am 3. August 1773 an seine Eltern, „alles auf französischen leichten witzigen Ton herabgestimmt haben. — — Meine Absicht ist jetzt die entgegengesetzte. Ich will so männlich so stark so deutsch seyn als möglich und nur etwas von dem andern wie Salz dazwischen streuen." So beschränkte sich Boie darauf, den Vertrieb des Merkur für Göttingen zu besorgen. Auch ließen ihm die Herausgabe des Musenalmanachs, seine Hofmeisterstellen und seine ausgedehnte Übersetzertätigkeit nicht Zeit zu eigener Arbeit. Dann übernahm Voß den Almanach; eine

geplante große Reise zerschlug sich, und zugleich faßte Boie den Entschluß, die längst verhaßte Hofmeisterei endgültig aufzugeben und seinen Unterhalt nun ganz durch Schriftstellerei zu erwerben. Als daher gerade damals (Ende Juni 1775) Bode, der Verleger des Wandsbecker Boten, ihn bat, Claudius' Erbe anzutreten, da schwankte er stark, ob er diesem Rufe nicht folgen sollte. Schließlich lehnte er jedoch ab, um in Göttingen bleiben zu können, und hoffte sich „durch Schreiben und Unterrichtgeben so gut durchzuhelfen" als möglich. Aber schon fürchtete er, Göttingen doch verlassen zu müssen, als zu gelegenster Zeit Dohm, der damals noch sein „Encyklopädisches Journal" fortzusetzen gedachte, ihn, den er durch den Vertrieb des Musenalmanachs kennen gelernt hatte, zur Mitarbeit aufforderte. Zu gleicher Zeit kam aus Frankreich die Einladung zur Teilnahme am Journal étranger. So lenkte sich sein Blick mehr und mehr auf eine journalistische Tätigkeit.

Christian Wilhelm Dohm war 1774 nach Göttingen gekommen, nachdem er nach zweijährigem Studium in Leipzig und einjährigem Aufenthalt bei Basedow ein Jahr lang in Berlin erst als Pagenhofmeister, dann als freier Mann reiche Erfahrungen gesammelt hatte. In Göttingen, wo er seine Studien wieder aufnahm, hatte er die Fortsetzung des seit 1774 in Cleve erscheinenden „Encyklopädischen Journals" übernommen. Es war dies eine Nachahmung der englischen Magazine zur Lektüre für jedermann, besonders des Universal Magazine of Knowledge and Pleasure; meist brachte es Übersetzungen und suchte alle Wissenschaften und Künste zu umfassen. Dohm schränkte den Plan auf die Gebiete der Gelehrsamkeit ein und wollte dafür auf möglichste Neuigkeit und Gemeinnützigkeit sehen. Er brachte es auch zu einem ganz schönen Erfolge; aber der Verleger mußte das Journal aufgeben, und der Versuch, es in einem anderen Verlage fortzusetzen, scheiterte. Da knüpfte Dohm mit dem Leipziger Buchhändler Weygand Verhandlungen über die Herausgabe einer dem Encyklopädischen Journal ähnlichen Zeitschrift an. Um die Mitte des August 1775 kam Weygand nach Göttingen, um, wie wenigstens Gronau, der Freund und Biograph Dohms, behauptet, die bisher ohne Erfolg geführten Verhandlungen wieder aufzunehmen (vgl. Gronau, Chr. W. Dohm nach seinem Wollen und Handeln, Lemgo 1824, S. 39).

Boie hatte mit Weygand schon im April 1775 über Herausgabe einer Sammlung von Übersetzungen aus dem Englischen und

besonders aus Ossian verhandelt, doch waren sie zu keiner Einigung gelangt. Dann hatte er einen alten Plan wieder aufgenommen, eine Sammlung „Vermischte Schriften", d. h. besonders Übersetzungen kleiner englischer Abhandlungen, herauszugeben. Dies führte auch ihn bei Weygands Anwesenheit in Göttingen zu einer persönlichen Besprechung mit ihm, dem Freunde Millers und Höltys. Dabei muß nun sofort der Plan aufgetaucht sein, er und Dohm sollten sich zur Herausgabe einer größeren Zeitschrift vereinigen. Schon am 23. August erwähnt Boie (an Voß) große Projekte, die er und Weygand hätten. Eine gemeinsame Fahrt beider zu Bürger förderte den Plan so weit, daß Boie bereits am 27. August dem Wandsbecker Freunde melden konnte:

Ich gehe jezt mit einem großen Projekt schwanger, das, wenn es zu Stande kömmt, wie ich alle Ursache habe zu hoffen, mich unabhängig erhalten muß. Eine Art — wie der Merkur hätte werden sollen, wie uns noch ein Werk fehlt, und wie meins hoff ich zum Theil werden wird. In Absicht der Gedichte thu' ich gewiß Ihrem Alm(anach) keinen Schaden. Ich nehme nur größre. Aber auf Ihre prosaische Beyhülfe rechn' ich stark. Kritisch, philosophisch, fürs Herz — wie Sie wollen — nur nicht polemisch! Wegen des Titels bin ich noch nicht einig, und ankündigen will ich nichts, bis ich eines Theils der Hülfe sicher bin, worauf ich rechne. Claudius hoff ich wird mir besonders beystehen. Meine Hauptabsicht ist Ausbreitung des deutschen Geistes, und Kenntniß und Verbindung wahrer Deutschen untereinander. Ich kann gut und richtig jedes Quartal bezahlen. Mehr in meinem nächsten Briefe.

Wie die Verhandlungen zwischen Boie, Dohm und Weygand sich im einzelnen gestaltet haben, läßt sich nicht mehr feststellen. Merkwürdig ist allerdings, daß Boie vor dem 4. September eine Mitarbeit Dohms nicht erwähnt und sich später stellt, als habe es ganz an ihm gelegen, ob er die Zeitschrift allein herausgeben oder wen er zur Hilfe heranziehen wollte. Auf jeden Fall wurde noch im Beisein Weygands, der bis zum 4. September in Göttingen blieb (Boie an Voß, 4. September) alles Nötige zwischen den drei Beteiligten vereinbart. Dohm trat als gleichberechtigter Herausgeber ein. Am 4. September schreibt Boie froh an Gleim und Voß, das Projekt sei nun zustande, soweit sie, d. h. Herausgeber und Verleger, es bringen könnten. Damals entschied sich auch der Name. Hatte man erst an ein „Deutsches Magazin" gedacht, so übernahm man nun den Titel: „Deutsches Museum", den einst Bode und Lessing der beabsichtigten Zeitschrift ihres Verlages hatten geben wollen (E. Schmidt, Lessing I², 677).

Über Zweck und Ziel der neuen Monatsschrift gab ein vom 12. September 1775 datiertes gedrucktes Einladungsschreiben Auskunft. Zugleich wandte sich Boie brieflich an alle seine Freunde und legte ihnen seine Pläne dar, überall etwa so, wie er es Voß gegenüber getan hatte. Aus all seinen Äußerungen erklingt eine starke Zuversicht; wußte er doch, daß das neue Journal eine Lücke ausfüllen und der Zustimmung der Besten sicher sein werde. Und zu einem freudigen Blick in die Zukunft hatten beide Herausgeber um so mehr Recht, als sie sich völlig eins waren in der Begeisterung für alles Deutsche, dem sie nun nach verschiedenen Richtungen dienen wollten. Dazu konnten beide aus ihrer früheren Tätigkeit her auf ein weitverzweigtes Netz von Beziehungen und Korrespondenzen blicken. Dies allein schon mußte ihnen Mut machen, gegen den Merkur in die Schranken zu treten; denn Wielands Mitarbeiterkreis war klein, und seine Werbetätigkeit litt stark darunter, daß er nicht einmal Titel und Wohnsitz der Gelehrten kannte, die er zur Teilnahme auffordern wollte (Böhnke, Wielands publizistische Tätigkeit, S. 12). Während sich Dohm hauptsächlich auf einen kleineren Stab treuer, zuverlässiger Freunde stützte und besonders selbst sein bester Mitarbeiter war, entfaltete Boie nun eine eifrige Tätigkeit, um überall die gelockerten Fäden wieder anzuziehen und neue zu knüpfen.

Er konnte dies um so mehr, als die finanzielle Seite des Vertrags nicht ungünstig zu sein schien. Über die Abmachungen mit Weygand, die allerdings einstweilen nur für sechs Monate galten (Bürger an Göckingk, 29. Januar 1776), geben uns Dohms Abrechnungen Auskunft. Danach erhielten Dohm und Boie für Januar, Februar und März 1776 (Abrechnung vom 6. Mai 1776) insgesamt 162 Taler, für das zweite Quartal (4. August) 159 Taler 12 Gutegroschen, für das dritte (3. Oktober) wieder 162 Taler, d. h. für jeden Bogen 9 Taler. Die Summe sollte pünktlich Ende jedes Quartals vom Verleger ausgezahlt werden. Freilich hat Weygand später kaum ein einziges Mal den Termin eingehalten.

Die Herausgeber ihrerseits setzten das Honorar für den Bogen ganz verschieden fest. So versprach Boie bereits am 4. September 1775 Voß, er solle für den Bogen 1 Louisd'or, d. h. wenn wir von dem Goldagio absehen, 5 Taler bekommen. Dasselbe stellte man Merck in Aussicht, ja gab der Hoffnung Ausdruck, später noch mehr zahlen zu können. Doch war es von Anfang an abgemacht, diesen

hohen Satz, wie ihn kein Verleger gewährte, nicht allen zu geben (Dohm an Boie, 21. April 1776), sondern als feste Norm 4 Taler für den Bogen zu betrachten, gleichviel ob es sich um Aufsätze, Gedichte oder Mitteilungen aus Briefen handelte. Es scheint dies auch ein ganz angemessener Preis gewesen zu sein, obwohl z. B. der Verleger Reich für das Magazin der Regierungskunst 2 Dukaten, d. h. 6 Taler pro Bogen zahlte. 5 Taler erhielten die Stolberge, Voß, Bürger, Dohm und Boie für seine Briefmitteilungen. Eine ganz besondere Ausnahmestellung nahm Lenz ein, der seine Erzählung „Zerbin" nur für den hohen Preis von 10 Dukaten zur Verfügung stellte. Um ihres Wertes willen entschloß sich Boie dazu, obwohl die Herausgeber damit ein persönliches Opfer brachten. Dohm schreibt darüber am 6. Mai 1776 an Boie:

Die Ungerechtigkeit von Lenz ist doch wahrlich zu groß. Wir bezahlen ihm 31 Kolumnen mit 28 ℳ und leyden also gerade 10 ℳ Schaden, da sie uns W(eygand) mit 18 ℳ bezahlt.

Auch später ging Boie bei einzelnen Mitarbeitern sehr hoch. So bot er Lichtenberg 2 Louisd'or, d. i. 10 Taler für den Bogen, und selbst Hindenburg sollte 6 Taler erhalten, wozu Lichtenberg bemerkte: „er ist mit seinen 2 Louisd'or zurückhaltend geworden, er kan und solte sie auch nicht geben" (E. Ebstein, Aus G. C. Lichtenbergs Korrespondenz, S. 53 f.).

Wie sich bei diesen verschiedenen Ansätzen das Resultat für die Herausgeber stellte, ersehen wir aus der Abrechnung Dohms vom 6. Mai 1776, die Dohm selbst als „ein Hauptstück ins Archiv des Museums" bezeichnet:

Für Januar, Februar, März habe ich 162 ℳ erhalten. Von diesen bekommen die Verfasser:

Feder . . .	16 ℳ	6 ß;	wir bleiben ihm schuldig	1 ℳ	6 ß				
Bürger. . .	5 ℳ	9½ ß	„	„	„	„		9½ ß	
Kästner . .	5 ℳ	9 ß	„	„	„	„		9 ß	
Klinger . .	5 ℳ								
Heyne . . .	12 ℳ		„	„	„	„	2 ℳ		
Die Stolberge	4 ℳ	15½ ß							
Schlosser . .	12 ℳ	12 ß							
Eschenburg .	5 ℳ								
Lenz . . .	28 ℳ	8 ß							
Boie . . .	1 ℳ	6 ß							
Dohm . . .	6 ℳ	6 ß							
Summe	102 ℳ	— ß.	Davon bleibt schuldig	4 ℳ	½ ß *)				

*) Weil sonst bei der Auszahlung in Kassengeld zuviel Verlust entstanden wäre.

Jene 102 abgezogen von 162 bleibt 60 ℔ für unser Honorar, also Jedem 30 ß.

Ein wesentlich günstigeres Bild gewährt das zweite Quartal; da heißt es (Dohm an Boie, 4. August 1776):

Weygand hat uns bezahlt 159 ß 12 ₰
davon abgezogen die 75 ℔ 13½ ₰ (Honorare)
bleibt unser Gewinn 83 ß 22½ ₰
dieß macht für jedes Antheil = 41 ß 17½ ₰.

Ähnlich ergibt sich für das dritte Quartal:

83 ß 2 ₰ abgezogen von 162 ℔ als der ganzen Summe des Honorarii bleibt — 78 ß 22 ₰ — unser Gewinn und also pro rata, 39 ß 11 ₰.

Allerdings geht davon noch alles Porto für die Sendungen der Herausgeber unter sich und an Weygand ab, das sich für jeden auf etwa 8 Taler pro Quartal belief; das Porto für die Einsendungen der Beiträge an die Herausgeber mußten die Autoren selbst tragen.

Freiexemplare erhielten Boie und Dohm je vier, jedes weitere Exemplar mußten sie selber mit 4 (Boie an Voß, 27. August 1776) oder 3 (Dohm an Boie, 23. November 1776) Reichstalern bezahlen. Sonst betrug der Abonnementspreis 4 Reichstaler*), wie die Herausgeber selbst wußten, eine sehr hohe Summe; war doch der Preis von Wielands Merkur für Abonnenten 2½, für Nichtabonnenten 3½ Reichstaler (Böhnke, a. a. O.). Ihre Berechtigung konnte diese hohe Forderung nur finden, wenn es gelang, durch das gute Honorar tüchtige Mitarbeiter heranzuziehen.

Darauf verwandte nun Boie seine ganze Kraft. Bürger und Voß waren, wie wir schon sahen, die ersten, die der neue Herausgeber ins Vertrauen zog. Von beiden erhoffte er größere Beiträge. Dann wandte er sich an Gleim und Merck, indem er den weitesten

*) Vom September 1776 bis zum August 1785 heißt es auf der zweiten Umschlagseite: „Dieß deutsche Museum wird jährlich in 12 einzelnen Monatsstücken gebunden geliefert, jeder besteht aus 6 Bogen in groß Oktav mit kleiner und enger Schrift gedruckt. So oft sich wichtige Gelegenheiten zeigen, werden Kupfer, Liederkompositionen oder merkwürdige Risse beigefügt. . . .

Man { verlangt keine Vorauszahlung, sondern nur Unterschrift und später: bittet um halbjährige Vorauszahlung oder hinlängliche } Versicherung, daß man das Journal mithalten und alle halbe Jahre unerinnert richtig bezahlen will, um weder Stücke zurück zu bekommen, noch auf das Geld lange zu warten und darum zu erinnern. Jedes Stück kostet Acht Groschen Konventionsgeld, macht aufs halbe Jahr Zwey Rthlr. Man kann, ohne was weiter dabey zu bedingen, zu jeder Zeit antreten und unterzeichnen.

Spielraum ließ: „Poesie, Prosa, litterarisch, philosophisch, launisch, alles, was Sie schreiben." Ein Zufall führte in jenen Tagen den Kanonikus von Pauw nach Göttingen, den sich Friedrich der Große zum Gesellschafter ausersehen hatte. Sofort wandte sich Boie an ihn und kann berichten (an Voß, 8. September 1775):

Es ist ein sehr bescheidner grader Mann, der verdiente, ein Deutscher zu seyn. Er hat mir Beyträge zum Museum versprochen, und billigt den Plan sehr.

Zu gleicher Zeit erging dann das öffentliche Einladungsschreiben, und wie Bürger meinte (an Boie, 25. September 1775): „ich sollte denken, er (der Plan) müste sowohl Mit Arbeiter als Käufer nach Wunsche locken", so hoffte auch Boie zuversichtlich auf gute Beiträge von manchen Großen, wie Klopstock, Gerstenberg, vielleicht auch Herder. Immer weiter ging der Blick des eifrigen Sammlers: Möser, Moser, Eberhard, Feder, Sturz, Lenz und die beiden Stolberge wurden angegangen, und mancher von ihnen versprach Beiträge. Eschenburg, Kästner, J. G. Schlosser (Goethes Schwager) und selbst der unzuverlässige Göttinger Freund Hahn stellten sich mit größeren oder kleineren Gaben ein, Klinger meldete sich mit der Anfrage, ob Boie etwas Dramatisches haben wollte.

Allein welch eine Arbeitslast bedeuteten diese Bitten und Verhandlungen, wie galt es manchen Irrtum zu beseitigen oder die eingeschlafene Kraft erst wieder zu wecken, wie bei Sturz. Wenn Boie am 1. Januar 1776 zu Voß äußert: „Ich schreib im Eulenfluge, wie man spricht. Zehn Briefe müßen noch vor Abgang der Post fertig seyn, also Verzeihung!" — so wird das nicht das einzige Mal gewesen sein, daß sich die Arbeit so häufte, und wir verstehen es, wenn es heißt (18. Januar an Bürger): „Die Museumskorrespondenz lag mir schwer auf dem Hals."

Sie mußte das um so mehr, da Boie außer den Freunden, die ihm größere Beiträge sandten, noch eine größere Anzahl von Korrespondenten hatte. Geschäftliche Beziehungen aus der Zeit des Musenalmanaches sicherten ihm Nachrichten aus ganz Deutschland; besonders nutzte er sie für die südlicheren Teile des Reiches aus, woher er von näherstehenden Freunden keine Nachricht bekam. So hatte er unter anderem Korrespondenten in Nürnberg, Wetzlar, Erlangen, Frankfurt (Hofrat Deinet, Herausgeber der Frankfurter Gelehrten Anzeigen), Straßburg, Mannheim, Heidelberg (Frau von La Roche), Kreuznach, Darmstadt, Gießen, Gotha und Zweibrücken (an Voß, 12. Mai 1775). Auf gleiche Weise erhielt er Nachrichten aus

Mitau und aus Sachsen. Über Holland berichtete Freund Mutzenbecher, der 1775 als Gesandtschaftsprediger nach dem Haag gegangen war (an Ernestine Boie, 9. Januar 1775), und für die englischen Verhältnisse waren eine reiche Fundgrube die Briefe, die ein Freund aus der Studienzeit, Bruns, aus Oxford sandte. Seit dem Jahre 1769, wo er dorthin übersiedelte und mit den geistigen Führern Englands bald in nahe Berührung kam (Boie an Jessen, 1. September 1769; an Köhler, 20. September 1769), hatte Bruns den Göttinger Freund immer auf dem Laufenden erhalten und besonders die englischen Gelehrtenverhältnisse geschildert. In Amerika hatte Boie seit 1774 als Korrespondenten den Engländer John André, aus Italien teilte Graf Dönhof ihm mancherlei mit. Aus diesem Schatz schöpfte Boie nun viel wertvolle Briefauszüge. Ebenso verfuhr er mit all seinen anderen Briefen, so daß allzu ängstliche Gemüter bald fürchteten, er drucke alles, was ihm in die Hände komme (z. B. Lenz an Boie, 13. August 1776). Auch seine Freunde bat der eifrige Sammler, ihm interessante Briefe zur Verfügung zu stellen, z. B.: „Schreibt Schönborn an Mumsen, oder können Sie von andern Ihrer Freunde interessante Briefe, stückweis oder ganz erhalten, so schicken Sie sie mir" (an Voß, 6. Oktober 1776; ähnlich an Merck, 8. September 1775).

Wenn Boie überblickte, welcher Art Beiträge er erstrebte und erwartete, dann mußte er sich von vornherein eine scharfe Richtlinie für sein Verhalten gegenüber den Musenalmanachen ziehen. Darum schrieb er unter anderem an Merck am 8. September:

Die kleinere Gesellschaftliche Poesie bleibt den Almanachen, aber größere Stücke von jedem Ton und Manier werden mir immer willkommen seyn.

Andernteils meinte Bürger treffend (25. September):

Mit Gedichten müssen Sie im Anfang sehr behutsam seyn und nach Ihrem Plan bloß größere und, wo möglich, solche wählen, vor welchen nicht bloß der eigentliche schöne Geist, sondern auch derjenige Gelehrte, welcher leider! die Dichtkunst überhaupt für Lappalie hält, Respect haben muß.

Allein noch vor der Ausgabe des ersten Heftes sah Boie, daß er sein Prinzip nicht durchführen konnte. So entschloß er sich anfangs, kleinere Lieder nur mit Musik als Beilage zu bringen, wie er denn bestimmt vorhatte, jedem Stück entweder ein Kupfer oder eine Komposition beizulegen (an Bürger, Januar 1776). Schließlich aber erkannte er, daß er ganz scharf überhaupt nichts

festlegen konnte, und schrieb daher am 1. Februar 1776 dem Schwager Voß:

Die Gränze zwischen Almanachs und Museums Stücken schwankt freylich. Im Ganzen werde ich dem Alm(anach) nicht schaden, darauf verlaßen Sie sich. Größere, ernsthaftere, erzählende Stücke wünsch ich hauptsächlich dem Mus(eum). So wären Ihre Idyllen mehr fürs Mus(eum) als den Almanach gewesen, für den sie mir zu lang scheinen. Kleinere Gedichte, selbst gute, nehm ich nur alsdann hinein, wenn Sie mit dem Vers(asser) in keiner Verbindung sind, oder gar nicht in gutem Vernehmen.

Bei dieser Auffassung blieb es nun; allein es war natürlich, daß immer und immer die Aufnahme kleiner Gedichte die Herausgeber der Almanache und besonders den leicht erregbaren Voß reizen mußte. So zieht sich lange durch die Briefe der beiden diese Frage und Boies Versicherung: „Ich thu dem Alm(anach) sicher keinen Schaden, darüber seyn Sie ganz ruhig."

Noch in die Zeit der vorbereitenden Schritte fallen die Verhandlungen über eine einschneidende Veränderung in Boies Leben, die auch für die Herausgabe des Museums viel ausmachen sollte. Boie wurde im Oktober 1775 von dem in Hannover kommandierenden General zu seinem zweiten Stabssekretär ausersehen, und Anfang Januar 1776 traf die Ernennung ein. Boie war der sicheren Stellung herzlich froh; denn das Museum konnte unmöglich, wie er in der ersten Begeisterung gehofft hatte (s. o. an Voß), ihn ganz unabhängig machen; auch war er der ständigen Sorge um den Unterhalt in der langen Zeit des Göttinger Hofmeisterlebens müde geworden. Freilich kam er nun in eine abhängige Stellung und stand nicht mehr als freier homme de lettres im Streit der Parteien, sondern sah sich gezwungen, immer mehr auf seine Umgebung und seine Vorgesetzten Rücksicht zu nehmen und auch im Museum des öfteren ein freies Wort zu unterdrücken. Schlimmer aber war, daß das, was bei der Vereinigung Boies und Dohms als besonderer Vorzug für die gemeinsame Herausgabe angesehen wurde, nämlich, daß beide an demselben Orte wohnten, sich nun zerschlug. Dadurch wurden sie zur schriftlichen Behandlung der Redaktionsangelegenheiten gezwungen, die an sich schon schwierig und kostspielig war und zu immer schärferer Meinungsverschiedenheit, schließlich sogar zum Bruche führte, der bei der Möglichkeit persönlicher Aussprache vielleicht vermieden worden wäre.

2. Die gemeinsame Herausgabe (1776—1778, Juli).

a) Boies Mitarbeiter.

Boie rüstete zum ersten Heft. Womit sollte er den Anfang machen? Da kam ihm aus dem Kreise seiner nächsten Freunde ein Plan, den er voll Freude begrüßte. Bürger, der ja den lebhaftesten Anteil am Entstehen des Museums nahm, ging ernstlich mit sich zu Rate, was er dem jungen Werke als Patengeschenk in die Wiege legen könne. Er meinte, es dürfe „nichts Mittelmäßiges geliefert werden", damit das Museum „seinen Thron auf dem Wust der vielen periodischen Makulatur unwandelbar erbauen könnte". Am 25. September 1775 berichtete er dem Freunde:

Da ich nun Gottlob! diesen Winter mehr Ruhe und Bequemlichkeit zu bekommen hoffe, ... so denke ich Ihnen von Zeit zu Zeit zwar keine weitläufige, aber doch vielleicht nicht ganz unwürdige Beyträge zu geben. Zuerst sollen Sie ein mit möglichstem Fleiß ausgearbeitetes Buch der Iliade haben..... Der wilde Jäger und meine Betrachtungen über die Ballade sollen den folgenden Stücken gewidmet seyn.

So gedachte man denn das erste Stück des Museums durch das 5. Buch der Ilias in Bürgers Jambenübersetzung zu eröffnen. Aber gleich damals mußte Boie lernen, wie wenig sicher er mit Beiträgen rechnen durfte, solange er sie noch nicht in Händen hatte. Infolge verschiedener Krankheitsfälle mußte Boie schließlich froh sein, einen Teil des Versprochenen in der ersten Niederschrift zu bekommen und durch eigene Abschrift noch für das Museum zu retten. Es blieb die einzige Probe davon, obwohl Bürger die Fortsetzung versprochen hatte. Durch die überaus günstige Aufnahme, die sein Versuch in Weimar fand, fühlte er sich bewogen, den 6. Gesang und ebenso die ursprünglich fürs Museum bestimmte Verteidigung der Jambenübersetzung in Wielands Merkur zu geben. Doch konnte sich Boie nicht allzusehr beklagen; hatte er doch außer größeren und kleineren Gedichten den fesselnden Prosabeitrag: „Aus Daniel Wunderlichs Buch" erhalten. Zwar suchte Göckingk den Freund zu bewegen, nichts mehr fürs Museum zu liefern. Er wünschte alle größeren Sachen einem von ihnen beiden geplanten großen Verlagsinstitut vorbehalten und dadurch diesem einen guten Anfang und

den Profit gesichert zu sehen (an Bürger, 18. April 1776); aber Bürger hörte nicht darauf. Im Gegenteil, er wurde durch die Freude am Museum zu immer neuen Plänen angeregt. Ein Aufsatz über Bauerncharakteristik sollte kommen; auch auf das politische Gebiet wollte er sich wagen, und freudig versprach er, noch viel fürs Museum zu liefern. Aber es blieb bei den Versprechungen; immer wieder sah sich der drängende Freund auf später vertröstet. Anonym wollte dann Bürger die „Historie von der Prinzessin Europa" erscheinen lassen, aber diese mußte nun wieder Boie begreiflicherweise ablehnen, da sie nicht in den Ton des Ganzen paßte. Noch einmal stand eine Fortsetzung der Iliasübersetzung in Aussicht, da mußte Boie selbst gegen seinen Willen ihr den Todesstoß geben: Fritz Stolberg übersandte ihm eine Probe seiner hexametrischen Übersetzung zum Abdruck und dies gerade in einer Zeit, wo Bürger die Subskription eröffnen wollte. Wie unangenehm es Boie, der freilich den Wert der Stolbergschen Bearbeitung überschätzte, war, ersehen wir aus dem Briefe vom 26. Oktober 1776, in dem er Bürger mitteilte:

Der Uebersezer Homers ist — Friz Stolberg, und seine Arbeit scheint selbst mir herrlich. Ich habe den 20sten Gesang der Il(ias) und muß ihn im Nov(ember) des Mus(eums) abdrucken laßen. Er ist mit deinen Jamben nicht zufrieden, und glaubt, daß du Homeren herabwürdigst. Ich bin in einer seltsamen Verlegenheit dabey. Daß ich ihn drucken laße wirst du mir nicht übel nehmen, da er ohnedieß gedruckt würde. So viel ich verstehe, hat er schon viel fertig. Mach, daß du im Dezember wieder was darauf sagen kannst und deine Ueb(ersetzung) ankündigen. Ich glaube nicht, daß er dir viel Schaden thun wird. — — — — Ich halt es selbst für beßer, daß Stolbergs Homer vor deiner Ankündigung, als gleich nachher erscheine.

Bürger war sehr erregt; er erbat sich sofort das Manuskript auf einige Tage, um gleich in derselben Nummer des Museums einen Fehdebrief drucken zu lassen und als Probe seine eigene Übersetzung des 20. Buches zu geben. Es war für Boie sehr günstig, daß das Manuskript bereits in Leipzig lag, um noch ins Novemberstück zu kommen. So konnte sich Bürgers Erregung etwas legen, und es erfolgte erst im Dezember Bürgers stolze Bravade an den rivalisierenden Freund.

Eine gute Frucht sollte dieser Kampf doch noch fürs Museum zeitigen. Bürger wollte beweisen, daß auch er den Hexameter zu gebrauchen wisse, und gab für den März 1777 seine Übersetzung aus der Äneis. Das war aber auch für lange Zeit das einzige,

was Boie erhielt. Wohl ruhte er nicht, immer wieder zu bitten, zu drängen, anzuregen; besonders lag ihm daran, Bürgers poetisches Glaubensbekenntnis, das die gesamte Gedichtsammlung eröffnen sollte, zuerst im Museum gedruckt zu sehen, aber Bürger kam nicht dazu. Und wieder sah sich Boie gezwungen, eine Abschlagszahlung Bürgers abzulehnen: „Frau Schnips", deren Einrücken Göckingk empfohlen hatte, und die Boie auch anfangs gern aufnehmen wollte (an Bürger, 7. September 1777). Bürger erwartete sie in jedem neuen Stück. Da sah sich der arme Herausgeber gezwungen, ihm mitzuteilen (9. November 1777), infolge eines Auftrittes mit dem Ministerium müsse er nun doch auf die Frau Schnips verzichten, da sie neuen Verdruß verursachen würde.

Um so mehr freute es den rührigen Boie, im November 1777 einen weiteren Prosaaufsatz Bürgers bringen zu können. Es war für lange der letzte. Bürger schrieb zwar Anfang 1778 von einem Dutzend Anlagen fürs Museum, die er im Pulte habe, und Boie trieb immer wieder, der Freund möge anläßlich der von ihm begonnenen Macbethübersetzung eine Abhandlung über die Hexenmaschinerien im Macbeth liefern. Dann bot Bürger die beabsichtigte große Vorrede zur Ausgabe seiner Gedichte an und plante, wieder einmal als Daniel Wunderlich aufzutreten, um sich gegen Daniel Säuberlichs Angriff in Nicolais „Feynem kleynem Almanach" zu wenden, oder über die Physiognomik seine Meinung zu sagen. Aber all diese von Boie stets mit Freude begrüßten Vorsätze fanden keine Erfüllung. Die Ausgabe der Gedichte vom Jahre 1778 nahm zuviel Zeit und Kräfte in Anspruch; auch begann 1778 Bürgers Fronarbeit am Göttinger Musenalmanach, und schließlich war Bürger überhaupt größer im Versprechen als im Erfüllen und konnte sich nicht einmal aufraffen, Halbfertiges zu vollenden (Strodtmann I, 257). Langsam scheint bei ihm auch die lebhafte Anteilnahme am Museum geschwunden zu sein. Einmal (Juni 1779) benutzte er es noch als Sprachrohr, als er dem Publikum eine Probe einer Ossianübersetzung vorlegen wollte; dann schwieg er für immer, und seine späten hexametrischen Übersetzungsversuche (1784) erschienen nicht mehr im Museum, sondern in Göckingks „Journal von und für Deutschland". Den Plan aber, sich auch in Prosa auszuzeichnen, ließ Bürger wieder ganz fallen. Wäre allerdings Boie dem Freunde näher geblieben, hätte er ihn, wie einst, öfter auf einige Stunden aufsuchen können, wir würden sicher dem Museum noch manchen Prosabeitrag

danken; denn allein Boies Zeitschrift hat Bürger zu derartigen Aufsätzen angeregt, und ihr Herausgeber ließ es an Aufmunterung nicht fehlen, bis er durch das immer mehr zunehmende Schweigen des Freundes auch seinerseits den Mut verlor, ihn anzutreiben.

Trotzdem war Bürger in jener Zeit wenigstens von den älteren Freunden der eifrigste. Der Bund zeitigte für das Museum nur selten eine Frucht. Selbst Voß, auf den Boie von Anfang an stark gerechnet hatte, entsprach nicht den Erwartungen. Er sollte nach seines Schwagers Absicht allgemeiner gehaltene Aufsätze, insbesondere über die Alten, bringen und sich womöglich über das rechte Verhältnis zwischen der Antike und ihren neueren Nachahmern aussprechen, beispielsweise über Theokrit und die Idylle. Aber Voß konnte sich nicht dazu entschließen, da er selbst als Idyllendichter wohl nicht recht dazu geeignet sei. Boie ließ dies freilich nicht gelten und meinte (18. Mai 1776):

Ihren Versuch über die Idylle brauchten Sie ja nicht unter ihrem Namen zu geben, und könnten gar allenfalls in Voßens Stücken eins und das andre tadeln und ins Licht sezen. Man muß zuweilen die Leute mit der Nase drauf stoßen, und es gibt ja auch eine Art von sich selbst mit Anstand zu reden.

Allein es war vergeblich. Voß hatte keinen Blick für das, was die Zeitschrift erforderte und nur sein eigenes Interesse im Auge; dies schien aber mehr zu erheischen, daß er „seinen Scholiastenruhm beförderte", als daß er populärwissenschaftlich tätig war. Trotz mancher Ermahnung Boies, z. B. (März 1777): „Spracherleuterungen müßen Sie mir nicht wieder schicken, wenigstens müßen sie sehr kurz seyn. Man hat ziemlich allgemein darüber geklagt", konnte sich Voß doch nicht enthalten, einer Übersetzung nach der anderen kritische Anmerkungen folgen zu lassen; ja, nach langer Wartezeit erhielt Boie Anfang 1778 gar eine rein kritische Interpretation, weiter nichts. Und doch druckte er sie! Mit Recht tadelte Dohm seinen Mitherausgeber (19. März 1778):

Und der Aufsaz von Voß wie unpassend im Mus(eum). Ich bitte Sie, bester Boie, doch nicht zu partheyisch gegen Ihre Freunde..... Sie sind gegen statistische Sachen und doch wett ich 1000 statistische Leser, gegen einen Kenner des Sophokles, und der Kenner sucht solche kritische Verbesserungen fürwahr nicht im Mus.

Aber Boie nahm wohl Rücksicht auf die bedrängte Lage seines Schwagers und seiner Schwester, anderseits erhoffte er von ihm wertvolle Beiträge, insbesondere Rezensionen. Als Voß nun freilich

auf diesen Wunsch einging, schadete er dem Museum noch mehr als bis dahin.

Passender waren die Gaben der Brüder Stolberg. Besonders Fritz lieferte poetische Beiträge in gebundener Form und Prosa und Übersetzungen und erwies sich, wenn auch nicht als regelmäßigen, so doch als treuen, stets gern gesehenen Mitarbeiter. Er war auch der einzige aus dem Bunde, der wirklich eine Stütze für Boie wurde. Die anderen ließen den Freund im Stich: Hölty siechte dahin und war trotz mancher Versprechungen — so wollte er in das Maiheft 1776 einen großen Mayegesang" geben (Boie an Voß, 10. April 1776) — nicht dazu zu bringen, etwas zu vollenden, zumal da Boie sich nach seiner Meinung zu wenig um ihn kümmerte (an Voß, 14. Mai 1776). Hahn kam nie über die Begeisterung hinaus, und als er einmal einige Fragmente aus dem Ossian übersetzt hatte, konnte er sich nicht einmal entschließen, sie für Boie abzuschreiben. Eines Tages war er verschwunden, ohne selbst Boie, der ihn durch reichliche Unterstützung zum Dank verpflichtet hatte, auch nur zu benachrichtigen (vgl. Herbst, Voß I, 108; Voß an Esmarch, 30. April 1776). Da gab auch Boie alle Hoffnung auf. Ebenso erlebte er an Miller keine Freude. Schon lange hatte er mit wachsender Betrübnis gesehen, daß der Freund „aus seiner Sphäre geraten sei" (an Voß, 27. August 1775), und mußte dies noch deutlicher erkennen, als er durch Dohm Millers „Geschichte der Zärtlichkeit" erhielt. „Miller hat mir", schrieb er an Voß, 18. Mai 1776, „einen — elenden Roman in Briefen fürs M. geschrieben, u(nd) zwey u(nd) ein Trauerspiel drucken laßen, wofür ich zittre." So blieb er auch gegen Dohm standhaft, dem der Roman, nach dem, was er davon gelesen hatte, nicht so schlecht erschienen war. Die Ablehnung des Beitrages erzürnte aber Miller so, daß er sich, wohl zu Boies Erleichterung, von da an immer fernhielt, obwohl er Boie durch Hölty ein Exemplar seiner „Briefe" sandte (Hölty an Miller, 4. August 1776) und persönlich im Frühjahr 1777 das gute Verhältnis mit Boie wiederherstellte (Weinhold, Ztschr. f. deutsche Phil. I, 379).

Ebensowenig wünschte Boie eine Teilnahme C. F. Cramers und war darum wenig erbaut, als er sich im März 1778 gezwungen sah, eine Ode von ihm abzudrucken; glücklicherweise erfüllte sich seine Furcht, es möchten ihr noch mehrere folgen, nicht (Boie an Voß, 10./13. Februar 1778). Um so mehr hätte sich Boie gefreut,

wenn er einen anderen Genossen des Bundes, Leisewitz, hätte heranziehen können. Immer wieder drängte er ihn, der ja damals gleich ihm in Hannover weilte, doch etwas zu liefern, aber es kamen nur kleine Bruchstücke. Verzweifelt schrieb der Herausgeber daher an Bürger (1. September 1776): „Wenn ich ihn nur dazu bringen könnte, daß er vollendete, hätt ich allein durch ihn Vorrath für einige Stücke des Mus." Bürgers Mahnen brachte den Säumigen endlich dazu, wenigstens einen größeren Beitrag zu vollenden (Dezember 1776). Dann aber schwieg er trotz aller Versprechungen. Ebenso teilnahmlos zeigte sich Claudius; er war einer der ersten, an die sich Boie, und zwar durch Voß, gewandt hatte, und wurde immer wieder erinnert; lange schwieg er ganz, und auch dann kam er über einen einzigen „Einfall" nicht hinaus. Ebensowenig rechtfertigte Klopstock Boies Hoffnungen. Er stellte zwar einen Brief zur Verfügung, vermittelte auch einen musikalischen Aufsatz Reichardts und rückte zwei Kapitel über den Hexameter gegen Bürger ein. Mit Poetischem aber beteiligte er sich gar nicht. Auch Gleim blieb jede Beihilfe schuldig, obwohl er am 21. Januar 1776 an Bürger geschrieben hatte, er würde den beiden, ihm gleich befreundeten Herausgebern „Beyträge senden, so bald nur einige Muße sich einfände; denn es liegen manche vorräthig, welche nur ins reine dürfen geschrieben werden; absonderlich historische, zum lezten Kriege gehörige, hab ich diesem Museum von dem ich mir sehr viel gutes verspreche, gewidmet." Dohm sandte ein Exemplar, mahnte zuerst schriftlich, dann im Sommer 1776 auch mündlich, bis er das Versprechen erhielt, das Museum solle außer Gedichten „Kleists Briefe an Gleim (die besonders in der Kriegsepoque wichtig sind)" erhalten (Dohm an Boie, 4. August 1776). Aber trotz weiteren Drängens kam erst im Herbst 1777 ein Brief Meinhards an Gleim; das war für lange Zeit das einzige Mal, daß der Name des Alten im Museum erschien. Ein wahrer Unstern aber waltete über einem Beitrage Göckingks. Außer einem merkantilistischen Aufsatz und einem — durch Bürger wohl im Einverständnis mit Boie abgelehnten — Versuch eines deutschen Wörterbuches ließ er durch Bürger im April 1776 „Adlerkant und Nettchen" anbieten, ein längeres Gedicht, dessen Vollendung nahe bevorstehe. Boie mußte sich aber von Monat zu Monat vertrösten lassen. Dann schien es, als könne das Novemberstück 1777 damit eröffnet werden; doch durch Bürgers Schuld blieb der Anfang liegen und konnte auch

der Schluß nicht geliefert werden. Endlich kam das Ganze im März und April 1779, nachdem Boie gerade drei Jahre darauf gewartet hatte.

Alle diese Erfahrungen mit seinen nächsten Freunden hätten Boie wohl den Mut nehmen müssen, wären ihm nicht eine Menge anderer eifriger und treuer Helfer erstanden. So fand Boie in Lenz zwar nicht, wie er gehofft, einen Mitarbeiter in kritischen Aufsätzen (Lenz an Boie, 2. Oktober 1775), aber dafür warb jener im Kreise seiner Straßburger Freunde und unter denen, die mit ihm in Emmendingen aus- und eingingen. Er selbst sandte, freilich, wie wir schon sahen, zu ungeheuerlichem Preise, für den Anfang eine größere Erzählung in „Marmontels Manier", die Boie mit Freude einrückte, und versprach weitere Beiträge (an Boie; empf. 15. Februar 1776). Durch Schlosser schickte er dann dem Göttinger, dem er zu großem Danke verpflichtet war, statt des in Aussicht gestellten „Waldbruders" seinen „Engländer", um ihn anonym drucken zu lassen. Boie aber meinte ihn „wegen des Endes nicht einrücken zu können" und ließ ihn durch Herder zurückgehen (Herder an Lenz, Ende 1776), zumal da selbst Dohm erklärt hatte (22. August 1776):

Der Engländer ist doch wohl unmöglich zu gebrauchen. Von Lenz würd ich ihn nicht halten, u. wenn er auch mit seiner eignen Hand geschrieben wäre. Welch ein läppischer Plan! Welche Deklamation und Mangel alles Dialogs! welche kahle Erfindungen! — welche Unbestimmtheit der Charaktere z. B. der Prinzessin. — Doch ich weiß nicht, was eine dramatische Phantasie eigentlich für ein Ding ist? Aber für uns, dächt ich, wars durchaus nicht. Wenn wir Dramata einrückten, so müßten's doch Meisterstücke seyn. Was meynen Sie?

Glücklicherweise verstimmte die Ablehnung den leidenschaftlichen Dichter nicht. Auch weiterhin war er mit größeren und kleineren Gaben*) vertreten und sandte selbst einen Prosabeitrag, den er freilich einstweilen zurückgestellt wissen wollte (Lenz an Boie, 26. Mai 1777):

Darf ich Sie um Ihrent- und meinetwillen bitten, das [Blättgen] über die launigten Dichter noch nicht in Ihr Musäum zu rücken. Unser Publikum hat noch keinen Sinn dazu und es könnte entsetzlich mißverstanden werden. Heben Sies auf bis Zeit und Gelegenheit Beobachtungen günstiger sind, die durchaus

*) Seine Lobepistel auf Wieland, die er Boie Ende 1776 durch Zimmermann zugehen ließ, erschien freilich dann auch in Jacobis Iris VII und war ebenfalls Göckingk für seinen Almanach angeboten worden (Göckingk an Bürger, 23. Oktober 1776).

auf keinen einzelnen Fall dürfen gezogen werden und wo diesmal die Anwendung auf Wieland, auf dessen wenigste Sachen sie passen, unvermeidlich wäre.

Es war der letzte Beitrag des unglücklichen Dichters gewesen; bald darauf erkrankte er. Durch seine Sendungen aber hatte er gerade in der schwierigsten Anfangszeit Boie große Freude bereitet und nach dessen Meinung wertvolle Unterstützung geboten.

Ebenso angenehm mußte es für den Herausgeber sein, daß Anfang Dezember 1775 sich Klinger aus freien Stücken an ihn wandte, um ihm „eins seiner liebsten Stücken Szenenweiß" zu geben und auch andere Arbeiten in Aussicht stellte. Der ersten Szene ließ er am 13. Januar 1776 eine zweite folgen mit einem weiteren, äußerst freundlichen Briefe, in dem er noch ungefähr zehn Szenen fürs Museum anbot. Auch auf Verbesserungsvorschläge Boies ging der Dichter dabei bereitwillig ein. So scheint es an Boie gelegen zu haben, daß außer den ersten Szenen nichts mehr im Museum erschien, denn Klinger sagt ausdrücklich: „Es kommt nur auf Sie an, ob Sie ferner annehmen wollen." Boie glaubte wohl, mit solch kurzen Szenen nichts Geeignetes zu bieten. Ließ Boie dies Band sich wieder lösen, so hielt er einen anderen — wohl durch Lenz — neu gewonnenen Mitarbeiter um so fester, Joh. G. Schlosser, Goethes Schwager, der eine der Hauptstützen des Museums werden sollte. Er war für 1776 der fleißigste Helfer Boies; vom Februar bis Dezember lieferte er nicht weniger als zwölf größere oder kleinere Beiträge; neben einer anonymen*) Kritik Wielands Abhandlungen oder Berichte philosophischen und kulturhistorischen, moralischen und moraltheologischen, merkantilistischen und juristischen, ästhetischen und kritischen Inhalts, die alle gewandt geschrieben waren und eine große Bereicherung des Museums darstellten. Auch in den folgenden Jahrgängen fanden

*) Hier zeigte es sich, wie streng Boie sein bei Beginn der Redaktionstätigkeit gegebenes Versprechen (an Merck, 8. September 1775) hielt. Er schwieg über den anonymen Verfasser, obwohl Bürger, begeistert über den Artikel, bat und drängte. Bürger meinte einmal (an Göckingk, 29. Januar 1776): „Verschwiegen glaub' ich ist er. Wenigstens hab ich ihn noch nirgends, da ich doch an die 8 Jahre mit ihm umgehe, auf Schwatzhaftigkeit ertappt. Im Gegentheil hab ich ihn oft wegen übertriebner Verschwiegenheit in Lappalien getadelt." Er lernte aber diese unbedingte Verschwiegenheit schätzen, als Boie seinen „Daniel Wunderlich" sogar abschreiben ließ, damit selbst Wenzand den Verfasser nicht erkenne. Auch weiterhin blieb Boie diesem Grundsatz treu, selbst Dohm gegenüber, der zu seinem Ärger bei vielen Artikeln den Verfasser trotz aller Bitten und Beschwerden nie erfuhr.

sie zu Boies stolzer Freude würdige Fortsetzung. Neben Schlosser zeichnete sich H. P. Sturz durch treue Mitarbeit aus. Er, der früher mit Funk, Schönborn und Resewitz zu Gerstenbergs Stützen gezählt hatte, hatte sich seit langem nicht mehr schriftstellerisch betätigt. Da traf ihn Boies dringende Mahnung, und ihr allein verdanken wir, daß der geistreiche Mann in der Öde seines Oldenburger Exils eine fruchtbare Tätigkeit entfaltete und dann auch seine Freunde Oeder, Gramberg und von Halem für das Museum interessierte. Waren es auch neben Briefen und Gedichten meist nur kleine fragmentarische Skizzen, die er bot, so zeichneten sie sich doch durch eine geistvolle, witzige Art aus und trafen mit feiner Satire allerlei Übelstände der Zeit. Fast alles, was wir jetzt in Sturz' Schriften besitzen, verdankt, wie Boie in der Vorrede 1786 hervorhebt, dem Museum seine Entstehung, ein bleibender Ruhm in der Geschichte dieser Zeitschrift. — Ebenso wurde Anton Matthias Sprickmann durch Boies Bekanntschaft zu eifriger Teilnahme angeregt und trat für kurze Zeit in die Reihe von Boies liebsten Mitarbeitern. „Kennst Du Sprickmann?" schreibt Boie freudig am 27. September 1776 an Bürger. „Mit dem ist auch eine Revolution vorgefallen. Kräfte haben sich entwickelt, die vorhin schliefen." Begeistert rühmt er (an Bürger, 27. Oktober 1776) den „großen, weitumfaßenden, philosophischen Geist in ihm" und wird nicht müde, Schwester und Freund auf jeden einzelnen Beitrag hinzuweisen. Aber was die Stärke Sprickmanns war, wurde bald zu seiner Schwäche. „Ich habe meine Geschichte mit dem einzigen Weibe, das ich je geliebt habe, so wie mans eigentlich lieben nennen sollte, in eine Erzählung gebracht", so schrieb er (25. Januar 1777) an Bürger, und von dieser seiner Geschichte kam er nimmer los. Pläne zu anderen Arbeiten, z. B. philosophischer Art, mußten hinter ihr immer wieder zurücktreten. Der Verlust für das Museum war daher nicht allzu groß, als Sprickmann (September 1778) unter dem Drucke seines Vorgesetzten, des Münsterschen Ministers Fürstenberg, die „Schönschreiberei" aufgab. Noch kürzer war die Zeit der Mitarbeit eines anderen Münsterers, der durch Sprickmann mit Boie in Beziehung kam. Am 4. August 1777 berichtete Boie an Bürger:

Sprickmann hat mir einige Aufsäze von einem jungen Menschen aus Münster geschickt, die ein großes Genie verrathen. Wenn du die beyden Stücke Bettina und Trost und Lehre im Museum liest, so vergiß nicht, daß der Verf. aus Münster und noch nicht davon weg gekommen, ein Katholik und 17 Jahre alt ist.

Es war Fr. Casp. Bucholz, der aber wie ein Meteor vorüberglitt. Nur vom September 1777 bis zum März 1778 lieferte er eine Reihe kleiner Skizzen, dann war sein Brunnen versiegt. Dies war für Boie um so bedauerlicher, als es ihm gerade für die Poesie an ständigen Beiträgen recht fehlte: „Ich bekomme Gedichte die Menge, aber nichts darunter das taugt" (an Voß, 10. Februar 1778). Zwar ließ Goethe seine „Seefahrt" anonym erscheinen, und Schönborn trug außer einem militärischen Bericht einen begeisterten Gesang bei, mit dem Boie einmal statt „auf die Meisten Leser Rücksicht zu nehmen", denen eine Freude zu bereiten hoffte, „quibus placuisse laus est" (an Voß, 12. August 1777). Aber Gerstenberg schwieg, obwohl Boie immer und immer wieder Voß, der durch gastfreundliche Bande mit jenem verknüpft war, antrieb, ihm etwas von ihm zu schaffen. Lessing versprach wohl Ende 1777 verschiedenes, aber Boie mußte sich dann angesichts von Evas Tode sagen: „Nach dem, was Leßing mir versprochen, werde ich wol eine Zeitlang umsonst aussehen müßen" (an Bürger, 15. Januar 1778). Manch weiterer Hilferuf an dichterische Größen (z. B. Gotter) verhallte ungehört. Trotzdem war Boie in jener Zeit reich genug, um sich Leute wie Blum mit „eitel gelecktem, klassischem Schetterletschet" fernzuhalten. Auch A. G. Meißners Versen stand Boie sehr kritisch gegenüber; aber er glaubte seine Freundschaft nicht ausschlagen zu dürfen, da er in ihm den künftigen guten Prosaisten erkannte.

Von sich selbst brachte Boie nichts. Hatte er schon früher seine kleinen Sachen nicht unter seinem Namen drucken lassen, so kam er nun infolge seiner Stellung als Beamter zu dem Entschluß, nichts ins Museum zu setzen, was ihn als Dichter verraten könnte (an Voß, 22. April 1776). Anfangs war er auch noch durch seine Übersetzung des Chandler, später durch seine Tätigkeit beim Druck von Herders Volksliedern gehindert. Als dies vorüber war, hatte Boie viel in seiner amtlichen Stellung zu tun angesichts der Verwicklungen zwischen Frankreich und England und anderseits zwischen Preußen und Österreich, die bei ihm sogar die Besorgnis wach erhielten, er möchte mit ins Feld rücken müssen. Aber all das hätte ihn an eigener Tätigkeit doch nicht hindern können, wenn er seine Ängstlichkeit überwunden hätte. Wie sehr aber Dohm drängte, Boie solle kleine Originalaufsätze über Literatur und eventuell auch Politik liefern (22. August 1776), wie er auch bat, er solle wenigstens Hölty ein Denkmal im Museum errichten (5. September 1776) oder

dann seine versprochenen dramaturgischen Briefe einsenden (22. März 1777), wie oft er auch sein Drängen wiederholte, Boie schwieg und schwang sich nur zu einem redaktionell nötigen Aufsatz auf. Schon daß er ein Lied von sich mit Musik anonym gebracht hatte, bereute er sofort und leugnete überall seine Autorschaft ab.

Wenn Boie trotz aller Strenge gegen poetische Beiträge doch einen äußerst schwachen von Eschenburg aufnahm, so geschah dies nur, weil er ihn „in guter Laune erhalten" (an Bürger, 10. Juni 1776) wollte: „er ist ein guter Litterator, den ich sehr fürs M(useum) brauchen kann (an Voß, 14. November 1776). Wirklich bedeuteten Eschenburgs Beiträge zur alten deutschen Literatur eine wesentliche Bereicherung des Museums, und selbst Nicolai wollte dem Braunschweiger Professor die „Bergkreyhen", die er für seinen „Almanach" benutzt hatte, zur Veröffentlichung übersenden (H. Meyer, Herder, D. N. L. 1, 2. Einl. S. XLIV). In gleichen Bahnen wandelte Dr. Anton in Görlitz, der daneben auch der Kulturgeschichte seine Aufmerksamkeit widmete. Ebenfalls der alten deutschen Literatur diente A. G. Kästner einige Male; er brachte auch sonst Interessantes zur Sprache und stellte Briefe zur Verfügung, wodurch Boie und Dohm sich gezwungen sahen, trotz allen bösen Gewissens (Dohm an Boie, 6. Mai 1776) auch mancherlei von ihm aufzunehmen, das nicht ins Museum paßte. Auf die versprochenen (Boie an Voß, Ende März 1777) Gaben eines anderen Bremer Beiträgers, Eberts, wartete man einstweilen vergeblich; ebenso ließen Möser und Merck, auf die fest gerechnet war, nichts von sich hören. Der Darmstädter Moser begnügte sich mit einem kleinen Beitrag, ebenso Herder, der infolge seiner neuen Weimarer Beziehungen manches, was Boie bestimmt für sich erhofft hatte, dem Merkur gab; doch kamen seine philosophischen Ideen durch einen begeisterten Schüler, Kleuker, auch im Museum zur Sprache. Trotz aller direkten und indirekten Bitten und Mühen erhielt Boie auch von Hamann nur einen einzigen Beitrag (durch Claudius' Güte) (an Voß, 12. Januar 1778). Auch die alten Berliner Bekannten lieferten nur wenig. Nicolai stellte zwar bei einer Auseinandersetzung über den Kleynen Feynen Almanach in Aussicht, er wolle seine Gedanken darüber im Museum kundgeben, und Boie erklärte (12. Dezember 1776), er werde dafür sehr verbunden sein, aber es blieb bei dem Angebote. Eberhard, Nicolais Mitarbeiter, steuerte trotz allen Drängens nichts bei, und des verstorbenen Abbt Briefe, die Boie wohl durch Blum erhielt, waren

„ganz unbedeutende Privatschreibereyen, die keine Seele itzt interessieren", wie Dohm (25. Juli 1778) in hellem Zorn über ihre Aufnahme schrieb. Dafür ließ Sulzer, der ja als Freund der Berliner in hoher Achtung stand, allerdings anonym, Abschnitte aus seinem trefflichen Reisetagebuch erscheinen, ebenso anonym Mendelssohn einen physiognomischen Beitrag, den der Leibarzt Zimmermann benutzte, um in einen Streit zwischen Lavater und Lichtenberg einzugreifen. Leider erwuchs daraus durch Boies Schuld viel Ärger. Zwar blieb Lavater, der früher schon Physiognomika geliefert hatte, dem Museum treu, aber Zimmermann, dem man manchen Beitrag dankte, gab die Mitarbeit auf. Auch Lichtenbergs Anteilnahme wurde sehr geschwächt, obwohl es Boie gelang, den Bruch einstweilen noch zu vermeiden. Gerade Lichtenberg hatte sich bisher große Verdienste um das Museum erworben. Seine Briefe über das englische Schauspiel waren das Glänzendste, was Boie zu bieten hatte; ebenso waren verschiedene Notizen sehr wertvoll, die er aus seiner Korrespondenz mit dem Weltreisenden Reinhold Forster gab, der selber leider trotz lebhaften Interesses für das Museum vor aller Arbeit nicht zu Beiträgen kam. Auch sonst zeigte sich Lichtenberg, wenn auch vergeblich, bemüht, interessante Neuigkeiten zu verschaffen (Boie an Voß, 7./10. Januar 1777). Überhaupt war er als Glied des enggeschlossenen Göttinger Professorenkreises ein wichtiger Helfer, zumal da sich außer ihm und Kästner nur Heyne (mit Briefen) und Feder, der Moralphilosoph, beteiligten.

Mit ihnen hielt Dohm nach Boies Weggang von Göttingen die Beziehungen aufrecht. Er mahnte Lichtenberg um weitere Briefe, sorgte für die regelmäßige Fortsetzung von Feders Aufsatz und bemühte sich wieder und wieder, von Meiners, Gatterer und Blumenbach etwas zu erreichen. Freilich ist es eine immer wiederkehrende Klage, daß die Göttinger Professoren nicht zu gewinnen seien, einmal für das größere Publikum zu schreiben. Und der, der es am meisten tat, Schlözer, war für das Mnseum verloren; empfand er es doch als einen unangenehmen Rivalen seines „Briefwechsels" und dies besonders durch Dohms Artikel.

b) Dohms Mitarbeiter.

Dohm war nicht nur beim Beginn des Museums als freier Literat in Göttingen, sondern auch nach seiner Übersiedlung nach

Kassel (Oktober 1776) der fleißigste Arbeiter im Museumsstabe, obwohl er als Professor am Karolinum und dann durch Übernahme des Prorektorats und durch Beteiligung am Unterricht der école militaire (an Boie, 29. Dezember 1777) stark in Anspruch genommen war. Obgleich er Ostern 1776 Anfänge einer „Geschichte der Engländer und Franzosen im östlichen Indien" erscheinen ließ, obgleich er dann in Kassel übernahm, dem Erfurter Statthalter von Dalberg ständige politische Monatsberichte zu senden, und schließlich auch noch die Herausgabe einer selbständigen Sammlung: „Materialien für die Statistik und neuere Staatengeschichte" begann (Gronau, Dohm, S. 55), fand er doch Muße, in der Zeit seiner Mitherausgabe gegen zwanzig, meist größere Beiträge zu liefern.. Neben historisch-geographische Aufsätze traten treffliche Übersichten über die hauptsächlichsten politischen Ereignisse, neben Berichte über Heeresverhältnisse, Steuern und Zölle praktische Vorschläge für die allgemeine Verbreitung tieferer politischer Kenntnisse. Besonders zu rühmen sind die in reicher Fülle auftretenden „Miscellanien statistischen, politischen und historischen Inhalts", wodurch er zu statistischer und nationalökonomischer Betrachtung im nationalen Interesse erziehen wollte. Ähnliches verfolgte ein weiterer Plan, von dem er am 5. September 1776 an Boie schrieb:

Noch ein Einfall ist dieser: Ich wollte mit künftigem Jahr anfangen, jeden Monat einen Bogen Raisonnement über die neuesten politischen Begebenheiten zu liefern. Verstehen Sie wohl, bloß Raisonnement; die Begebenheiten selbst würden aus den Zeitungen vorausgesetzt. Daß dieser Anhang zum Mus. ganz anders aussehen müßte wie der politische Artikel des Merkurs versteht sich von selbst. Ich dächte unserem Publikum würde es lieb seyn, und wir hätten doch mit dem neuen Jahr etwas Neues.

Leider zerschlug sich dieser Plan, wie sich Dohm überhaupt in einem ganz freien Schaffen durch die Rücksicht auf manche Zensur und auch auf Boies abhängige Stellung gehindert sah. — Ein Schreiben an den Markgrafen von Baden, von dem Dohm Angaben über seine praktisch-physiokratischen Versuche erhoffte, blieb erfolglos Leider hielt auch der Fürst von Dessau, der „auf das gnädigste .... Copien aller wichtigen Briefe Winckelmanns an ihn hatte versprechen lassen" (Dohm an Boie, 21. April 1776), diese Zusage nicht. Immerhin zeigt diese Anfrage ebenso wie manche historische Notiz Dohms, daß dieser auch über den engsten Kreis seiner wissenschaftlichen Interessen hinaus Verständnis zeigte. So war es auf jeden

Fall ungerecht, wenn Boie ziemlich geringschätzig von Dohms Beihilfe sprach, und Bürger hatte guten Grund, ihm zuzurufen: „Dohms Beyträge sind immer sehr schäzbar und ein brauchbarer Artikul fürs Museum“ (an Boie, 14. November 1776).

Auch von Boie anerkannt wurden unter allen Gehilfen Dohms nur der Kriegsrat Barkhausen in Ellrich, ein Kollege Göckingks, und W. Taube, zuerst k. k. Hofsekretär, dann Regierungsrat in Wien. Dieser, der leider schon 1778 starb, konnte aus den Erfahrungen vieler Reisen erzählen und wollte als Frucht seiner Teilnahme bei der österreichisch-türkischen Grenzkommission in Belgrad „Neues über die Muhammedaner“ folgen lassen, während seine Briefe dem eifrigen Dohm manchen kleinen Auszug liefern mußten. Barkhausen beteiligte sich mit seinem Bruder an Debatten über rechtliche Streitfragen der Zeit und wollte sich dann einem Problem zuwenden, das damals alle Gemüter bewegte, der „Verfassung der Juden in neueren Staaten“. Der Gedanke, zu dessen Ausführung Barkhausen nicht kam, fand dann in der bekannten Schrift Dohms eine glänzende Bearbeitung. Eine Abhandlung über „das Verhältnis der Soldaten zur ganzen Volksmenge im Preußischen“ wagte Barkhausen schließlich nicht einmal anonym, wie er beabsichtigt hatte, einrücken zu lassen. Nach der juristischen und rechtshistorischen Seite beteiligte sich auch F. Runde, Professor am Karolinum in Kassel, den Dohm schon von früher her kannte, und den er dann als Kollegen eifriger heranzuziehen wünschte, da seine Artikel stets eine gediegene Sorgfalt zeigten. Auch ein anderer Kasseler Professor, Mauvillon, zählte schon vor Dohms Berufung zu seinen Mitarbeitern. Beide verband eine herzliche Freundschaft*). Um so höher ist es Dohm anzurechnen, daß er sich gerade ihm gegenüber einer scharfen Kritik befleißigte. Nachdem er anfangs einen Artikel Mauvillons über die Amerikaner abgelehnt hatte, mußte er am 20. März 1776 wieder an Boie berichten:

Von Mauvillon kriegt ich neulich etwas über den deutschen Patriotismus contre Gelehrte Rep(ublik,) Wieland etc. aber enthusiastisch für Basedow. So vortrefflich manche Gedanken drin waren, so konte es doch unmöglich gebracht werden, — ob mirs gleich nahe gieng es ihm zu sagen. Ich hoff es ihm aber doch gedruckt zu schaffen.

*) Auch Boie hatte schon seit Anfang der 70er Jahre Beziehungen zu Mauvillon, den er angelegentlich als Rezensenten für Nicolais Bibliothek empfahl (Weinhold, S. 164).

Mauvillon versicherte nun, nie mehr etwas fürs Museum geben zu wollen; allein vom September 1776 an beteiligte er sich doch mit politischen, philosophischen und militärischen Gaben, die freilich besonders hinsichtlich des Stiles manches zu wünschen übrig ließen, aber durch freie Sprache Interesse erwecken mußten. Der historischen Betrachtung über allerlei Philosophisches widmete sich D. Tiedemann, der zugleich mit Dohm nach Kassel berufen ward; leider erfüllte er dessen Hoffnung, er werde den einstweilen noch etwas trockenen Beiträgen bald immer bessere folgen lassen, nicht. Mehr gefielen Dohm Michael Hißmanns ästhetische und rechtsphilosophische Betrachtungen, die er bei all ihrem Mangel an Vollkommenheit doch den besten Stücken der Art im Merkur an die Seite stellen zu können meinte. Ein anderer philosophischer Mitarbeiter, Junker, zeigte sich trotz allen Talentes noch so unreif, daß Dohm ihn auf Boies Wunsch fallen ließ. Auch eine Beschreibung von Schubarts Leben durch Junker, von der Dohm für den gefangenen Dichter viel erhoffte, fand vor den Augen des Mitherausgebers keine Gnade.

Überblicken wir den großen Kreis der übrigen Helfer Dohms, so finden wir kaum einen, der durch regelmäßige Mitarbeit hervortrat. Oeder, mit Boie und Dohm bekannt, Stiftsamtmann in Oldenburg, war von allen noch der treueste. Er berichtete aus seiner Tätigkeit in Dänemark, um verschiedene praktische und soziale Neuerungen und Errungenschaften weiter bekannt zu machen. Dohm erkannte klar die Bedeutung dieser Beiträge und setzte ihre Aufnahme auch durch, obwohl Boie für derartige Artikel gar kein Verständnis zeigte. Einzelnes lieferten Garve (anonym durch Zollikofer) und Sprengel, auf den Dohm und Boie große Hoffnungen gesetzt hatten, die jener aber, durch andere Arbeiten abgehalten, nicht erfüllte. Verschiedene Petersburger Gelehrte (Guldenstaedt, Georgi) beteiligten sich, wie früher an Schlözers Briefwechsel, so nun Dohm zuliebe am Museum und hätten nach Dohms Meinung noch mehr geben sollen, doch widerstrebte Boie. Gäde besprach Militärisches, der Berliner Gedike steuerte Übersetzungen aus den Dichtern des Altertums und Betrachtungen über die alte Philosophie bei; kleinere Beiträge sandte der Pfälzer Seybold. Dieser wußte auch eine scharfe Kritik der Pfälzer Zustände durch Weygand einzuschmuggeln (s. u.). Auch sonst kamen öfter anonyme Beiträge, deren Einrücken der Verleger forderte, eine Anmaßung, die sich beide Herausgeber leider gefallen ließen. Sie gerieten dadurch in

eine um so unangenehmere Lage, als sie — besonders Boie — mit dem Abweisen ziemlich scharf waren. Campe freilich ließ sich's, wie Dohm lachend bemerkt, „christlich-geduldig" gefallen und fand dann für manchen Artikel Aufnahme, aber Musäus, Kritter (den Kästner herangezogen hatte), Bernstorf und Eckard kamen nicht wieder. Dr. Weiß, der Göttinger Freund und Komponist Bürgers, drang energisch darauf, daß sein Artikel, der anderen im Museum nicht nachstehe, aufgenommen werde. Und als Boie auch den schwankenden Dohm trotz Bürgers Bitte zur Ablehnung bestimmte, war es mit seiner Teilnahme vorbei, der wohl noch manche interessante Beilage fürs Museum zu danken gewesen wäre. Ein anderer Göttinger aber, M. Diedrichs, war derart erbost, daß er ein neues „deutsches Museum" gründen wollte, was freilich mißlang.

Hatte Dohm so manchen Ärger mit der Ablehnung unangenehmer Beiträge, und mußte er oft genug zwischen den Mitarbeitern und Boie vermitteln, so bereitete es ihm anderseits Schmerz, daß er viel Versprochenes nicht erhielt. Wie hatte er sich gefreut, v. Pauw gewonnen zu haben; begeistert teilt er Boie (3. März 1776) mit, Pauw habe an Campe über ihn geschrieben:

Je ſerois charmé de pouvoir l'obliger (wegen Beyträge zum M[uſeum]) je lui enverrai de Nouvelles Obſervations ſur les Inſulaires de la Mer du Sud pour les joindre à l'hiſtoire de la cinquième partie du Monde, dont il a donné deja les premiers Chapitres (Muſ. 76, 1 f.). Mais je ne puis compoſer ici ces ſortes de Memoires geogr(aphiques) auſſi promptement que je le ferois, ſi j'etois à Xanten parmi mes livres.

Dohm mahnte immer wieder — umsonst. Als er dann im Herbst 1776 nach Halberstadt kam, erhielt er die Zusicherung, v. Rochow, v. Spiegel, der Rektor Fischer, ein Odendichter, und der „Capitaine v. Stampfort", ein Engländer, der schon manches für den Merkur geliefert hatte, wollten sich beteiligen. Ebenso erhoffte er Gaben von seinen Bekannten Rambach, Stroth, Goetze und Dachröder — aber er wartete immer vergebens. Dann wieder erhielt er Versprechungen von den Berlinern Eberhard, Müller (Myller) und dem Rektor des Joachimthalschen Gymnasiums, Meierotto; auch diese blieben unerfüllt. Was halfen die kleineren Beiträge, die ihm immer zugingen? Die Hauptlast der Arbeit lag doch auf wenigen Schultern, am meisten auf Dohm selbst. Um so höher ist daher sein Lob, wenn trotz alledem Boie gestehen muß, an statistischen, historischen, philosophischen Aufsätzen fehle es nicht,

ja, wenn er sogar über deren Übermaß klagt. Dies Lob findet auch dadurch kaum eine Einschränkung, daß Boie meinte, Dohm befleißige sich bei der Auswahl dieser Beiträge viel zu geringer Sorgfalt.

c) Boie und Dohm als Herausgeber.

Immer wieder begegnen wir bei Boie Klagen wie: „Dohm rückt oft was ein, das ich nicht billige" (an Voß, 23. Juli 1776) oder: „Dohm ist mir manchmal zu leicht in der Wahl gewesen; ich will desto strenger seyn" (an Bürger, 27. Oktober 1776). Darin liegt freilich eine arge Übertreibung und eine völlige Unterschätzung dessen, was Dohm an seinem Teile wollte. Ja, Boie verkannte die Tätigkeit des Mitarbeiters derart, daß er meinte, als Herausgeber nütze ihm Dohm gar nichts, da er selbst alle Mühe habe und alles Gute allein durch ihn komme. Indes ergibt eine Prüfung des Briefwechsels doch, daß Boie im allgemeinen der strengere Herausgeber war und, allerdings mit Ausnahmen, unbekümmert um die Person des Abzuweisenden die Forderungen so hoch als möglich stellte. Dohm glaubte manchen Beitrag, den er selbst für nicht recht geeignet oder wenigstens für unbedeutend hielt, nicht ablehnen zu dürfen, da andere Artikel im Museum auch nicht interessanter seien (an Boie, 3. Oktober 1776). Oder er berief sich darauf, daß das Empfohlene nicht schlechter sei als ähnliche Aufsätze im Merkur. Demgegenüber blieb Boie unerschütterlich in der Überzeugung, derartiges dürfe nur im Notfalle verwandt werden. Um so mehr muß es wundernehmen, daß Boie das Einspruchsrecht, von dem er selbst oft Gebrauch machte, dem Mitherausgeber stark schmälerte, und daß er seinen nächsten Freunden gegenüber die unparteiische Prüfung trotz Dohms häufiger Mahnung und schärfsten Tadels geradezu mit klarer Erkenntnis vernachlässigte. Mit mindestens demselben Rechte, mit dem sich Boie gegen das stärkere Hervortreten der statistischen und historischen Artikel wandte, erklärte sich Dohm gegen die einseitige Bevorzugung der Schlosser, Herder, Kleuker, deren philosophische Richtung auf Kosten der gegnerischen Ansichten immer wieder zu Worte kam. Es war auch nicht zuviel gesagt, wenn er über Schlossers Aufsätze meinte (21. Dezember 1776):

Und dann Schlossers Aufsätze! Schon lange wollt ich Ihnen darüber meine Herzensmeynung sagen, und nun erinnern Sie mich, da Sie meynen, daß diese uns besonders viel helffen. Sagen Sie mir einmal ganz offen — können

Sie — ein so großer Liebhaber der Natur und Simplicität — können Sie diese nie aufhörenden eine an die andre anschlagende — Antitheſen ausstehn. Ich bin ein grosser Freund davon, wenn sie am rechten Ort und allein stehn. Nur dann können sie wahr sein. Aber eine auf die andre, das ist Spielwerk, das wohl einmal aber nicht lange gefällt, und keine Prüfung aushält.

Ebenso zeigte sich Dohm als der Weiterblickende, wenn er vor einer Überschätzung Lenz' warnte und besonders dessen „Engländer" entschieden ablehnte. „Lernen Sie abschlagen", schrieb Dohm am 2. März 1777 an Boie, der ihm auch allzu wissenschaftliche Aufsätze aufnahm. Dies galt vornehmlich Voß' Artikeln. Sie gehörten wahrlich nicht ins Museum. Boie hätte sie abweisen müssen, zumal nachdem Dohm ihn verschiedene Male ermahnt hatte. Dohm konnte dabei mit Recht auf sein eigenes Beispiel hinweisen, besonders auf die scharfe Kritik an Mauvillon, dessen Artikel er, um ganz unparteiisch zu sein, nicht selber aufnahm, sondern Boie zur Entscheidung überließ. Darin liegt das Bezeichnende: Dohm war vielmehr geneigt, das Urteil des anderen einzuholen und sich ihm zu fügen, als Boie. Wiederholt bat jener (z. B. 29. März 1777):

Sie sollen sehen, wir vergleichen uns bald, wenn wir nur — nach der Grundlage des Instituts uns alle Sachen fleißig kommunicieren, uns einer am andern unsere Einseitigkeit abreiben.

Hätte Boie dies beherzigt, die gemeinsame Herausgabe wäre von viel höherem Erfolge gekrönt gewesen, und Boie wäre vor manchem Mißgriff bewahrt geblieben. So aber wollte er sich nicht in seine Sachen hineinreden lassen, und andernteils griff er immer wieder in Dohms Gebiet über; kein Wunder, daß ihm diese doppelte Last drückend wurde und ihn gegen den Mitherausgeber ungerecht machte. Dies verschärfte sich noch durch Boies übertriebene Sorgfalt.

Dohm glaubte seiner Redakteurpflicht genug getan zu haben, wenn er die eingelaufenen Aufsätze auf ihre Brauchbarkeit durchsah, die aufzunehmenden etwa noch hier und da im Stil etwas verbesserte oder durch einige Anmerkungen vervollkommete, weitere Eingriffe aber gänzlich vermied. Ganz anders Boie. Über seine Art klärt uns eine Notiz Dohms vom 4. Februar 1778 auf:

Allerdings sind Sie ein weit besserer Editor wie ich, — was Sie darüber sagen nehme ich im Mindesten nicht übel. Nur eines möcht ich behaupten, daß wenn ich mir, wie Sie sagen, nicht 1/4 soviel Mühe gebe, wie Sie, dagegen Sie gewiß 1/4 zuviel thun. Warum schreiben Sie alle Aufsätze ab?, die gar zu feine Feile ist doch wirklich der Mühe, die Sie sich machen nicht werth. Ich halte

auch darauf seine Pflicht zu thun, aber mehr, als nöthig muß man sich doch auch nicht angreiffen. Sie könten gewiß in der Zeit was besseres thun, und dem Publikum noch mehr nützen.

Wir begegnen also wieder dem Vorwurf, den man Boie als Herausgeber des Musenalmanachs bereits gemacht hatte, daß er beim Ausbessern und Feilen nie ein Ende finden könnte. Dafür finden sich auch in Boies Korrespondenz manche Beweise. Nicht nur, daß er alle poetischen Beiträge durchging, ja, manche erst Schwager Voß zur Beurteilung sandte, auch wissenschaftliche Artikel arbeitete er auf den Stil hin durch (Dohm an Boie, 22. August 1776) und brachte durch öftere Kritik sogar Dohm dahin, daß er schrieb (3. Oktober 1776):

Mit größtem Vergnügen will ich Ihnen künftig alle meine Aufsätze vorher zuschicken, und Sie thun mir den wahrsten Freundschaftsdienst, wenn Sie sie in Absicht der Schreibart ausbessern.

Freilich etwas vorsichtiger verfuhr er jetzt; wichtigeren Mitarbeitern unterbreitete er seine Abänderungsvorschläge erst vor dem Druck. Darüber gibt am klarsten ein Brief Klingers an Boie vom 13. Januar 1776 Auskunft:

In Ihrer Anmerkung sind ich wahres. Schreiben Sie sie scheute nicht das Blut der Freunde, das von floß. Von muß bleiben wegen der Kürze. Abfodern anstatt fodern mögen Sie meinetwegen sagen, e möchten Sie auch vor einem Consonans in praesenti schreiben. Daß Sie richtig interpunctirt haben, dank ich Ihnen. Wenn ich eine Sache einmal lebendig vor mir habe, wie diese Scenen, schreib ich flüchtig weg und kümmere mich nicht, das nun wohl nicht recht ist.

Welche Last mußte schon diese Art der Durcharbeitung für Boie bedeuten. Und nicht genug damit. Waren es zuviel Korrekturen, so schrieb der überfleißige Mann den ganzen Aufsatz selbst noch einmal ab (Dohm an Boie, 23. November 1776), oder er ließ dies durch seinen Bedienten besorgen. Ja, diese Manie des Abschreibens scheint nach dem oben angeführten Briefe Dohms immer mehr zugenommen zu haben. Dabei gab Boie wohl, wie ja zu erwarten war, die Verständigung mit den Autoren bald auf, und zahlreiche Klagen beweisen, daß der Herausgeber nunmehr frischweg änderte, ausließ und einschob, ohne ein Wort zu sagen, während Wieland immer angab, wo er Änderungen vorgenommen hatte. Boie entschuldigte dies als eine äußerst probate Kritik und wandte sie besonders bei allen Artikeln an, die ihm irgendwie gefährlich schienen oder verletzen konnten, ohne zu bedenken, daß er gerade dadurch

bei seinen Freunden böses Blut erregen mußte. So schreibt Lenz an Zimmermann (Dezember 1776):

Mich deucht er (Boie) thut sich durch allzuviele Circumspektion Schaden, sobald es Sachen gibt, worauf was ankommt. Gerade da ist die größte Vorsicht oft die höchste Unvorsichtigkeit.

Diese Schwächen von Boies Kritik können uns nicht wundernehmen, wenn wir uns seiner Entwicklung erinnern; er blieb der Alte. Während Dohm sich immer mehr zu einem trefflichen Herausgeber entwickelte, die Ziele klarer erkannte und in ihrer Durchführung praktischer wurde, hielt Boie an dem einmal Vorgesetzten unverbrüchlich fest, ohne dabei praktische Rücksichten gelten zu lassen. Inkonsequent wurde er nur den Freunden gegenüber; bei den einen fürchtete er ihre Überlegenheit, andere berücksichtigte er um äußerer Lebensverhältnisse willen. Daraus entstand eine Unentschlossenheit, die ihnen gegenüber alle Kritik zunichte machte. Auch früher hatte er Hervorragendes nur geleistet, wenn er von den Freunden mit fortgerissen wurde; sonst war seine Kritik immer in Gefahr gewesen, am Kleinen hängen zu bleiben. Hier sah er sich nun aber oft, besonders bei den Prosabeiträgen, vor Objekte gestellt, die ihn an sich nicht fesselten, ja, für die ihm, wie bei Dohms Artikeln, alles Verständnis abging. Statt sie aber unberührt zu lassen, trieb es den unermüdlichen Mann, der sich nie genug tun konnte, auch hier tätig zu sein. So geriet er ins kleinliche Feilen.

Die Verteilung der Beiträge auf die einzelnen Hefte und die Anordnung innerhalb jedes Heftes hatte sich Boie allein ausbedungen. Dabei galt es, mit dem vorhandenen Material sorgfältig hauszuhalten und doch für wichtige Neuigkeiten sofort Platz zu haben. Da hieß es die verschiedensten Wünsche der Autoren zu berücksichtigen und doch in jedem Monat für die rechte Mannigfaltigkeit zu sorgen. Und zwar war Boie nicht bereit, wie Dohm wollte (18. Dezember 1777), sich auch einmal damit zu begnügen, diese Mannigfaltigkeit statt durch verschiedene Materien durch verschiedene Behandlung eines und desselben Stoffes zu erreichen. Ja, so weit ging Boies Sorgfalt, daß er sich scheute, Voß' prosaische Platoübersetzung in dasselbe Heft mit Stolbergs Iliasgesang zu bringen (an Voß, 6. Oktober 1776). Mancher Artikel wurde auch für bessere Zeiten zurückgelegt, damit er ja nicht verletzen könne. Besonders aber steigerte sich Boies Eifer, wenn der Jahrgang zu Ende ging und es galt, die alten Abonnenten zu erhalten und neue

zu gewinnen. Dann wurde gesichtet und zugestutzt, dann flogen die Briefe zu den nächsten Freunden, damit sie zu einem „éclatanten Schlusse" helfen; dann wurden Dohms Sendungen trotz aller Bitten rücksichtslos zurückgeschoben. Auf diesem Gebiete hatte Boie auch wirklich gute Erfolge. Wir müssen ihn daher gegen Lenz in Schutz nehmen, wenn er die gleichmäßige Verteilung des Stoffes bemängelt, die ein Trennen großer Beiträge erforderte (an Boie, 26. Mai 1777):

Daß der Landprediger bald auf einander folgt freut mich, überhaupt würden Sie wohlthun, ihre Sachen nicht mehr so zu zertrennen, worüber man hie und da und von sicherer Hand viel Beschwerden geäußert hat. Natürlich ist's daß drey Vierthel von dem Eindruck des Ganzen verloren gehen.

In Rücksicht auf die verschiedenen Interessen, denen er dienen wollte, mußte Boie auf möglichste Mannigfaltigkeit im Inhalt eines jeden Heftes sehen und durfte nicht ganze Hefte einem einzelnen Beitrage widmen, wie Wieland es des öfteren tat.

Sehen wir Boie auf diesem Gebiete allein tätig, so warf sich Dohm besonders darauf, für die Ausbreitung des Museums durch günstige Kritiken zu sorgen. Boie überließ es mehr seinen Freunden, durch persönliche Empfehlung in ihrem Kreise zu werben, Dohm aber richtete sein Augenmerk von Anfang an auf eine planmäßige Agitation in der Presse. So ermahnt er Boie, er solle Heyne an öftere Anzeigen in den Göttinger Gelehrten Anzeigen erinnern (7. Oktober 1776); ebenso schreibt er gleich zu Beginn des Jahres 1776 an Nicolai wegen der Rezension des Museums in der Allgemeinen deutschen Bibliothek und verlangt, daß Weygand dem Berliner ein Exemplar gratis zur Verfügung stelle (9. März 1776 an Boie). In Hamburg möge der Mitherausgeber für häufigere Besprechungen durch seine Freunde sorgen, in Leipzig soll Weygand seinen Einfluß aufbieten, günstige Äußerungen zu veranlassen und ungünstige zu hintertreiben. Sorgfältig studiert Dohm die neu erscheinenden Zeitschriften. Und trifft er eine ungünstige Besprechung, so sinnt er auf Mittel und Wege, einen wohlgesinnten Kritiker im Mitarbeiterkreis der betreffenden Zeitung zu gewinnen. Daher entgeht ihm auch nicht, daß das Museum schon nach wenigen Monaten in Ulm nachgedruckt wird, und er — nicht der Verleger — sucht den Ausweg, wie man den Nachdruck unschädlich machen kann. Anderseits berücksichtigt er auch bei der Redaktionstätigkeit, was die Kritiken loben oder tadeln. So entspringt seine Abneigung

gegen Schlosser besonders dem Umstande, daß dessen Beiträge gerade von allen „elenden Zeitungen" gepriesen wurden.

d) Die Stellung der Herausgeber zur Polemik.

Um einer gedeihlichen Entwicklung des Museums willen hatten sich beide Herausgeber gleich anfangs dahin geeinigt, daß die Polemik ganz ausgeschaltet werden sollte. In der Durchführung dieses Entschlusses zeigte sich nun wieder ein bezeichnender Gegensatz zwischen beiden. Dohm war der Überzeugung, daß ein rein sachlicher Angriff und eine rein wissenschaftliche Auseinandersetzung selbstverständlich in die Zeitschrift gehöre, wobei um der Wahrheit willen der Kampf darin bis zum letzten durchgeführt werden müsse; alle persönlichen Angriffe und Zänkereien aber sollten zurückgewiesen werden. Boie zeigt sich von Anfang an ängstlicher. Er will alles vermieden wissen, was irgendwo anstoßen könnte, kommt aber bald durch die Rücksichtnahme auf Obere oder Freunde dazu, ihnen das Museum zu öffnen und dadurch andere zu verletzen, und macht seine Zeitschrift zum Tummelplatz wilder, persönlicher Angriffe. Während aber Dohm immer aus Rücksicht auf den Mitherausgeber nachgibt und sogar, wenn es ihn selbst schwer treffen mag, den berechtigten Kampf abkürzt, zeigt sich Boie wiederum gegen alle Mahnungen des Freundes starrsinnig, setzt also um seiner Freunde willen das Ansehen der Zeitschrift bewußt aufs Spiel.

So sendet Dohm voll Freude den zweiten Londoner Brief Lichtenbergs, in dem dieser u. a. eine Verteidigung seines Gesichts gegen Lavaters Physiognomik brachte. Boie unterdrückt sie. Im Juli des nächsten Jahres aber setzt er einen Brief über Lavaters Stellung zu den anderen Größen Zürichs ein, der dem armen Manne Ungelegenheiten bereiten mußte und auf jeden Fall kränkend war. So bittet Boie wieder und wieder, Dohm möge aus Rücksicht auf des Freundes amtliche Stellung mancherlei unterdrücken, nimmt aber selbst auf Dohms Sicherheit nicht die gebührende Rücksicht. Er stimmte Dohm zu, man dürfe einen Artikel Mauvillons gegen die Gelehrtenrepublik und Wieland nicht aufnehmen, aber in seines Schwagers Voß' Vorrede zu einer Platoübersetzung ließ er einen Angriff auf Wieland stehen und brachte auch sonst Notizen gegen ihn. Dohm freute sich ihrer, weil er sie für eine berechtigte Kritik ansah, wurde aber sehr enttäuscht, als Boie nun, „um Wieland

Gerechtigkeit widerfahren zu lassen", einen ganz unparteiischen „herrlichen Brief über den Merkur" „aus Politik" nicht aufnahm. Ebenso lehnte Boie mit Recht Goethes „Anekdote zu den Freuden des jungen Werthers" um Hannoveraner Freunde und um Nicolais willen ab, als jedoch später Voß zu äußerst scharfen Angriffen gegen Nicolai kam, ließ es Boie wiederum an der nötigen Strenge fehlen. Aufs äußerste aber wurde Dohm gereizt durch Boies eigentümliche Haltung in dem Streite, den Zimmermann und Göbhard für Lavater gegen Lichtenberg führten. Zimmermann bediente sich in einem Angriffe (März 1778) auf Lichtenbergs „Antiphysiognomik" und ihre Rezension durch Kästner einer äußerst schroffen Sprache und schloß mit der bösartigen Anspielung, der berühmte Herr Kollege habe sich gewiß ebensosehr geirrt, „als wenn er behaupten wollte, man errathe die Figur eines Nachtwächters aus seiner Stimme, oder an irgend einem schäzbaren Gelehrten irgend einen Abgang von Verhältnisschönheit, aus seinem Zorn gegen Physiognomik". Dohm war außer sich. Am 19. März sprach er Boie seine Entrüstung aus, daß dieser Artikel und besonders diese Anspielung auf Lichtenbergs Mangel im Museum hätte erscheinen können, um das sich Lichtenberg so große Verdienste erworben habe. Ernst schloß er:

Ich muß Ihnen gestehn, daß mir dieser Flecken in unserm M. sehr wehe thut, und daß, wenn ich Ihnen gleich an Herausgebertalent nachstehe, mir doch so ein Zug nicht hätte entwischen sollen. Ich glaube es wird nothwendig seyn, künftig nichts Polemisches aufzunehmen, das wir nicht beyde vorher genau durchgesehen haben —, da wir doch gewissermassen beyde leyden müssen.

Inzwischen hatte Boie für die Notwendigkeit dieser Maßregel einen weiteren Beweis erbracht. Statt nur noch die notwendige Antwort Lichtenbergs zu bringen und damit den Streit abzubrechen, nahm er bei einer Antwort Lavaters an Lichtenberg auch die boshaften Anmerkungen von Lavaters Verleger Göbhard auf, die Lichtenberg auch als Professor bloßzustellen suchten. Und dies tat er, obwohl er zu gleicher Zeit (12. März 1778) an Bürger schrieb:

Die Vorrede [Zimmermanns] . . . . . macht hier gar viel Lerm. Lichtenberg hat hier viele Freunde und Z(immermann) auch. Ich bin, als Freund beider, am schlimsten daran. L(ichtenberg) kan und wird in alle Ewigkeit nicht Lav(ater) verstehen und schäzen, wie nichts, wozu auch Gefühl, oder mehr Gefühl als Verstand gehört. Lav(aters) Antwort mit einigen sehr bittern Anmerkungen kömt in den April. Die werden vollends dem Faß den Boden ausstoßen.

Trotzdem brachte es Boie fertig, Dohm vorzuwerfen, er habe Lichtenberg verhetzt. Dohm war außer sich und wies nach, Lichtenberg habe sich selbst bei ihm über Boie beschwert (5. April 1778), auf jeden Fall bleibe die persönliche Anspielung „gemein". Während die Erregung darüber in ihm noch vibrierte, erhielt Dohm das Aprilheft mit den Anmerkungen Göbhards. Er war entsetzt und meinte (16. April), die Anmerkungen, für deren Verfasser er Zimmermann hielt, würde er „an Boies Stelle schlechterdings nie eingerückt haben" und „an Lichtenbergs Stelle Boie in Ewigkeit nicht vergeben", da sie Lichtenbergs Charakter mit entsetzlicher Grobheit angriffen. Was aber das schlimmste sei: der Vorwurf, Lichtenberg hasche nach dem Beifall seiner Studenten, sei, das wisse Boie ebensogut wie er, völlig unwahr und seine Aufnahme unverzeihlich. Jeder Leser müsse zudem nach Lage der Dinge diese Anmerkungen den Herausgebern zuschreiben; darum fordere er, daß im nächsten Hefte eine von ihm im Konzept beigelegte Erklärung erscheine, um den Sachverhalt darzustellen. Diesem berechtigten Verlangen hätte Boie um so eher nachkommen sollen, als sich Lichtenberg (an Boie, 23. April) sehr maßvoll zeigte und sich nur darüber aufhielt, daß Boie ins gleiche Heft einen Beitrag *von* ihm und einen *gegen* ihn setze; er überließ sogar dem Museum einen weiteren Brief unter der Bedingung, nichts wider ihn in dasselbe Stück zu bringen. Seine Entgegnung auf die verschiedenen Angriffe, deren Aufnahme Dohm dringend forderte, stellte er in Aussicht, falls Boie sie schnell bringen wollte, ohne sie vorher zu lesen. Boie war über diesen Ausgang glücklich; er wollte die Antwort Lichtenbergs in den Juni setzen und hoffte, die scharfe Stimmung in Göttingen werde nachlassen, und er werde auch Lichtenberg dem Museum erhalten (an Bürger, 3. Mai 1778). Der Mai brachte den letzten englischen Brief des Göttingers, aber die von Dohm geforderte Erklärung brachte er nicht. Auch im Juni kam sie trotz der lebhaftesten Bitte Dohms nicht (Dohm an Boie, 13. Mai). Da auch Lichtenbergs Antwort nun doch nicht im Museum erschien, mußte allgemein der Glaube erweckt werden, als stehe das Museum schroff auf der Seite der Gegner und billige auch die persönlichen Angriffe. Dieser Eindruck blieb, da Boie sich in einem letzten Schritte wiederum ungeschickt zeigte. Lichtenbergs Antwort war im Hamburgischen Korrespondenten (Nr. 98 vom 8. Juni 1778) erschienen und hatte, kurz aber klar, Zimmermann und Göbhard mit der verdienten

Schärfe abgeführt. Diesen Artikel brachte auch Boie, leider aber mit einem kurzen Begleitschreiben Zimmermanns, so daß Lichtenberg gewissermaßen an den Pranger gestellt ward und Boie sich noch einmal für Zimmermann zu erklären schien. Das geschah ohne Dohms Vorwissen im Juli 1778, im letzten Hefte, für das Dohm die Verantwortung mit trug.

Boies Starrsinn in diesem Falle ist um so auffälliger, als er sonst auf einflußreiche Personen immer Rücksicht nahm und insbesondere den Göttinger Professorenkreis nie zu verletzen bestrebt war. Eifrig hatte Boie versucht, Dohm von der Fortsetzung eines mit Schlözer über den Handel von Nordamerika geführten Streites abzubringen. Als ihm dies nicht gelang, bemühte er sich, Dohm zu zwingen, einem Gegner, der ihn mit Lügen und Beleidigungen angriff, das Museum zu öffnen oder die Nordamerikanischen Briefe nicht mehr fortzusetzen. Da war es nur allzu berechtigt, wenn Dohm schrieb (29. Juni 1777):

Wie konnte es Ihnen einfallen, dergleichen mir anzusinnen? — — — ich mußte Ihnen doch sagen, daß ich das Ungerechte Ihrer Forderung gefühlt habe. Wie gesagt, ich hätte in ähnlichem Falle sie nie an Sie gewagt.

Darum focht Dohm diesen Kampf auch gänzlich aus und ließ sich auch dadurch nicht beirren, daß Boie mit der wissenschaftlichen Auseinandersetzung über Handelsfragen die politische Frage des englisch-amerikanischen Krieges verquickte. Daß er jede Behandlung dieses Krieges um Boies willen bei dessen ständigem Verkehr mit hannöversch-englischen Offizieren zu vermeiden hatte, sah Dohm ein und gab daher ein politisches Raisonnement, das er fürs Museum bestimmt hatte, ruhig in den Merkur, wie er es aus Rücksicht auf eigene Interessen aufgab, etwas über die bayrisch-österreichische Frage zu schreiben. Mit gutem Grunde beschwerte er sich aber darüber, daß Boie sich einschüchtern ließ, als man sogar einen Aufsatz Dohms, in dem nur der Handel Amerikas beleuchtet wurde, scheel ansah. „Etwas mehr Muth, lieber Freund", rief er ihm zu (4. Juni 1777), „und aus dem Winkel herausgeschaut, in dem Sie leben." Von Anfang an finden wir Dohm in diesem Kampfe gegen Boies allzu große Ängstlichkeit und Vorsicht. Für jeden Artikel, der an hannöversche Verhältnisse und Einrichtungen rührte, mußte Dohm einen langen Beweis erbringen, daß er unschädlich sei, und selbst dann nahm ihn Boie nur widerwillig. Aber auch manchen Beitrag über außerhannöversche Verhältnisse wies er mit der Begründung ab:

„Ich könnte Verdrus davon haben.“ Erhöht wurde diese Furcht noch durch die Strenge der hannöverschen Konsistorialzensur. Als der Gedanke auftauchte, das Museum der besseren Aufsicht wegen in Hannover drucken zu lassen, mußte Boie darauf verzichten, denn „hier ist .... eine Konsistorialcensur, für die ein jeder ehrlicher Mann zittern muß“ (an Voß, 17. September 1776). Aber obwohl Weißenfels der Druckort blieb und das Museum also der sächsischen Zensur unterstand, mußte Boie sich durch die Anmaßung des hannöverschen Konsistoriums unangenehme Auseinandersetzungen gefallen lassen, besonders als durch Dohm — allerdings mit Boies Zustimmung — ein freier Aufsatz Mauvillons über Sokrates und Christus erschien (Juni 1777). Dies genügte, um Boie sehr vorsichtig zu machen; ja, er ging wieder zu weit. An Voß schrieb er (30. November 1777) anläßlich der Ablehnung eines Beitrages von Milow, dem Wandsbecker Prediger:

Ich habe über den verwünschten Genius des Sokr. Verdruß gehabt, u. um ähnliche Aufsäze, die durch D(ohm) hineinkommen mögten, zu vermeiden, den Entschluß gefaßt gar nichts theologisches mehr zuzulaßen.

Demgegenüber betonte Dohm mit Recht (18. Dezember 1777):

Gern, lieber Boie, will ich Ihnen allen Verdruß ersparen, und Sie haben schon mehrmals meine Bereitwilligkeit nachzugeben gesehn. Aber alle Vernünftige Freyheit im Schreiben darf doch wahrlich! nicht aus dem M(useum) verbant werden. Und warum soll besonders ich in meinen Monaten (s. u.) auf Ihre Regierung oder Consistorium Rücksicht nehmen, für dessen Ressort ohnedem das Museum gar nicht gehört, sondern für die sächsische Regierung und Censur, welche bisher noch alles gebilligt hat. Die HE. Jacobi, Leß, können ja schreiben und widerlegen wie sie wollen, nur Fesseln anlegen wollen müssen sie uns nicht. Zeigen Sie, liebster Freund, sich doch mit etwas freyren Muth und geben den unrechtmäßigen Anmaßungen nicht so nach, die man über Sie und das Museum versucht. Die sächsische Censur ist unser großer Schirm, die gewiß keine Ketzerey entwischen lassen wird, und sich auf Ketzereyen so gut verstehn muß wie die hannöverschen Theologen.

Aber nicht ohne Grund hatte Dohm, als er im Oktoberheft die Aufnahme des Mauvillonschen Artikels rechtfertigte, an Boie geschrieben (19. September 1777):

Ich hoffe ganz gewiß, daß Sie mit dem, was ich gesagt, zufrieden seyn werden, denn die Sache ist zu simpel. Wären Sie es aber auch nicht, so versteht sich's daß Sie gegen Jedermann mein Verhalten billigen. Wir müssen öffentlich (auch in Gesprächen) immer eines Sinnes scheinen, auch wenn wir es nicht sind. Sonst fällt unser Ansehen und das Mus(eum).

Dohm hatte die eigentümliche Erfahrung machen müssen, daß Boie durch die Furcht vor einer auswärtigen Regierung sich dazu verleiten ließ, den Mitherausgeber bloßzustellen, und es dabei nicht einmal mit der Wahrheit genau genommen hatte. Ende 1776 hatte Weygand an Boie „Wanderungen des Marquis von St. A. . . . durch Deutschland" übersandt, deren anonymer Verfasser (Seybold) auch den Herausgebern unbekannt war. Boie wollte sie sofort einrücken, da sie ihm gut gefielen, und sandte sie erst auf Dohms Bitte auch an diesen, der seinerseits auch sehr zufrieden war. Da in ihnen aber Pfälzer Verhältnisse scharf getadelt wurden, wandte sich der Mannheimer Professor Klein in höherem Auftrage an Boie mit einer Beschwerde. Boie wußte nun, daß Dohm sich gerade damals in Mannheim aufhielt, und brachte es doch fertig, die alleinige Verantwortung auf Dohm zu schieben und ihn dadurch persönlich zu gefährden. Dohm führte darauf sofort am 4. Juli Beschwerde und betonte, beide Herausgeber müßten für alles Gedruckte gemeinsam einstehen. Andernteils teilte er mit, die Angaben des Marquis beruhten in allem Wichtigen auf Wahrheit, und bedang sich aus, daß außer Kleins beabsichtigter Berichtigung nichts über die Pfalz ins Museum komme, ohne daß er es gesehen habe. Trotzdem schob Boie auch weiterhin (an Voß, 12. Januar 1778) die „unzuverlässigen und unbesonnenen Wanderungen" Dohm in die Schuhe und setzte aus allerlei Nachrichten einen Gegenaufsatz zusammen, der anstatt, wie Dohm hoffte, den Pfälzern die Unparteilichkeit des Museums zu zeigen, scharfe Angriffe gegen die Wanderungen brachte. Diesen Artikel druckte er ohne Dohms placet ab, so daß die Leitung des Museums in eigentümlichem Lichte erscheinen mußte, da Dohm im vorhergehenden Hefte sehr objektive Angaben über die Pfalz gemacht hatte.

Aus alledem leuchtet ein, daß Boie kein ganz unparteiischer Herausgeber war, und daß er es besonders gegen Dohm und seine Freunde an der nötigen Rücksicht fehlen ließ. Das beruht zu einem großen Teil auf einem grundsätzlichen Gegensatz beider in ihren Anschauungen über das Ziel des Museums.

e) Weitere Gegensätze und Bruch.

Es machte sich von Anfang an geltend, daß beide Herausgeber von ihrer früherer Tätigkeit schon feste Pläne mitbrachten. Boie

ſuchte, wie einſt in den Muſenalmanachen, auch jetzt ſeine Hauptaufgabe darin, das Muſeum zu einer Quelle ſchöner Unterhaltung zu machen; nur um allen Rechnung zu tragen, ſollte allgemein verſtändliche Wiſſenſchaft gepflegt werden. Dohm meinte, Philoſophie, Geſchichte und Politik müßten den Hauptinhalt ausmachen und zu gleichen Teilen mit ihnen die Poeſie das Ganze abrunden. So ſtellte Boie von Anfang an die Unterhaltung, Dohm die Belehrung in den Vordergrund. Verſchärft wurde dieſer Gegenſatz noch dadurch, daß Dohm eine beſondere Neigung für die Politik zeigte, der Boie ganz abhold war, und daß anderſeits Boie ſich im weſentlichen auf die Tendenzen des Schloſſerſchen Kreiſes ſtellte, die Dohm im Namen des geſunden Menſchenverſtandes der Zeitſchrift fernzuhalten ſtrebte. Daher ging Boie gleich nach dem Erſcheinen der erſten Hefte gegen allzu große Wiſſenſchaftlichkeit vor und hielt es von da an immer für ſeine vornehmſte Aufgabe, bei der Zuſammenſtellung der Stücke zu vermeiden, daß ſie zu ernſthaft würden. Dohm andernteils betonte beſonders die wirtſchaftliche Seite des Unternehmens und ſuchte Boie zu überzeugen, daß man ſchon um des Abſatzes willen ſich nicht an den kleinen Kreis der Schwärmer wenden dürfe, da „ſie es nicht werth ſeien", „daß wir allen vernünftigen und vermögenden Weltleuten unſer M(uſeum) degoutieren" (an Boie, 2. März 1777). Und nicht ohne Berechtigung ſetzte er hinzu:

> Sie, liebſter Boie, haben viele gute Eigenſchaften des Herausgebers, aber eine der erſten haben Sie noch nicht genug, — unpartheyiſche Verſetzung in fremde Denkart und Entäußerung Ihres Lieblingsfachs.

Wenn er aber hoffte, Boie werde ſich nun Mühe geben, ſo täuſchte er ſich. Boie glaubte ſich im Recht und verrannte ſich immer mehr in eine Abneigung gegen alles, was von Dohms Seite kam. Dazu trat dann noch ſeine große Ängſtlichkeit und manches andere, was wir ſchon beleuchtet haben; kurz, der erregte Meinungsaustauſch über die rechte Zuſammenſtellung des Muſeums hörte nicht auf, zumal Boie immer rückſichtsloſer wurde und Dohms Ermahnung vom 2. März 1777: „Überhaupt ziehn Sie mich gar zu wenig zu Rathe, da ich Ihnen doch nur die Ordnung der Stücke (weil dieſe einer am beſten beſtim[men] kan) nicht ihre alleinige Auswahl überlaſſen habe," einfach in den Wind ſchlug. Ganz unparteiiſch muß man feſtſtellen, daß Dohm den anfänglichen Plan des Ganzen ſchärfer im Auge behielt als Boie und trotzdem alles tat, ein gedeih-

liches Zuſammenarbeiten zu erhalten. Boie aber wurde ſchon bald nach den erſten Heften es müde, immer auf den Mitherausgeber zu hören, ja, er ließ die Rückſicht, die Dohm verlangen konnte, nicht nur außer acht, um das Muſeum ſo hoch als möglich zu erhalten, ſondern geradezu, um Dohm zu einer Losſage zu bringen. Daran lag ihm um ſo mehr, als er auch mit der finanziellen Abmachung des Anfangsvertrages bald unzufrieden wurde.

Zwar hatte Boie die Hoffnung, von dem Ertrage des Muſeums leben zu können, ſchon vor deſſen Beginn wieder aufgegeben, allein, als ſich nun für das Quartal ein Durchſchnittsgewinn von 30 bis 35 Talern herausſtellte, war er ſtark enttäuſcht. Während aber Dohm dadurch einen Ausweg zu ſchaffen ſuchte, daß er das Honorar der Autoren herabſetzen und anderſeits mit Weygand um eine Erhöhung verhandeln wollte, glaubte ſich Boie durch Dohm benachteiligt, da dieſer dasſelbe Honorar für weniger Arbeit erhalte. Daher ließ er den von Dohm begrüßten Gedanken, mit ihm Riſiko und Gewinn gemeinſam zu übernehmen und Weygand nur die Kommiſſion zu übertragen, wieder fallen (Dohm an Boie, 3. Oktober 1776) und wünſchte ſehnlich, von Dohm loszukommen, der ihn allerdings wegen einer Reiſe einmal bei einem Hefte im Stich gelaſſen hatte (an Voß, 26. Oktober 1776; an Bürger, 8. November 1776). Endlich forderte er von Weygand auf Dohms Vorſchlag (an Boie, 3. Oktober 1776) eine Erhöhung des Bogenhonorars, trat aber zu gleicher Zeit mit Dohm in Unterhandlungen. „Ich hab ihm jezt Vorſchläge gethan, die er hoffentlich billigen wird. Ich will ihm ein Gewißes geben, und nehme dann die Herausgabe allein. Es wird *gewiß* künftig gut“ (an Bürger, 8. November 1776). „D(ohm) hat mir noch nicht geantwortet. Böſe geworden kann er nicht ſeyn. Was ich verlange, iſt ſehr billig. Ich könnte ohne ihn ein M(uſeum) geben; er ohne mich nicht. Und ich will ihm doch Theil am Profit gönnen, aber nicht allen“ (an Bürger, 24. November 1776). Auch aus anderen Briefſtellen geht hervor, daß Boie ſich im beſten Rechte glaubte und, obwohl Bürger entſchieden vor einer Unterſchätzung Dohms warnte (14. November), ohne dieſen ein glänzendes Muſeum zu liefern hoffte. Um ſo ſchwerer traf ihn Dohms Antwort (23. November 1776):

Was uns unter einander betrifft, liebſter Boie, ſo laſſen Sie uns unſer Intereſſe *nicht trennen*. Wir haben die ganze Sache gemeinſchaftlich angefangen; — Keiner allein wäre vielleicht darauf gekommen. Alſo laßen Sie

sie uns auch gemeinschaftl(ich) vollenden. Es ist wahr Sie haben die letzte Zeit mehr, wie ich gethan; — aber dieß ist Zufall, und soll künftig nicht mehr geschehn. Es kann auch leicht eine Periode kom[men], wo Sie viele Abhaltungen haben, und mir die meiste Mühe überlassen müssen. Diese Periode ist nach unsrer beiderseitigen Lage, bey Ihnen allemal viel wahrscheinlicher als bey mir. Sollten wir da allemal gegen eina[n]der rechnen? Sie haben selbst die Bestimmung, was in jedes St(ück) zu bringen, gewünscht, und in der Correktur geben Sie sich vielleicht zu viel Mühe, wenn Sie manche Aufsätze ganz abschreiben. Lassen Sie uns künftig die Arbeit folgendermassen theilen: 1) alle Werke des Witzes und der Laune, poetische und prosaische auch über die Künste werden von Ihnen genau durchgesehn und in Absicht der Schreibart corrigiert. 2) bey allen philosoph. historischen und politischen Aufsätzen aber verrichte ich dieß Amt. Wir könn(en) alle unsre Aufsätze fast in diese zwey Gattungen absondern, und wegen der wenigen theol(ogischen) p. uns leicht vergleichen. Die von mir mit allem Fleiß durchgesehenen Aufsätze dürften Sie dann in ordentlichen Fällen (in außerordentlichen würd ich es Ihnen vorschlagen) nicht durchsehen, wenn Sie es nicht aus Neigung zuweilen thäten. So würde sich die Arbeit ziemlich gleich vertheilen, da unsre Corresp(ondenz) in Sachen des Museums wohl sehr gleich seyn wird und hierin jeder thun muß, was er kann. Lassen Sie uns diese Eintheilung Weygand melden, damit er Jedem die in sein Departement g(e)hörige(n) Sachen zuschicke; und wir können auch in der Vorrede anzeigen, daß wer Sachen an uns schicke, sie nach dieser Abtheilung an Sie oder mich sende. — Antworten Sie mir hierauf bald, auch was W(eygand) wegen der Erhöhung sagt.

Dohm war überzeugt, hiermit das Rechte getroffen zu haben und Boies Zustimmung zu finden. Dieser aber wollte keine Teilung, sondern war entschlossen, sich freizumachen. „Das Mus(eum) kann das erste Journal der Art werden, aber freye Hand muß ich haben" (an Bürger, 8. Dezember 1776). „Aber ich muß mehr freye Hand haben, sonst tret ich ab" (an Voß, 6. Dezember 1776). Daher fiel seine Antwort keineswegs einlenkend aus. Zuerst teilte er dem Mitherausgeber zu dessen Verwunderung mit, er werde von nun an die Honorarberechnung selbst übernehmen; dann aber muß er recht scharf geworden sein, denn Dohm sah sich veranlaßt, zu entgegnen (21. Dezember 1776):

Ein Ausdruck, liebster Boie, hätte mich bald ein wenig beleidigt: „Sie wollen bezahlt seyn." Glauben Sie, daß ich nicht so stolz bin auch dieß zu wollen, daß ich verlange Sie sollten für mich arbeiten? Nein, wenn Sie auch nur glauben, so beträchtlich mehr zu thun, daß Sie auch mehr verdienen; so habe ich nichts dawider. Schreiben Sie nur, was W(eygand) antwortet; dann wollen wir Alles reguliren. Auch der Verdacht vom Eigennutz, und Selbstsucht ist mir empfindlich — und wenn ihn mein Freund faßte — unerträglich.

Dies Entgegenkommen benutzte nun Boie, als Weygand sich zu einer Erhöhung des Honorars um 100 Taler pro Jahr verstand, dem Genossen einfach jeden Anteil daran zu versagen. Kein Wunder, daß Dohm nunmehr überhaupt von keinem Einlenken etwas wissen wollte. Am 4. Februar 1777 teilte er mit, er müsse durchaus auf einer völligen Scheidung bestehen, denn Boies Ansinnen sei unbillig, auch arbeite er fürs Museum trotz des geringen Gewinnes nach besten Kräften. Boie war gänzlich überrascht:

Ach Freund! Alle meine süßen Träume wegen des Museums sind hin. Dohm geht ewig nicht in meine Ideen, und überhäuft mich mit Sachen, die ich nie hineinsezte, wenn ich freye Wahl hätte. . . . . Ich bin zuweilen auf dem Punkt, meine Hand ganz davon abzuziehen (an Bürger, 9. Februar 1777).

Als Dohm nun seinerseits ernste Vorhalte wegen allzu großer Parteilichkeit machte und sofortige Abhilfe verlangte, widrigenfalls sie die Verbindung trennen müßten (2. März), da schlug Boie, des ewigen Streites müde, vor, bis Ende des Jahres wollten sie Stück um Stück einzeln herausgeben, und jeder solle sein Stück verantworten, da „so was Selbander nicht geschehen" könne (an Voß, 14. März 1777). Sollte Dohm ablehnen, so war Boie entschlossen, vom Museum zurückzutreten und ein anderes Journal zu eröffnen. — Dohm wollte erst gar nicht daran und hielt dem Gefährten vor (29. März 1777):

Nein, mein lieber Boie, wir wollen uns nicht trennen — auch nicht in Herausgabe des Museums. . . . . Die Alternative des Directorii würde nachteilige Folgen haben und unser Publikum trennen; Also bleibt es beym Alten und daß jeder sein Departement wahrt und nur fleißig kommunicirt.

Aber Boie hörte auch hierauf nicht mehr, sondern führte die Teilung bereits praktisch durch, indem er den April im wesentlichen mit Beiträgen Dohms füllte, dafür aber den Mai gänzlich für sich in Beschlag nahm. Da auch schon außerhalb des nächsten Kreises davon geredet wurde und Boie sich nicht scheute, selbst gänzlich Fernstehenden, wie dem Mannheimer Professor Klein, von den Zwistigkeiten Mitteilung zu machen, so gab Dohm nach der Rückkehr von einer längeren Reise nach (4. Juni 1777), allerdings nur unter der Bedingung, daß diese Scheidung nicht bekannt werde, um dem Debit des Museums nicht zu schaden. Er bat um so mehr darum, von diesen Privathändeln nichts verlauten zu lassen, als er fest darauf hoffte, daß Boie und er sich bald wieder vereinigen würden. Denn das konnte er ja nicht ahnen, daß Boie diese Teilung

nur für das Jahr 1777 plante und fest entschlossen war, das Museum von 1778 an ohne Teilnahme herauszugeben oder überhaupt alle Autorschaft fallen zu lassen (an Voß, 1. April; 8. April).

Einstweilen blieb es bei der Teilung. Das Juliheft redigierte Boie, den August Dohm usf. Während aber Dohm auch für die anderen Monate Beiträge anbot, die Boie auch verwandte, blieb dieser gegen Dohms Bitte, ihm für seine Stücke wenigstens einen poetischen Beitrag zur Verfügung zu stellen, taub und verursachte dadurch eine große Ungleichmäßigkeit, die sofort die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich lenken mußte. Boie seinerseits erzählte jedermann von der Teilung, die in Hannover und Göttingen eingehend besprochen wurde (Bürger an Boie, 7. August; Dohm an B., 10. August 1777). So war es kein Wunder, daß schon Anfang August die Hamburger Zeitung die Nachricht davon auch weiteren Kreisen mitteilen konnte. Während Dohm dies aber tief bedauerte, ließ Boie nicht ab, weiter zu treiben:

D(ohm) und ich sind nicht zerfallen, vielmehr (unter uns) wünsch ich loszukommen und kan auf keine Weise . . . . . Auf das abwechselnde Herausgeben besteh ich durchaus (an Bürger, 15. August 1777).

Bald aber mußte Boie erkennen, daß seine Mitarbeiter weniger zuverlässig waren und doch höheres Honorar forderten als die Dohms, und daß er auf die Hilfe des Mitherausgebers angewiesen war, um nur seine Hefte zu füllen. Trotzdem konnte er sich nicht entschließen, Dohm entgegenzukommen oder zu der alten Art der Herausgabe zurückzukehren. Auch auf den erneuten Vorschlag, das Museum gemeinsam im Selbstverlage herauszugeben, ging er nicht ein, sondern versuchte es nochmals, von Dohm frei zu werden und die Zeitschrift für sich zu retten, da er doch eingesehen hatte, daß es eine mißliche Sache sein würde, ein eigenes Journal zu beginnen. Die Gelegenheit, eine Änderung zu verlangen, schien günstig, als Boie wegen des Mauvillonschen Artikels die bereits erwähnten Auseinandersetzungen mit dem hannöverschen Ministerium hatte. Aber Dohm versprach Vorsicht, soweit es die Ausbreitung der Wahrheit und Aufklärung zuließe, und meinte im übrigen (29. Dezember 1777): „Wegen unseres Einverständnisses auch auf 1778 hat es gute Wege. Wir sind Freunde, das ist genug." Trotzdem richtete Boie an ihn im Januar noch einmal die Bitte, ihn frei schalten zu lassen (Boie an Bürger, 15. Januar 1778). Dohm antwortete darauf am 4. Februar:

Sie wollen eine Veränderung in der Herausgabe. Ihre Gründe sind gut. — Meine Meynung von der Sache ist: die bisherige Einrichtung war insoweit gut, daß sie jedem einen freyen Monat gab, und Abwechselung hervorbrachte, auch weiß sie das ganze Publikum und beständige Abwechselung recommandirt nicht, macht Geschwätze pp. Dieß ist mein Hauptgrund c(on)tra. sonst bin ich ganz für Ihren Vorschlag, neml(ich) Sie besorgten allein die Herausgabe, und ich schickte Ihnen meine Sachen, und diese würden nicht nur eingerückt, sondern auch in bestimmte Monate. pp. Dieß wäre gut; natürlich billig dabey, daß Sie für mehr Mühe auch mehr Lohn hätten, und ich überlasse es Ihnen diesen zu bestimmen. Hiermit also bin ich ganz zufrieden; aber nun eine Hauptbedingung, ohne die ich unmöglich einwilligen kan. Wenn Sie alle Arbeit haben, so müssen Sie auch allen Ruhm haben. . . . . Nothwendig also muß angekündigt werden, Sie besorgten künftig das Museum allein, und ich lieferte nur die politisch-statistischen Aufsätze. An mich wäre also auch nichts wie diese einzusenden pp. . . . . (Dann) kann das Arrangement nach Ihrem Wunsche gemacht werden, womit ich mit dieser Condition, recht sehr zufrieden bin und es dem M. nützlich halte.

Hiermit glaubte sich Boie endlich am Ziele (an Voß, 10. Februar 1778) und wollte in Zukunft nur noch einen Bogen Politisch-Statistisches geben (an Bürger, 19. Februar 1778). Allein er unterließ es, Dohms Hauptbedingung zu erfüllen, um sich dadurch alle Anhänger Dohms zu erhalten, und genau wie ein Jahr vorher, überspannte er auch jetzt wieder den Bogen in der Geldfrage. So kam es, daß Dohm wiederum zu dem alten Standpunkte zurückkehrte (15. oder 18. Februar 1778):

Sie befriedigen mich nicht über den Punkt, daß dieß auch öffentlich annoncirt werden müßte. Nun sollte ich ankündigen, daß die polit. Art(ikel) von mir besorgt würden, — aber dieß werd und kann ich nie zugeben. Ein großer Theil unsers Publikums weiß ja dieß längst, und Kein Mensch wird die Ursache dieser unerwarteten Annonçe errathen, und sie in nichts als einer lächerlichen Eitelkeit von mir finden. Nichts ist mir fataler, als das ewige Ankündigen und Ausposaunen. Kurz in meinem Nahmen kan ich nichts mehr ankündigen lassen. . . . . Aber ein Hauptpunkt ist noch, daß Sie meinen Vortheil nun zu sehr einschränken wollen. Es war wahrlich Freundschaft, die mich bewog, Ihrem Wunsche mich zu fügen, und Sie verlangten anfangs nichts für Ihre Bemühung voraus; wie ich aber dieß für unbillig hielt, und Ihnen etwas antrug, so wollen Sie es nun umkehren, und mir nur ein Gewisses pro Bogenzahl abtreten. Mich dünkt (ich rede wie Sie wissen, immer ungeheuchelt, wie ich denke) das ist nicht ganz freundschaftlich. . . . . Wenn Sie das Herausgeben besser zu machen glaubten, so war es doch wirklich viel Gefälligkeit von meiner Seite, dieß zuzugeben und Ihren Wunsch zu erfüllen. Viele Leser sind mit einer gewissen Art Aufsätze (die Sie am meisten rühmen) gar nicht zufrieden, und ein sehr wichtiges Publikum liebt, (wie Sie nicht zweiflen werden) das Mus(eum) vorzüg(lich) um der politischen Artikel willen. Also wäre es noch

grosse Frage, wenn wir streiten wollten, wer am meisten zur Aufnahme des Mus(eums) beygetragen habe? — Ich dächte wir ließen es bei der bisherigen Einrichtung und wechselten um, wollen Sie was in meinen Monat haben, so bin ich es nicht nur zufrieden, sondern bitte Sie auch darum, so wie ich auch Ihren mit politischen versehen werde. Dieß muß überhaupt nicht so genau genommen werden; jeder muß dem andern entgegen kommen. So wie bisher, ists recht gut gegangen. Damit Sie aber für Ihre größern Bemühungen etwas bekommen, wie ich gleich anfangs selbst antrug; so dächte ich Sie nähmen von der ganzen Masse jährlich 12 Louisd'or und das Uebrige theilten wir, wie bisher, Ich verlange wahrlich Ihren Nachtheil nicht, und wäre ich in andern Umständen, so trete ich Ihnen Alles ab, aber mit Bedingung der Bekantmachung, — nun aber geht es nicht, und es ist mir auch nachher eingefallen, daß es meiner Ehre nachtheilig sein könnte, wenn ich auf einmal, ohne eine äußere Veranlassung angeben zu können, von der Sache abgienge. . . . . .

Obwohl aber Dohm hier in der Honorarfrage entgegenkam und Boie bei unparteiischer Lektüre des Briefes sich hätte sagen müssen, daß er selbst an dem Mißerfolg seiner Pläne Schuld trage, stellte sich ihm die Sache ganz anders dar.

„D. mögte gern wieder auf die Hinterbeine treten," schreibt Boie am 6. März 1778 an Bürger. „Ich war doch wol ein Narr, daß ich einen Gehülfen annahm, den ich nicht brauchte, und der mir immer ein Kloz am Bein gewesen ist. Aber wenn ich auch meinen ganzen Vortheil aufopfern sol, ich wil aus dem Mus(eum) machen, was daraus werden kan."

Erhöht wurde die Spannung noch dadurch, daß Boie einfach keine Rücksicht mehr auf Dohms Wünsche nahm und Dohm anderenteils Boie die schärfsten Vorwürfe wegen des Streites zwischen Lichtenberg und Zimmermann und wegen anderer Aufsätze machte. So kam es zu einer offenen Absage Boies, über die er am 26. März an Bürger berichtet:

Bis den Jun(ius), der noch auf die Meße kömt, habe ich hinlänglichen Vorrath, und wenn ich nicht hätte, sorgt Meister D(ohm) so überflüßig davor, daß ich wahrlich! nicht weis, wo ich mit dem Unrath hin soll. Er fängt wieder an auf die Hinterbeine zu treten, und sucht nicht zu billigen, wo ich meine Sachen am besten gemacht zu haben glaube. Also hab ich ihm lieber gerade heraus geschrieben, daß wir mit Ende dieses Jahres geschiedene Leute sind. Jeder sein Journal, weil's doch nicht anders seyn kan, und jeder sein Publikum!

Der Brief an Dohm muß ziemlich scharf ausgefallen sein, denn dieser antwortet am 5. April:

Bei dieser so vorteilhaften Einrichtung (i. e. Boie sollte tatsächlich die Oberleitung haben) reden Sie mich auf einmal in einem ganz sonderbaren Tone an, drohen daß Sie allein ein Journal herausgeben wollen pp. Immerhin, wenn

Sie die Ungerechtigkeit nicht fühlen, einen Freund von sich zu weisen, der mit Ihnen sich so sehr verbunden hatte, Vortheil und Nachtheil, Ehre und Nicht-Ehre, die beyden ersten sehr partheyisch für Sie, die beyden letzten ganz mit Ihrem Schritte. . . . Immerhin!

Am 16. April ging Dohm dann ruhiger auf Boies Plan ein und erklärte sich bereit, Boie die alleinige Herausgabe zu überlassen, sobald Boie einen bestimmten Termin angegeben und versprochen habe, diesen Wechsel bekannt zu geben. Endlich am 13. Mai 1778 kam es zu einer völligen Verständigung auf Grund folgender, am 1. Juli endgültig unterzeichneten Bedingungen:

Bedingungen unter welchen Boie vom Julius 1778 an die Herausgabe des Museums übernimmt, und Dohm sie ihm überläßt.

1) Dohm liefert an Boie jährlich 12 Bogen, wogegen ihm dieser vierteljährig 25 Dukaten, ohne Aufschub, sobald der letzte Monat des Quartals heraus ist, bezahlt. Was Dohm über die Anzahl dieser Bogen von sich selbst und seinen Freunden liefert, wird ihm mit fünf Thaler der Bogen ebenfals, aber erst am Schluß des Jahres, bezahlt.

2) Dohm erhält, gerade vom Verleger, monatlich von jedem Stück 4 Frey-Exemplare.

3) Boie schickt ihm die eignen und fremden Aufsätze die er nicht brauchen zu können glaubt, sobald er sich deswegen entschlossen, welches nicht zu lang seyn darf, mit Beysetzung der Gründe der Nicht-Aufnahme, zurück.

4) Übrigens ist diese Trennung der Herausgeberschaft keineswegs Trennung der Freundschaft oder des Interesse. Beyde Theile behalten ungeändert ihr Interesse am Museum. Dohm verbindet sich Boien mit Rath und That an die Hand zu gehn, wo er kann, auch die Herausgabe einzelner Monate zu übernehmen, falls Boie durch einen Zufall gehindert seyn sollte; und Boie übergiebt Dohm die ganze Herausgabe, unter eben den Bedingungen, unter welchen er sie itzt übernimmt, wenn seine Lage ihm künftig einmal eine solche Unternehmung unmöglich machen sollte.

5) Uebrigens behält Boie völlige Freyheit mit dem Museum zu machen, was er verantworten zu können glaubt, selbst die einen andern Verleger und eine andre Art der Herausgabe zu wählen, wenn ihm dieß das Beßte des Museums zu erheischen dünkt, und Dohm die ihm versprochenen 25 Dukaten vierteljährig zu bekommen, die bisherige Sicherheit behält. Auch wird Boie einen solchen wichtigen Schritt nicht ohne Dohms Vorwissen und Rath vornehmen.

6) Dieß wird nur insoweit als ein Kontrakt angesehen, als es besser ist, daß die Hauptpunkte jedes Vergleichs schriftlich geschehn. Beyde Theile kennen sich zu gut, als daß sie von einander Uebervortheilung auch in Punkten, die hier nicht angeführt worden, befürchten sollten. Deshalb auch alle kleine Punkte, die man aufsuchen und finden könnte, nicht einmal angeführt werden. Alles sonder alle Gefährde.

Cassel d. 1ten Julius 1778. Chr. Wilh. Dohm.

Den Lesern aber brachte folgende Mitteilung im Augustheft 1778 die Kunde von der neuen Ära:

Das deutsche Museum ist bekantlich seit drittehalb Jahren von zweien Freunden gemeinschaftlich herausgegeben worden. Umstände machen jezt eine Abänderung notwendig. Mehrere anderweitige Geschäfte, die Entfernung beider Herausgeber und die dadurch verursachte beschwerliche Korrespondenz haben den einen, Dohm, veranlast, die Herausgabe des Museums künftig dem andern, Boie, ganz und allein zu überlassen. Diese Abänderung wird keine wesentliche in der innern Einrichtung der Monatsschrift zur Folge haben, sondern diese wird vielmehr durch Einheit und Geschwindigkeit der Direkzion gewinnen. Boiens Unpartheiligkeit für alle Arten von Wissenschaften, die nur, ihrer Natur und der ersten Bestimmung des Museums nach, an demselben Theil nehmen können, darf keiner Art von Lesern Versäumung fürchten lassen; er wird auch wegen des politischen und statistischen Faches in beständigem Briefwechsel mit Dohm bleiben, und dieser wird sich beeifern auf alle Art dem Museum nüzlich zu werden, und besonders auch, wegen der jezt für ihn schwindenden Geschäfte der Herausgabe, ein desto fleissiger eigentlicher Mitarbeiter seyn. Da sich, als solche, noch viele der ersten und würdigsten Gelehrten Deutschlands verbunden haben, so hoft man, das deutsche Museum werde sich durch immer erhöhte Volkommenheit des Beifals seines Publikums (das wir kühn das edelste in Deutschland nennen können) immer würdiger machen. Doch eben dies Publikum weis, daß wir vom Anfang an uns bemüht haben von dem deutschen Museum wenig zu versprechen, mehr zu halten. . . . . .

Hannover und Cassel, den 1sten Jul. 1778.

Die Herausgeber des deutschen Museums.

f) Herausgeber und Verleger.

Ehe wir uns der weiteren Tätigkeit Boies zuwenden, gilt es noch, auf die äußeren Verhältnisse des Museums einen Blick zu werfen, besonders auf die Stellung der beiden Herausgeber zu ihrem Verleger Weygand. Bereits als das erste Heft erschienen war, konnte Bürger seinem Göckingk im Blick auf ihre beabsichtigte Verlagsdruckerei mitteilen (29. Januar 1776), Boie habe mit Weygand nur auf sechs Monate abgeschlossen und wünsche von ihm wieder los zu sein. Läßt sich hier als Grund nur der Ärger über eine Unzahl entstellender Druckfehler erkennen, so geht aus einem Briefe Dohms vom 3. März 1776 hervor, daß die beiden Herausgeber über Weygands eigenmächtiges Vorgehen beim Zusammenstellen der Hefte außer sich waren. Dohm schlug vor, wenn Weygand wirklich, wie er gedachte, alle Briefe Winkelmanns in ein einziges Heft setzen würde, „ein donnerndes Avertissement gegen ihn — an

die Zeitungen zu ſetzen," um ihre Ehre zu retten. Obwohl Boie dieſen Gewaltſchritt nicht billigte, zweifelte doch auch er (an Bürger, 18. März 1776), ob er es mit Weygand, „der einfältige Streiche über einfältige Streiche mache, und die ſchlimmſten, wenn er die klügſten zu machen glaube", „bey jedem aber mit einer bogenlangen Verteidigung da ſei", nur dies eine Jahr aushalten werde. Dieſer Ärger ſteigerte ſich noch, als Weygand die vereinbarten Zahlungstermine gleich anfangs nicht einhielt und die Herausgeber daher Mahnungen ausſetzte und nicht einmal in Leipzig für ordentliche Rezenſionen ſorgte (Dohm an Boie, 31. März 1776). Auch befriedigte das Reſultat der erſten Abrechnung beide Herausgeber gar nicht. Deshalb drang Dohm darauf, daß die erheblichen Portokoſten von Weygand mit 4 Louisdors jährlich jedem Herausgeber abgelöſt und überhaupt das Honorar erhöht würde. Dabei machte er dem Freunde Mitteilung von dem eigentümlichen Gebahren Weygands (21. April 1776):

Lärm werden wir mit ihm kriegen. Denn ſchon am vorigen Poſttage ſchrieb er mir, daß Sie, ſeitdem Sie St(abs)Sekr(etär) wären, ſo eigenſinnig wären, daß er gar nicht mehr mit Ihnen auskommen könne und wohl ſähe, daß (ſic) Muſeum würde eine andere Einrichtung bald bekom(men) müſſen; er könne auch in der That der Herausgeber wohl entbehren, da dieſes Amt keine Hexerey ſey pp. Er unterſteht ſich ſogar, mich zu dem von ihm zu edirenden Muſeum, als Mitarbeiter, einzuladen. Iſt das nicht luſtig? Laſſen Sie ſich aber nicht gegen ihn merken, daß ich Ihnen dieß wieder geſagt habe, und dringen nur auf Erhöhung des Gehalts und Portovergütung. Wir müſſen hierin einſtimmig ſeyn und nicht nachlaſſen. Will er ſich dann nicht bequemen, ſo iſt es bald Zeit ihm fürs folgende Jahr den Handel aufzukünden, und auf Subſkript(ion) oder bey einem andern Verleger das fortgeſetzte Muſeum anzukündigen. . . . . .

Zur Klärung all dieſer Zwiſtigkeiten benutzte Dohm die Gelegenheit, daß Weygand nach Hannover kam, und reiſte auch ſeinerſeits dahin (Boie an Bürger, 10. Juni 1776), um im Einverſtändnis mit Boie einen neuen Plan zu machen. Boie kam es hierbei beſonders darauf an, daß die Druckfehler, über die er ſich bei jedem Heft entrüſten mußte, vermieden würden. Am liebſten hätte er das Muſeum künftig mehr in ſeiner Nähe gedruckt geſehen; mindeſtens verlangte er Garantie für eine verſtändige Korrektur (an Bürger, 10. Juni). Weygand kam, nachdem ihm bereits Bürger den Text geleſen hatte (Bürger an Boie, 30. Mai) auch zwiſchen dem 10. und 18. Juni nach Hannover, aber eine befriedigende Änderung trat nicht ein. Bereits Anfang September war Boie wieder ſo weit,

mit Weygand brechen und das Museum mit Dohm im Selbstverlag erscheinen lassen zu wollen. Dohm schlug dem gegenüber vor (16. September), wegen des schwierigen Postversandes und wegen des unausbleiblichen Nachdruckes sich an dem von Bürger mit Göckingk geplanten Institut zu beteiligen und diesem den Verlag zu überlassen. Boie wußte sich nicht zu helfen. Von Weygand wollte er auf alle Fälle los. Dohm wollte er so wenig als möglich Verfügung einräumen; und es in Hannover drucken zu lassen, hinderte ihn die scharfe Konsistorialzensur. Sollte er von ihr frei werden, so war er entschlossen, in Hannover selbst den Druck zu leiten und eine Subskription zu eröffnen. Auch Dohm wurde für diesen Gedanken gewonnen, wollte aber erst noch einmal bei Weygand angeklopft wissen, ob er von 1777 an bereit sei, 3 Louisdor d. h. 15 Taler pro Bogen statt der bisherigen 9 zu zahlen, und erst wenn er dies ablehne, sollte ihm der Verlag gekündigt und der Kommissionsbetrieb angeboten werden (Dohm an Boie, 30. Oktober 1776). Er hoffte, Weygand werde die Erhöhung ablehnen und rechnete nun aus (7. Oktober), wenn sie vom Juli 1777 an den Selbstverlag übernähmen, müßten sich für sie bei dem steigenden Beifall, den das Museum fände, jährlich einige 1000 Taler Vorteil ergeben:

1000 Exempl(are) ist gewiß nur wenig gerechnet, und wahrscheinlich bringen sie uns weiter, aber auch 1000 geben doch 4000 ℔ und nach Abzug von 1500 ℔ Kosten (höher können sie sich unmöglich belaufen, — doch einen reinen Gewinn von 2500 ℔! — Sollte das Bürgerische Institut*) zu Stande kommen, so bedienten wir uns wohl dessen.

Boie wartete ziemlich lange mit den entscheidenden Schritten an Weygand (am 23. November wußte Dohm noch nichts von einer Antwort). Dann gab es aber eingehende Auseinandersetzungen, die u. a. die Ausgabe des Dezembers aufhielten. Damals wurde anscheinend auch noch einmal die Frage des Abonnementspreises gestreift. Von Anfang an mußten die Herausgeber Klagen über den allzu hohen Preis hören und konnten deren Berechtigung nicht abstreiten, schoben aber alle Schuld auf Weygand (z. B. Boie an Voß, 22. April 1776). Um aber die ständigen Klagen abzustellen, betonten die Herausgeber in der Vorerinnerung zum Jahre 1777 ihre Unschuld. Jedoch schreibt Dohm in dem Begleitbrief hierzu an Boie (21. Dezember):

*) Dohm wollte sich an der Bürger-Göckingkschen Unternehmung mit Aktien beteiligen.

Die Entschuldigung wegen des Preises werden Sie doch auch nicht übel finden? Ich habe die Klage gar zu oft hören müssen. Sie ist auch nicht unbillig. Was kann man also Bessers thun, als ein bisgen Sophisterey plaudern?

Die Verhandlungen mit Weygand scheinen also nicht zu ernst gewesen zu sein; jedenfalls ließ man das Publikum nicht im Zweifel darüber, daß auf eine Herabsetzung des Preises nicht zu hoffen sei, denn es hieß:

Auf Verlangen der leztern (i. e. der Buchhandlung) nur noch wegen des Preises Ein Wort, den man an vielen Orten zu hoch gefunden haben soll. Wir haben der Verlagshandlung deswegen Vorstellungen gethan, die aber (wir müssen's gestehn) so beantwortet worden, daß uns nichts zu sagen übrig blieb. Wir müssen also unsre Leser ersuchen, ehe sie über zu theuren Preis der Waare klagen, vorher die Waare selbst etwas genauer zu betrachten. Wir wollen hier nichts von der innern Güte sagen, die auch doch viel zum Preise thut. Aber das Museum ist in grossem Format und ungemein ökonomisch gedruckt u. s. w. Wenn also von andern Büchern acht Bogen sechs Groschen, und bey uns sechs Bogen acht Groschen kosten, so kauft der Leser in unsrer Bude doch wohlfeiler, und wir versprechen uns also fleissigen Zuspruch.

Nunmehr verstand sich der Verleger wenigstens zu einer Zulage von 100 Talern pro Jahr (Dohm an Boie, 4. Februar 1777), war aber fortan um so knauseriger mit Freiexemplaren, hielt den Herausgebern seine Großmut immer vor und, was das Schlimmste war, glaubte sich nun um so mehr berechtigt, mit in die Redaktion hineinzureden (Boie an Bürger, 9. Februar 1777). Zu Boies Entsetzen nahmen auch die Druckfehler nicht ab. Erst Anfang 1778 versprach Weygand einen besseren Korrektor (Boie an Voß, 12. Januar 1778). So wuchs von Tag zu Tag Boies Ärger über „Weygand, den Narren, den elenden Burschen", der nun gar ohne zu fragen Artikel einrückte und immer knickriger wurde.

Daher ging Boie auf eine erneute Anfrage Dohms vom Anfang September 1777 gern ein und forderte in beider Namen eine Erhöhung des Honorars, widrigenfalls sie ihre Zeitschrift im Selbstverlag herausgeben würden. Über Weygands Antwort berichtete Dohm am 12. November:

Ich lege den närrischen . . . (?) Weygandschen Brief bey, damit Sie sehen, wie weit die Traktate gediehen sind. Meine Antwort war: 1) ein derber Wischer für die freche und lächerliche Behauptung, das Museum ohne Sie und mich fortzusetzen. Ich habe ihm erklärt, daß er zwar Journale herausgeben könne soviel er wolle, auch sie nach Gefallen betiteln, aber unser deutsch(es) Mus(eum) könne und solle er (so lang ich lebe) nie herausgeben ohne Ihren und meinen Willen; Und seine Niederträchtigkeit sich fremdes Eigenthum anzumassen, solle

bey der geringsten Bewegung in allen Zeitungen gehörig gebrandmarkt werden. 2) Ich habe etwas nachgelassen aber ein für allemal quartaliter 225 ℔ (i. e. pro anno 900 ℔) gefordert, wolle er dieß nicht, so bekomme das Mus(eum) einen andern Verleger.

Am 18. Dezember teilte Dohm dann mit:

Ich denke wir verlassen uns einmal auf W(eygands) so sehr betheuerte Ehrlichkeit um nicht zu strenge zu scheinen; und halten ihn also bey dem gegebenen Wort wenigstens 40 und wo möglich 72 ℔ . . . zu geben.

Aber auch hiermit war kein dauernder Friede geschaffen. Daß beide Herausgeber immer noch eine Änderung im Auge behielten, zeigt Dohms Vertrag vom 1. Juli 1778; in einem gleichzeitigen Briefe bittet Dohm, ihn bei einem Wechsel zu Rate zu ziehen, und empfiehlt Hellwing in Lemgo als neuen Verleger.

Nebenbei sei noch erwähnt, daß an allen bewilligten Erhöhungen nur die Herausgeber teilhaben sollten; eine Steigerung des Honorarsatzes war nicht beabsichtigt. Indessen wurde es anscheinend mehr und mehr Sitte, für jeden Bogen 5 Taler zu zahlen, für besonders gute Beiträge sogar 6 Taler (Dohm an Boie, 19. September 1777). Boie, der in diesem Falle immer weitherziger war, scheint von dem höchsten Satze allerdings allzuoft Gebrauch gemacht zu haben, denn Dohm warnte den ersteren z. B. (19. September 1777):

so schön auch ein Geistesprodukt seyn mag, so sind doch Sie und ich nicht reich genug, es mit baarem Verlust ins Publikum zu bringen.

Für vieles am Museum traf Weygand die Verantwortung; an einem der Hauptmißstände, der immer wieder gerügt wurde und gegenüber anderen Zeitschriften sehr schadete, trugen Herausgeber und Verleger gemeinsam die Schuld: an dem sehr unpünktlichen Erscheinen der einzelnen Hefte. Boie teilte im November 1775 Bürger verschiedene Male mit, daß nach dem Kontrakte das Manuskript für ein Heft am Ende des vorletzten, spätestens am Anfang des letzten Monats vor dem Erscheinungstermin in Leipzig sein müsse. Nun sehen wir aber aus der Korrespondenz der Herausgeber, um nur einiges herauszugreifen, daß am 24. November 1776 noch nichts für den Dezember abgesandt ist, daß am 6. November 1777 erst das Manuskript für den November abgeht, daß das Aprilstück 1777 erst am 19. bei Boie eintrifft, während das Maiheft dann schon am 5. Mai folgt. Das Auguststück 1776 ist erst am 1. September in den Händen des Herausgebers, der November 1777 ist am 19. Dezember noch nicht da. Ebenso hofft Boie am 10. Januar 1778, das

Dezemberstück werde „nun bald" erscheinen und der Januar gleich nachfolgen. Daher kommt des öfteren z. B. das Oktoberstück des Museums zugleich mit dem Dezemberstück des Merkurs in die Hände der Leser. Noch schlimmer scheint es mit der Versendung der Hefte nach Süddeutschland gestanden zu haben. In verschiedenen Verzeichnissen von Lesegesellschaften erscheinen gleich vier oder fünf Stücke des Museums auf einmal, während es beim Merkur und anderen Zeitschriften nie zu einer so großen Anhäufung kommt.

g) Die Verbreitung.

Trotzdem ist die Verbreitung des Museums in jenen Zeiten anscheinend sehr gut gewesen. Des öftern nimmt Boie Gelegenheit, Freunden für ihre erfolgreichen Bemühungen zu danken. Ich konnte bereits einen Brief Dohms anführen, worin er mindestens 1000 Abonnenten annimmt (7. Oktober 1776). Der Verbreitung scheint es nicht einmal geschadet zu haben, daß die Kaiserlichen Posten einen ungeheuren Preis, fast 8 Taler, verlangten, wie Dohm entsetzt dem Mitherausgeber am 4. Februar 1778 mitteilte. Dohm plante einen Boykott der Reichspostämter und eine Versendung durch Kommissionäre. Wie diese Angelegenheit sich erledigt hat, konnte ich nicht ermitteln. Außer den norddeutschen und mitteldeutschen Gegenden hatten besonders die ansbach-bayreutischen Lande, der Elsaß und die Schweiz lebhaften Anteil an der Verbreitung. Oft trat die neue Zeitschrift einfach an die Stelle des eingegangenen Enzyklopädischen Journals und gehörte mit dem Merkur und Schlözers Briefwechsel zum eisernen Bestand der großen Lesegesellschaften. Meistens wurde allerdings das Museum nur von Männern gelesen (Göckingk an Bürger, 29. Juli 1777). Auf ihren Tischen erhielt es sich trotz der übrigen Zeitschriften, deren eine oder andere zeitweilig die Sorge der Herausgeber erweckte. Während die Almanache sich gar nicht gefährlich erwiesen, erkannte Boie bald, daß er im Merkur einen sehr ernsten Rivalen hatte, der auch aus dem Kreise seiner nächststehenden Freunde manchen wertvollen Beitrag an sich zog. Um so mehr mühten sich die Herausgeber, sich von dem Gegner nicht überflügeln zu lassen, und um so größer war ihre Freude, wenn hier und da auch ein Vertrauter des Wielandschen Kreises zu ihrer Zeitschrift Beiträge beisteuerte. Für Dohms Gebiete schien dann Volborths philosophische Bibliothek, die auch philosophisch-historische Abhandlungen bringen

wollte, gefährlich zu werden (Dohm an Boie, 22. August 1776), doch erwies sich diese Furcht als ebenso unbegründet wie Boies Angst vor einem Plane Schlossers und Lavaters, eine eigene Zeitschrift herauszugeben. Schlimmer war für die Verbreitung im südwestlichen Deutschland, daß der Professor Klein in Mannheim ein eigenes Journal, nach Dohm „Rheinische Beiträge", gründete, das stellenweise geradezu gegen das Museum Front machte. Doch ist im allgemeinen für jene Periode festzustellen, daß die Göttinger Zeitschrift sich schnell große Beliebtheit in weiten Kreisen errang und sie sich auch zu erhalten wußte. Von dem ersten Hefte an fanden sich freudig anerkennende Stimmen; schon im März 1776 konnte Bürger von seiner Reise nach Halberstadt, Aschersleben und Quedlinburg berichten, das Unternehmen der Freunde habe überall seinen verdienten Beifall gefunden (11. März 1776), da es kräftige Nahrung für den Geist biete (28. März). Ebenso schrieb Dohm nach seiner Harzreise (4. August 1776): „Auf meiner Straße fand das Museum allenthalben warme Freunde." Dieser Beifall stieg mehr und mehr. Und mochten manche über einzelne Gruppen von Beiträgen zürnen, andere sich darüber beschweren, die deutschen Angelegenheiten träten nicht genug hervor, was Dohm leicht auf den Mangel an geeigneten Mitarbeitern zurückführen konnte (D. M. 1778, I, 97 f.), so erhielt sich doch die Achtung vor dem Museum als einem unentbehrlichen Mittel für den Gedankenaustausch des geistig interessierten Deutschlands. Selbst ein nicht allzu günstig gesinnter Kritiker mußte im Hinblick auf diese erste Periode der Monatsschrift feststellen (Allg. Deutsche Bibliothek, Anhang zu 25—36. IV. S. 2295 ff.):

Es ist in mehr als einer Absicht verdienstlich, den deutschen Gelehrten ein Magazin zu eröffnen, worinn sie ihre zerstreueten Gedanken, Anekdoten, Ankündigungen, kleine Abhandlungen, die einzeln der Aufmerksamkeit des Publikums entgangen wären, oder sich doch bald verloren hätten, aufbewahren können, und das zugleich zu einer nützlichen Mittheilung unter ihnen sehr bequem ist. Die Herausgeber haben es zu allen diesen Absichten auch noch dadurch sehr brauchbar gemacht, daß sie selbst für keinen Zweig der Gelehrsamkeit partheyisch scheinen; sondern alles, was ihnen der Aufnahme würdig scheint, von der leichtesten Liederpoesie bis auf die tiefsinnigste Philosophie aufnehmen, insonderheit daß sie alle Uebersetzung aus neuern Sprachen schlechterdings ausschließen. Durch diese Einrichtung erhält das Journal auch noch das Verdienst, daß man gewissermaßen ein Bild von der jedesmaligen Gestalt der Gelehrsamkeit, insonderheit von dem herrschenden Modegeschmacke in den Wissenschaften darstellt.

3. Boie als Herausgeber, Dohm als Beirat. (1778, August bis 1788.)

a) Boies Tätigkeit und Mitarbeiter. 1778—1780/81.

Boie hatte nun sein Ziel erreicht, aber es galt, wollte er anders seine Zeitschrift auf der Höhe halten, die Anspannung aller Kräfte. Günstig war es, daß er 1778 und 1779 außer durch die allerdings zeitraubenden herbstlichen „Campements" und kleinere Reisen oder einen Aufenthalt in Pyrmont nicht durch Wechsel des Ortes oder der Stellung gestört wurde. Auch konnte er manche alten Beziehungen wieder anknüpfen, manche neue Bekanntschaft machen. Im November 1778 besuchte ihn der ältere Jacobi, und beide kamen einander wieder näher. Als einen Beweis dafür überließ Jacobi ohne Boies Bitten ihm eine Epistel an Heinse, eine Gabe, der nach und nach noch einige folgten. Durch ihn bahnte sich auch mit Heinse, der damals auf dem Sprunge war, nach Italien zu gehen, eine Korrespondenz an, die später für das Museum manche Frucht trug. Im Mai oder Juni 1779 traf Boie in Ellrich endlich Göckingk persönlich, nachdem Bürger jahrelang zwischen ihnen vermittelt hatte. Schon vorher hatten beide brieflich miteinander verkehrt, nun war Göckingks Interesse für Boies Unternehmen verstärkt. In Gedichten verschiedener Gattung, gemeinnützigen Ratschlägen, in (anonymen) Reisebriefen, die zum Teil dem Zeitgeschmack glücklich entsprachen, und in manchem anderen ließ sich fortan Göckingk vernehmen, und Boie war glücklich über diesen Mitarbeiter, der freilich bei manchem seiner „Wagnisse" mehr den Vorteil seiner Kasse als die Hebung des Museums im Auge hatte. Im Anschluß an den Besuch bei Göckingk sah Boie im Juni 1779 seinen alten Gönner Gleim wieder, und auch dieses Zusammentreffen erwies sich günstig. Denn Gleim gab nun auch, durch ein Freiexemplar gemahnt, aus seinem Briefarchiv einige wertvolle Beiträge, wenn er auch Boies Wunsch, alle Briefe Sulzers an ihn dem Museum zu widmen, aus Rücksicht auf eigene Pläne nicht erfüllen konnte. In den folgenden Jahren kamen dann sogar einige Gaben von Gleims eigener Muse und Beiträge anderer Halberstädter.

Kurze Zeit nach seiner Reise sah Boie Fritz Stolberg mit Schwester und Schwägerin bei sich in Hannover und dann alle vereint mit Christian nochmals in Pyrmont. War das Hauptergebnis dieses Zusammenseins die Herausgabe der Gedichte beider durch Boie, so zeigt doch schon eine rein tabellarische Übersicht auch das Anschwellen der Beiträge, besonders Fritz Stolbergs, fürs Museum. Erst als später Boie in die Nähe des Freundes zog, kam wieder eine Zeit so lebhafter Beteiligung des jüngeren Grafen wie damals. Ob all diese Beiträge ausdrücklich für die Monatsschrift übersandt wurden, oder ob Boie die Vollmacht erhielt, aus den für die Ausgabe übersandten Gedichten zu nutzen, was er wolle, entzieht sich meiner Beurteilung. Ein anderes Ergebnis jener Tage läßt sich klar nachweisen: Im Juni 1779 traf Katharina Stolberg zum ersten Male mit Boie zusammen, bereits im Juliſtück brachte er eine anonyme Erzählung von ihr, der im September eine zweite folgte. Sollte Boie freilich gehofft haben, durch Unterstützung dieser Kleinigkeiten die Gräfin zu kühnerem und erfolgreicherem Fluge zu ermuntern, so sah er sich darin getäuscht.

Zur selben Zeit kamen zwei jüngere sächsische Dichter auf der Durchreise nach Hannover: A. G. Meißner und J. K. Wezel. Besonders ersterer kam mit Boie in nähere Berührung. Er hatte schon seit mehreren Jahren am Museum mitgearbeitet, aber Boie war mit seinem poetischen System nicht zufrieden gewesen und bemühte sich nun eifrig um ihn. Die Aussprache war insofern günstig, als Meißner nun nicht mehr wie früher mit allerlei Kleinigkeiten erschien, sondern mehr größere Beiträge verschiedener Art für Boies Zeitschrift beisteuerte. Immerhin blieb manches an ihm, der manchmal gar zu arg im Fahrwasser Wielands segelte, dem Herausgeber unangenehm.

Weitere persönliche Beziehungen, die für das Museum nützlich waren, brachte die Folgezeit nicht. Besonders blieb die große Reise, die im Sommer 1780 Boie wieder einmal in die dänische Heimat führte, so wichtig sie für Boies weiteres Leben war, für seine Zeitschrift ohne viel Erfolg. Außerordentlich leid war es Boie, daß er Gerstenberg, den er damals in Lübeck traf, nicht zu wirklicher Teilnahme bewegen konnte. Bei allen von da an häufiger werdenden Gelegenheiten versuchte es der Herausgeber und bot schließlich 1784 sogar 3 Louisd'or als Honorar; aber trotz Gerstenbergs Bereitwilligkeit war alles Hoffen und Warten umsonst. Auch die gleichzeitige Begegnung mit Klinger, der sich damals in Lübeck nach

Riga einschiffte, zeitigte keine Frucht für unsere Zeitschrift. Nur Bürde, der Reisebegleiter des Grafen Haugwitz, der schon 1779 ein Gedicht beigesteuert hatte, überließ zwei Erzeugnisse jener dänischen Tage und stellte eine größere Anzahl Beiträge in Aussicht, die er zwischen Voß' Almanach und dem Museum teilen wollte. Doch fand er bei seiner Rückkehr in die schlesische Heimat, daß ein Freund, dem er vor seiner italienischen Reise aufgetragen hatte, seine Papiere zu verbrennen, auch seine Gedichte den Flammen geweiht hatte (Boie an Voß, 2. Januar 1781). Eine günstige Bekanntschaft machte Boie noch kurz vor seiner Abreise von Hannover im Dezember 1780. Wilhelm Gottlieb Becker, der später in jeder Beziehung Boies Erbe als Herausgeber antrat, kam nach einem einjährigen Aufenthalte in Frankreich und der Schweiz nach Hannover und suchte auch den Herausgeber des Museums auf, für das er in jenem Jahre einiges geliefert hatte. Boie wußte sich sofort einen Beitrag von ihm zu verschaffen und blieb für die Folgezeit mit ihm in Verbindung; auch aus den mündlichen Berichten des Weitgereisten konnte er allerlei verwenden.

Außer den persönlichen Berührungen, die für das Museum günstig waren, gab es manches, was dem Herausgeber den Mut stärken konnte. Eine große Ehre war es, als im November 1779 ein Brief vom alten Bodmer einlief, der einige Beiträge enthielt. Ihn hatte die Betonung der alten deutschen Literatur angeregt, auch seinerseits dazu das Wort zu ergreifen. Und nachdem er einmal den Weg gefunden hatte, ging er ihn öfter. Ebenso erfreulich war es, daß Fritz Jacobi sich 1779 mit Stücken aus dem zweiten Teil des Woldemar einfand und auch weiter treu blieb. Mehr nur durch ihren Namen wirkten die alten Bremer Beiträger, denen Boie in Braunschweig nahegetreten war. Ebenso konnte es die Mannigfaltigkeit nur erhöhen, daß auch Kretschmann, der Barde Ringulph, sich 1779/80 am Museum beteiligte, daß Maler Müller, Overbeck und C. F. Sander einmal unter den Mitarbeitern genannt werden konnten. Waren dies aber alles nur vorübergehende Erscheinungen, so hatte Boie auch die Freude, eine Reihe aufstrebender Kräfte zu eifriger Mitarbeit zu gewinnen. Hier ist neben Fr. Münter vor allem G. A. von Halem zu nennen, der Oldenburger Freund, der nach Sturz' Tode in die Bresche sprang. Von Sturz hatte das Museum 1778 und 1779 nur weniges gebracht, und manches, was Boie noch besaß, mußte er für seinen zweiten Band von Sturz' Schriften

zurückhalten. Langsam setzte nun Halem mit kleineren, aber erfreulichen Beiträgen ein und beteiligte sich dann immer lebhafter mit verschiedenartigen Gaben, deren manche Boie mit heller Freude begrüßte. So schrieb er am 4. November 1782:

Das Geschenk, das Sie mir mit der Frucht der Reise, die Ihren Schmerz besänftigen, Ihre Gesundheit wieder herstellen sollte, gemacht haben, nehme ich an als einen hohen Beweis Ihrer Freundschaft. Ich habe die Nachrichten von Ihrer Reise mit großem Vergnügen gelesen, und weiß, daß alle, die sie künftig im Museum lesen, mir, und in mir dem Verfasser, danken werden (ebenso 10. November 1783).

Halems anspruchslose „Simplicität" eignete seine Beiträge vorzüglich zum Ausgleichen der einzelnen Museumsstücke, und seine Zurückhaltung in der Honorarfrage mußte gegenüber dem ungestümen Drängen anderer angenehm berühren. — Damals kam Boie auch noch einmal dazu, die alte Tätigkeit der positiven Kritik auszuüben; denn er feilte eine Erzählung Rupert Beckerts*) und durfte sich besonders des jungen L. Th. Kosegarten, eines „guten aber noch nicht reifen Kopfes" annehmen. Er ließ es sich nicht verdrießen, zwei der langen poetischen Erzählungen dieses Dichters sorgfältig durchzuarbeiten, an denen ihm wohl der frische Ton gefiel. So verteidigte er nach Esmarchs Erzählung (Langguth, Esmarch, S. 145) den Zug, daß die rügischen Mädchen sich erhängen, mit Nachdruck gegen den Vorwurf, Mädchen könnten sich wohl zu Tode schmachten, aber sich nicht erhängen, mit dem Hinweis auf den Unterschied zwischen Ossianscher Dichtung und volkstümlich wahrer Erzählung. — Die gleiche sorgfältige Feile erforderten die Beiträge des jugendlichen L. Stelzer aus Magdeburg, der in jener Zeit für Voß' Almanach und fürs Museum mancherlei Gedichte lieferte, und A. F. E. Langbeins, des erfolgreichen Unterhaltungsschriftstellers, Anfangsgedichte. Darüber berichtet Boie an Voß (16. Dezember 1780):

Aus der Romanze von Langbein habe ich, glaub ich, eine gemacht, die sich lesen laßen wird, wie Du im künftigen Stük des Museums lesen kanst. Auch ein andres, viel beßers Stück von Kosegarten als die Kalunken, hab ich bearbeitet, wie ich denn überhaupt, poetisch sowol als prosaisch, sehr fleißig fürs Museum gewesen bin.

1780 kamen endlich auch aus Österreich erfreuliche Zeichen des Interesses. Ratschky stellte sich ein; besonders wertvoll aber war es, daß Jos. v. Retzer und, wohl durch seine Vermittlung, Joseph

*) S. Exkurs II.

v. Sonnenfels Boies Zeitschrift nun des öftern mit manchem trefflichen Aufsatz versorgten.

Einige zum Teil wertvolle Beiträge lieferte anonym Boies spätere Schwägerin M. v. Grävemeyer, geb. v. Hugo, und neben ihr ist noch Jeanette v. Voigt zu nennen, von der Boie wenigstens ein Gedichtchen aufnahm (Boie an J. v. Voigt, 19. November 1781).

Mit den alten Mitarbeitern erlebte Boie manchen Verdruß und manche Enttäuschung. Gerade die Hoffnung auf sie und die Freude über ihre rege Tätigkeit hatte ihn ja dazu getrieben, Dohm abzuschütteln. Um so schwerer mußte es ihn treffen, daß einige von ihnen sich ganz zurückzogen, andere in ihrer Mitarbeit recht nachließen. Daß Feder mit seinen Beiträgen ausblieb, war zu verschmerzen. Auch Kästner erschien nur noch selten mit literarhistorischen Aufsätzen und hörte mit dem Jahre 1779 gänzlich auf. Das gewann dadurch an Bedeutung, daß auch Eschenburg damals mit derlei Arbeiten aussetzte und dasselbe Jahr auch die letzten Beiträge von Dr. Anton brachte, dessen gern gesehene Gaben über alte deutsche Zeiten und Werke schmerzlich vermißt werden mußten. Immerhin blieben für dies Gebiet neben dem alten Bodmer und den Berlinern Müller (Myller) und Fischer die ausgezeichnete Kraft Herders und eine Reihe anonymer guter Mitarbeiter.

Schwerer traf es Boie, daß Lavater gar nichts mehr von sich hören ließ, und daß auch Lichtenberg, der bis in den Herbst 1779 beisteuerte und noch mehr in Aussicht stellte (an Boie, 31. August 1778), dem Museum entfremdet wurde (s. u.) und bald ein gegnerisches Unternehmen eröffnete. Schlosser blieb zwar als Mitarbeiter erhalten; indessen trafen von ihm gerade damals nur wenig Beiträge ein. Daß Bürgers Interesse erlahmte, betonte ich schon (s. Bürger an Boie, 1. Oktober 1778). Trotz mancher Versprechen (3. Dezember 1778, 25. Januar 1779), und obwohl er meinte: „Überhaupt glaube ich wird mich die Not öfter in dein Mus. beten lehren ... Wenn ich erst recht in den Schuß komme, bekömst du alle Monate wenigstens einen Bogen. Ich habe allerlei guten Stof, zu Prosa und Versen", und trotz persönlicher Abmachungen (Ende April 1779) blieb es bei einer einzigen Probe der prosaischen Ossianübersetzung (Juni 1779). Noch einmal versuchte es Boie, angesichts des Verlustes, den Sturz' Tod für sein Unternehmen bedeutete, Bürger um Hilfe anzurufen (19. November 1779), aber dieser antwortete (24. Februar 1780):

Für das Publicum habe ich seit einem halben Jahre nichts fertiges gemacht. Vor der Hand wird auch weder Museum, noch Merkur, noch Magazin, noch endlich gar der künftige MusenAlm. etwas von mir aufzuweisen kriegen.

Einmal dachte Bürger noch ans Museum (an Boie, 23. Oktober 1780), einmal erreichte ihn noch eine Bitte Boies (2. November 1780), dann schwand des Freundes Zeitschrift ganz aus seinem Interessenkreis.

Von dichtenden Mitarbeitern beteiligte sich dauernd und in immer steigendem Maße gerade der, den Boie am wenigsten schätzte, und dessen Zulassung er bei seinen Freunden entschuldigen zu müssen glaubte, Blum. Auch ein anderer, dem Boie erst das Auftreten erschwert hatte, wurde ein immer häufigerer Gast im Museum, Campe. Boie, der bald einsah, daß seine Zeit den pädagogischen Fragen ein immer wachsendes Interesse entgegenbrachte, hat ihn dann gern gesehen und als Mitarbeiter schätzen gelernt. So benutzte er auch jede Gelegenheit, um einem beliebten Pädagogen und Philosophen, Sulzer, ein Ehrendenkmal zu errichten: er brachte Briefe von ihm*) und, durch Dohms Berliner Beziehungen trefflich unterstützt, Würdigungen seiner scholarchischen Fähigkeiten und pädagogischen Schriften u. a. Hier treffen wir auch wieder einmal Spuren davon, daß Boie sich nicht nur begnügte, Angebotenes zu sichten, sondern selbst anregte. Eine ganze Menge dieser Aufsätze und Briefe verdanken erst seiner und Zimmermanns Aufmunterung ihr Leben, und an Boie lag es nicht, wenn ein einheitliches Bild Sulzers, geschmückt durch eine Auswahl seiner Briefe, schließlich doch nicht zustande kam (Boie an Gleim, 22. November 1779, 21. Februar 1780).

Über das Umarbeiten, Zurechtstutzen von Briefen und Anregen kam Boie selbst nicht hinaus. Wohl plante er im November 1778 zu Bürgers Freude einen Feldzug gegen das „verfluchte Nennen derer, die sich selbst nicht genannt haben", wie es ihm an den Kritiken immer verhaßter wurde, wohl munterte man ihn auf, über die Winterfestlichkeiten seines Hannoveraner Kreises einmal einen Bericht zu liefern (an Voß, 21. Februar 1780), aber die Kleinarbeit des Herausgebers nahm ihn ganz in Anspruch, wie ein Brief an Bürger vom 27. Februar 1780 lehrt:

Daß du im Museum noch immer etwas nach deinem Geschmack findest, ist mir lieb. Noch nie hab ich selbst so sehr dafür gearbeitet, als izt, aber auch

*) Alle an Sulzer gerichteten Briefe waren durch seine Töchter verbrannt worden (Boie an Gleim, 22. November 1779).

noch nie ist mir das Arbeiten so Bedürfniß gewesen. Hätte ich auch keinen Vortheil vom Museum (und dieser ist in der That im Verhältniß meiner Mühe sehr klein) so würde ich es, allein der Unterhaltung wegen, die es mir giebt, nicht aufgeben. . . . . Vielleicht treibt die Langeweile mich gar, wieder selbst Verse zu machen.

Freilich nicht immer konnte sich Boie über Langeweile beklagen; so manches Mal mochte ihn die Sorge um das Museum und die Aufregung über Fehlgriffe umhertreiben. Beispielsweise erschienen im Januar und März 1780 sehr offene Urteile über schlesische Verhältnisse. Über ihre Wirkung berichtet Esmarch nach Boies Erzählung folgendes:

Die Briefe des reisenden Engländers im Museum haben in Wien so viel Aufsehen gemacht, daß sie durch die Censoren ausgerissen worden und das Museum wäre gänzlich verboten worden, wenn es der Kaiser nicht selbst lese. Nicht weniger Aufsehen hätten sie in Berlin erregt (Langguth, Esmarch, S. 140).

Später wiederum wurde nach Dohms Bericht der Verleger Weygand wegen Seyboldscher Artikel vom Mannheimer Hofe stark verfolgt und sollte mit dem Drucker zusammen eine große Geldstrafe erlegen. Es galt nach Dohms Ansicht schwierige Verhandlungen, um zu vermeiden, daß der Verfasser genannt oder die ganze Schuld auf Boie geschoben wurde, was unliebsame Auseinandersetzungen der Regierungen hätte zur Folge haben müssen (Dohm an Boie, 5. Januar 1782). Viel schlimmer und gefährlicher aber als solche Zwischenfälle war Boies Schwachheit gegenüber Voß, die diesem das Museum zur Auskämpfung seiner Fehden überließ und es dadurch vielen verleitete.

Wir haben bereits früher gesehen, wie Voß bei seinen Beiträgen immer nur sein eigenes Interesse im Auge gehabt und durch seine rein philosophischen Artikel dem Museum mehr geschadet als genützt hatte. Boie hatte, wenn auch zaghaft, darauf hingewiesen und den Schwager zu anderweitiger Mitarbeit, besonders zu Rezensionstätigkeit zu veranlassen gesucht. Dies scheint aber Voß stark verärgert zu haben, denn er ließ, gerade als Boie nun zeigen mußte, was er mit seinen besonderen Mitarbeitern leisten könne, vom März 1778 bis in den Sommer 1779 nichts von sich hören. Endlich erfüllte er Boies Wunsch und setzte sich mit einer im 37. Band der Allg. Deutschen Bibliothek erschienenen Rezension der Bodmerschen und Stolbergschen Homerübersetzungen auseinander. Allein, mußte schon der Titel „Verhör über einen Rezensenten in der A. D. B." eigen-

tümlich anmuten, so war der heftige Ton mit seinen Ausfällen auch gegen Nicolai im Museum wirklich nicht am Platze. Trotzdem stimmte Boie zu (an Voß, 29. Juni 1779):

Dein Verhör seze ich unverändert in den August. Ich bin mit Nicolai bloß bis auf gegenseitige Gefälligkeiten verbunden, und er, der von allen in seiner Bibliothek sagt und sagen läßt, was er will, kan es mir nicht verübeln, daß ich etwas einrücke, was ich für sehr wahr halte und sicher wahr ist. Und wenn ers übel nimt, mag er! Ich bin mit deinem Aufsaz durchaus zufrieden, und hatte über den Rezensenten schon vorher eins ums andere gelacht und mich geärgert. Es ist der Prof. Köhler in Lübeck.

Kaum war aber das Heft in der Öffentlichkeit, so ertönte gerade aus dem Kreise der nächsten Freunde lebhaftes Mißfallen. Dohm schrieb am 1. September:

Voß hat gewiß in der Sache groß und augenscheinliches Recht, nur der Ton sollte feiner und edel-bescheidner seyn. Selbst der Titel: Verhör mißfiel meinem Gefühl.

Und Bürger betonte (25. Oktober):

Der Ton in Vossens Verhör hat mir misfallen. Er ist zu rectormäßig, der Inhalt ist wahr. Lieb ist mirs zu wissen, daß der wahnsinnige Köler der arme Sünder ist. Dem sieht auch die einfältige Rezension volkommen ähnlich. Wer wolte aber sich und seine Freunde gegen eine schaale und kahle Rezension verantworten, wenn er nehmlich auf sich und seine Freunde was hält?

Dies mußte auch Boie stutzig machen, aber er wagte dem Schwager nicht entgegenzutreten und begnügte sich, als eine Antwort in der Allg. Deutschen Bibliothek Voß wieder ins Feld rief, mit der Bitte (7. Januar 1780):

Nur, das einzige bitte ich, laß in Deinen Herzensausguß keine Bitterkeit fließen. Sie schadet immer.

So erschien im März 1780 ein zweites „Verhör" Voßens.

Noch war diese Fehde im vollem Gange, da sah sich Voß bereits in neue Kämpfe verwickelt. Heyne äußerte Bedenken gegen die Wiedereinführung der erasmischen Aussprache des Griechischen, wie sie Voß in einem Museumsaufsatz über Ortygia versucht hatte, und begnügte sich mit einer Anzeige in den Göttinger Gelehrten Anzeigen, statt Voß' Hoffnung auf eine Empfehlung zu erfüllen. Voß sah sich zu einer Erklärung veranlaßt. Doch hoffte Boie, schon um seiner Stellung zu Heyne willen, es werde bei einer brieflichen Debatte bewenden, und seine Zeitschrift werde unberührt bleiben. Auch glaubte er, Nicolai werde schweigen, falls er nicht durch irgendeinen Seitensprung aus der Sache herauskommen könne (an Voß, 22. April 1780).

Er wünschte den Frieden auch schon in Voß' eigenstem Interesse; denn er war sich, wie uns Esmarch berichtet (Langguth a. a. O. S. 140 ff.) keineswegs darüber im Zweifel, daß sich Voß durch seine scharfe Kritik und besonders durch eine Auseinandersetzung mit Heyne nur schaden könne. Was machte dagegen aus, daß er den Streit wenigstens für literarisch wertvoll hielt? Darum war es ein gewagtes Stück, das wir nur aus Boies Scheu vor des Schwagers Reizbarkeit erklären können, daß er im September 1780 Voß' scharfen Aufsatz: „Über eine Rezension in den Göttingischen Anzeigen" veröffentlichte. Unerklärlich aber ist es, wie er ihn in dieser Form zulassen konnte. Mußte wieder Voß gereizte und anmaßende Sprache auffallen, so durften die scharfen Angriffe auf Heyne in Boies Organ und dazu in einer Zeitschrift, die der Allgemeinheit dienen wollte, nicht erscheinen.

Als dies unglückselige Septemberstück in die Welt ging, hielt Boie bereits einen weiteren Kampfartikel in den Händen. Noch einmal rechnete Voß mit dem Mitarbeiter der Allgemeinen Deutschen Bibliothek scharf ab, noch einmal rollte er vor den unglücklichen Lesern des Museums die ganze Streitfrage von Anfang an auf, um schließlich auch Nicolai, der sich seines Mitarbeiters angenommen hatte, aufs schärfste anzugreifen. Und Boie war wieder schwach; er nahm auch diesen Artikel auf. Wäre er unparteiisch gewesen, so hätte er damals erklären müssen, was Dohm sofort schrieb: (5. Dezember 1780): „Dies gehört nicht ins Museum." Aber Boie dachte nicht an den Ruf seiner Zeitschrift, er sorgte nur um den des Schwagers.

Alles atmete auf, daß dies Verhör, in dem Voß „Kläger, Richter und Büttel" zugleich war, beendet sei. Schrieb doch beispielsweise das Leipziger Bücherverzeichnis darüber nur:

„Rezension: Voß, Rezensentenverhör, Schluß. Gottlob!"

Nun sollte man meinen, wäre Boie glücklich gewesen, als sich eine Fortsetzung dieses Streites nicht mehr nötig machte. Man erwartet, daß er dem Schwager erklärte, er habe den einmal im Museum begonnenen Streit darin auch austragen lassen, hoffe aber, Voß werde solche Kämpfe nunmehr überhaupt unterlassen; auf jeden Fall müsse seine Zeitschrift damit verschont bleiben. Im Gegenteil! Bereits am 16. Dezember 1780 lesen wir in einer Briefnotiz Boies wieder von einem „Verhör", dem das Museum offen stehen werde:

Sieh ja zu, daß Dein neues Verhör so viel möglich für das nicht tief gehende Publikum lesbar werde.

Ferner am 2. Januar 1781:

Ich antworte Dir gleich, weil ich Dir gleich sagen wil, daß ich im Februar noch Platz für den Anfang Deines neuen Verhörs schaffen kan. . . . . Ich bin sehr begierig darauf, und verspreche mir zum voraus Unterricht und Vergnügen. Daß es nicht bloße Widerlegung ist, sondern Inhalt für sich hat, ist mir sehr lieb.

Das schreibt Boie angesichts einer völlig neuen, ohne Grund vom Zaune gebrochenen Fehde! Hatte er denn immer noch nicht gemerkt, daß sein Schwager für eine ruhige Debatte nicht geschaffen war? Mußte er sich nicht sagen, Nicolai könne auf einen erneuten Angriff gegen seine Bibliothek nicht schweigen, und Voß werde dann wieder im Museum antworten? Boie scheint wie mit Blindheit geschlagen, und Lichtenberg hat nicht unrecht, wenn er Boie als einen guten Mann bezeichnet, der aus Phlegma und Mißverstand mehr Schaden tun könne als oft die Falschheit selbst. Am 30. Januar schreibt Boie:

Ich habe das Verhör gelesen, und bin sehr damit zufrieden; auch mit dem Ton.

Dann verspricht er, es möglichst auf einmal im März zu bringen:

Ich sehe selbst wohl ein, daß das Verhör mehr wirken wird, wenn es auf einmal herauskomt. Freilich wird N(icolai) sehr erschrekken sein kritisches Tribunal so bis ins Innerste erschüttert zu sehen. Wenn Du noch einmal einen Speer mit ihm brechen willst (!!), so wünschte ich, daß Du auch einen andern als K(lopstock) vertheidigtest.

So erschien denn, ein Viertel des Märzstückes und einen Bogen des Aprilheftes 1781 füllend: „J. H. Vossens Verhör über die beiden Ausrufer Lt. und Lk., die in der allgemeinen deutschen Bibliothek, 41. Bd. 2 St. und 42. Bd. 1 St. Klopstocks Fragmente über Sprache und Dichtkunst beurtheilt haben. Nebst einer Beilage, eine Anmerkung des Theologen Sf. im 43. Bd. 1 St. betreffend." Über den Inhalt mag folgender Passus aufklären:

Wollen wirs noch länger dulden, daß diese namenlose Taugenichte in ihren Schlupfwinkeln ungestraft ihre Freunde, Gevattern und gut bezahlenden Kundleute lobpreisen, und die würdigsten Männer unsers Volks . . . . . anbellen?

Gewiß, der Zweck war gut, aber schon diese Probe zeigt, daß Voß' Art nicht geeignet war, die Sympathie, die man an sich für einen derartigen Vorstoß haben konnte, zu erhalten. Die Stimmung,

die die Leser ergriff, spiegelt sich in Dohms Worten (an Boie, undatiert, März 1781):

Ungern hab ich im Museum die abermalige Fehde von Voß gelesen! Sagen Sie mir, wen das interessiren kann! und das Schimpfen auf alle namenlose Rezensenten wie ungereimt und ungerecht? Ich habe auch ohne Nahmen recensirt, und bin doch kein Schurke, wie HE. Voß will.

Boie aber ließ sich täuschen und schrieb am 15. Februar 1781 an Gleim:

Vossens neuer Ritterzug gegen Nicolai im März des M. wird Ihnen Freude machen. So ist dem Hohnsprecher in Berlin noch Niemand unter's Gesicht getreten, und Voß wird gewiß noch mehrere unsrer gemißhandelten besten Köpfe an ihm und seinen Helfershelfern rächen. Er sucht nur Gehülfen, die mit ihm gemeinschaftlich heraustreten und der namenlosen Kritik einen tödtlichen Streich versezen können.

Nichts also von Mißbilligung des Tones! Doch Boie sollte seine Nachgiebigkeit noch bitter bereuen.

Nicolai war wütend über diesen neuen Angriff und ließ den Herausgeber des Museums durch Dohm bitten, ihm zur Verteidigung wenige Seiten zur Verfügung zu stellen. Boie teilte dies dem Schwager mit dem Bemerken mit, er habe diese Bitte natürlich nicht abschlagen können (14. Mai). Da zeigte sich wieder Voß' herrische Art. Er war aufgebracht darüber und machte Boie Vorwürfe, wie er das habe tun können. Doch blieb Boie hier fest, indem er schrieb (Brunsbüttel, den 27. Mai 1781):

Ich glaube noch nicht, daß ich Unrecht gethan habe, Nicolain zu erlauben seine Verantwortung ins Museum zu sezen; gelesen hab ich sie freilich nicht vorher u. weis auch nicht u. glaube kaum daß er sich der Erlaubnis bedient haben wird.

Letztere schwache Hoffnung erfüllte sich nicht; im Juli erschien Nicolais „Erklärung über die Verhöre des Herrn Voß," die sich besonders gegen Voß' Ton wandte, der jede Debatte ausschließe, und sich dann mit den gehässigen Anwürfen gegen Nicolais eigene Person beschäftigte. Mochte man mit Dohm meinen, diese Erklärung sei nicht gut geschrieben und habe unter der Messe gelitten; die Berechtigung zu dem Gesagten konnte man Nicolai nicht abstreiten, und seine Art war im Vergleich zu Voß maßvoll.

Inzwischen klangen bereits neue Fanfaren. Voß war verärgert gewesen; selbst ein Artikel über Unverfängliches, wie der im Mai 1781 über die deutschen Monatsnamen, entbehrte nicht der Bitterkeit. So war auch ein anderer desselben Monats „Über einen wizigen

Einfall im Göttingischen Magazin", der eine nebenbei hingeworfene spottende Bemerkung Lichtenbergs über die erasmische Aussprache und die Schreibweise des Griechischen angriff, allzu scharf ausgefallen. Dies bewog Lichtenberg, der auch Voß' Aufsatz gegen Heyne als Pietätlosigkeit empfand, nun seinerseits mit dem Otterndorfer Rektor abzurechnen, und er tat dies in überaus hämischer, verletzender Art*). Begann er doch mit den Worten:

Wäre der schaale Spott, der pedantische Eigendünkel und die lächerliche Empfindlichkeit, mit einem Wort, der gänzliche Mangel an Geschmack und an Gefühl von Convenienz, wodurch sich einige der neuesten Aufsätze des Hrn. Rector Voß im D. Museum auszeichnen, die Folge seines tiefen Studiums des Homers und des Hexameter Baues: so sollten die Obrigkeiten das Studium des Homer und den Hexameter Bau öffentlich verbieten.

Nachdem er zum Beweise für die Berechtigung dieses scharfen Urteils auf Voß' Rezensenten-Verhör und Verteidigung des Schöpsenlautes des η hingewiesen hatte, fuhr er fort: „es ist unmöglich, über so ganz nichtswürdige Gegenstände ekelhafter zu schreiben als Hr Voß" usw.

Was sollte Boie tun? Der Ton, in dem sein Schwager angegriffen war, mußte es rechtfertigen, wenn er ihm seine Hilfe nicht entziehen wollte. Aber bei ruhiger Überlegung mußte sich Boie sagen, daß Lichtenberg in der Sache meist Recht hatte. Besonders aber hätte er sich fragen müssen, ob es im Interesse seiner Zeitschrift sei, weiter einen Gegner angreifen zu lassen, der schon jetzt über die Kritik an Voß hinaus in einigen scharfen Bemerkungen sich über die Haltung des Museums und der ihm nächststehenden Dichter ausließ und dabei, trotz mancher ungehörigen Äußerung, doch wirkliche Schwächen aufdeckte. Vielleicht hatte Dohm recht, wenn er (1. Dezember 1781) schrieb:

Ich freue mich über Ihren Entschluß nichts mehr, liebster Boie, ins Mus(eum) von seinen (Voß) polemischen Aufsätzen aufzunehmen. Sie sind wahrlich das Verderb desselben. . . . Ich wenigstens kenne in meiner ganzen Bekanntschaft keinen Menschen, der nicht mit Verdruß davon geredt hätte. Was sagen Sie zu Lichtenbergs Aufsatz? Hart, wenn Sie wollen, grob ist er; — aber ächten Sterlingswitz kann selbst der nicht verkennen, den er angreift.

Vielleicht traf er das Richtige, wenn er weiterhin um der Würde der Literatur willen wünschte, Voß möchte diesen bedauerlichen An-

*) Göttingisches Magazin. Zweyten Jahrgangs drittes Stück (1781, I, S. 454).

griff totschweigen und sich „von dem Unwesen abwenden", zumal er mancherlei durch seinen eigenen Ton verdient habe. Allein das Rechtsgefühl trieb hier Boie auf die Seite seines Schwagers, ganz abgesehen davon, daß er auch manche Aufmunterung erhielt, daß Fr. H. Jacobi sogar so weit ging, Boie anzubieten, er wolle, wenn Voß' Verhöre dem Museum schadeten, für jedes Stück, worin ein Verhör stünde, einen Bogen auf seine Kosten dazu drucken lassen und außerdem Beiträge liefern, die das Publikum gern lesen würde (Weinhold 223). Immerhin hätte Boie um seiner selbst und um seiner Zeitschrift willen den heftigen Ton mäßigen und die unbeweißbaren Anschuldigungen ausmerzen müssen. Aber er änderte nichts, sondern duldete sogar, daß Voß in den Angriffen auf Lichtenbergs im Museum erschienene Briefe über Garrick, die er als karrikaturenmäßig bezeichnete, Boies eigenem, durch das Publikum bestätigtem Urteil direkt ins Gesicht schlug.

Im März 1782 erschien also Voß' „Vertheidigung gegen Herrn Prof. Lichtenberg", die allerdings auch manches Gewichtige enthielt. Aber immer lauter wurden die Stimmen, die Boie mahnten, all das gehöre nicht ins Museum. Um so mehr freute er sich daher, als Voß sich entschloß, den Streit mit Nicolai nun doch ruhen zu lassen und den schon von Boie angenommenen Aufsatz zurückzuhalten. Göttingen freilich war für die Zeitschrift Boies und ihn selber verloren. Daß auch er daran Schuld trug, erkannte er aber nicht. „In Göttingen", so teilte er am 29. April Voß mit, „schreit alles mehr wider mich, als wider dich. Ich soll Ursache an dem ganzen Streite sein. Lichtenberg will mich deswegen züchtigen. Mag er. Mea me virtute involvo, u(nd) antworte kein Wort."

Doch aus dieser Ruhe brachte ihn Lichtenbergs zweiter, überaus hämischer Angriff, der auch ihn selbst stark traf. Bedauerlich war es, daß Lichtenberg hier durch seinen maßlosen Ton und die gehäuften Beleidigungen auch das unwirksam machte, was er mit Recht vorbrachte, und daß er sich Voß gegenüber nun ebenso in Nachteil setzte, wie dieser es erst ihm gegenüber getan hatte. Besonders aber war es zu bedauern, daß er dadurch auch Boie nicht zur Einsicht dessen kommen ließ, daß gerade die Vorwürfe, die er gegen *ihn* richtete, alle wohl berechtigt waren. Das Schärfste und Treffendste war: Boie habe durch die Aufnahme der Voßschen Artikel die Unparteilichkeit nicht gewahrt und sein Museum schwer geschädigt. Denn die meisten Leser interessiere der ganze Streit

nicht, und die anderen müßten durch Voß' Ton abgestoßen werden.

Daß Lichtenberg recht hatte, mußte Boie aber aus den Äußerungen seiner Freunde erkennen. Am klarsten zeigte es die Nachricht Dohms (9. Dezember 1782), daß Voß eine Stelle in Berlin, für die er vorgeschlagen war, nur wegen dieser Artikel nicht bekommen habe, und daß Dohm anderseits in einem Exemplar des Museums, das durch fünfzig Hände gegangen sei, gerade den Voßschen Artikel unaufgeschnitten gefunden habe. Freilich hatte sich Lichtenberg durch den letzten Angriff noch mehr geschadet und die Stimmung wieder zugunsten des Museums verschoben. Darum lag es Boie nun vor allem daran, daß die Entgegnung Voß', die ja notwendig war, so zurückhaltend als möglich würde und besonders Heyne aus dem Spiele ließe. Er selbst war gesonnen, nicht zu antworten, und blieb auch trotz Voß' Bitten dabei. So erschien denn im Aprilheft 1783 die letzte „Ehrenrettung gegen den Herrn Prof. Lichtenberg", die Boie mit gutem Gewissen aufnahm, nachdem er die Milderung einiger zu scharfer Stellen durchgesetzt hatte. Damit war der unerquickliche Streit beendet und wurde mehr und mehr vergessen und begraben. Aber das Museum konnte sich nicht mehr davon erholen.

b) Nachlassen (1781—1783).

Wenn Boie nach all diesen Kämpfen auf die letzten Jahrgänge des Museums zurückblickte, so mußte er ein lebhaftes Bedauern und, wenn er ehrlich sein wollte, auch ein böses Gewissen darüber haben, daß gerade seine Zeitschrift immer und immer wieder in diese Fehden hineingezogen worden war. Wie hatten die letzten Jahre ihr mitgespielt!

Die Aussichten waren nicht schlecht gewesen. Um die Wende der Jahre 1778 und 1779 sprach es Boie Bürger gegenüber offen aus, daß sich seine Hoffnungen für sein Journal immer erweiterten, und im Januar 1779 konnte er ausdrücklich feststellen, das Museum werde im nördlichen Teile Deutschlands sicher ebensoviel gelesen wie der Merkur, der ihm nur noch im Süden voraus sei. Die Fülle des vorliegenden Materials war damals so groß, daß Dohm am 2. April 1779 schrieb: „Ich schicke .... auch eine grosse Abh(andlung), wenn Sie sie haben wollen. Aber bey Ihrem Reichthum liegt

Ihnen wohl nicht daran" und ähnliches. Auch Boies Briefwechsel, den er stark zu nutzen wußte, dehnte sich immer weiter aus. Darüber orientiert eine noch lange nicht vollständige Liste von Korrespondenten, die er im Mai 1779 an Voß übermittelte, wobei er natürlich alle Voß schon Bekannten wegließ (Boie an Voß, 1. Mai):

Gießen: Reg.Rath Höpfner.
Manheim: Reg.R. Medikus.
Kreuznach: Kaufm. Schmerz.
Heidelberg: KirchenR. Wund.
Stuttgard: Hofr. Kazner.
Grünstadt: Prof. Seybold.
Ratenau: Blum.
Dresden: Meißner.
Leipzig: Prof. Eck. Wezel.
Berlin: Prof. Gedike. Nicolai. Meil.
Zelle: Ob.App.Rath v. Pestel.
Görliz: Dr. Anton. HE. v. Schachmann.
Heiligenstadt: Kam.Rath Franzmadhes.
München und Düßeldorf: Geh. Rath Jacobi.
Lüneburg: Sekr. Kraut.
Osnabrück: Rektor Kleuker.
Lemgo: Sekr. Brezler,
Halle: Kriegsrath Madeweiß. Prof. Eberhard u. Sprengel.
Gotha: Gotter.
Zweibrücken: Prof. Exter (Sekr. Hahn).
Hildesheim: Domherr v. Spiegel.

Dazu noch (19. Mai):
Magdeburg: Direktor Funck,

ferner
London: Schönborn.
Haag: Mutzenbecher.

Dazu kam noch Heinse, bei dessen Abreise nach Italien Boie eine Korrespondenz verabredete.

Gegen Ende 1779 mußte Boie Bürger anrufen, um nicht zu ernsthaft zu werden, denn ernsthafte Sachen habe er genug. Aber gerade im Hinblick auf den Merkur, dessen drei erste Monate des Jahres 1780 durch Wielands Oberon ausgefüllt wurden, wünschte er möglichst viel Abwechslung zu bieten. Begann dann das Jahr 1780 mit der Versicherung, er habe für Monate hinaus alles besetzt, so mußte er sich am Ende des Jahres v. Halem gegenüber entschuldigen, er könne dessen „Beorathon" nicht einrücken, da er größere Stücke und besonders größere Gedichte und Übersetzungen aus „Ossian" in Menge habe. Daher blickte Boie damals freudig genug in die Zukunft, während Wieland zu gleicher Zeit das Eingehen des Merkurs fürchtete. Auch die Vorräte für das Jahr 1781 ermutigten Boie zu dem zuversichtlichen Ausspruch (an Voß, 2. Januar 1781):

Überhaupt glaub' ich wirst Du mit mir im künftigen Jahre zufrieden sein. Versteht sich's im Ganzen; denn an Stükken, die ich aus Nebenursachen einrükken muß, wirds nie fehlen.

Aber die folgenden Zeiten wurden trüber; Boie mußte mehr Gedichte aufnehmen, als ihm gut schien, und auch sonst stand es nicht zum besten, so daß Dohm am 1. November 1782 meinte:

Offenherzig gesagt, sind zwar die letztern Stücke nicht schlecht, aber es ist doch kein hervorragend Stück darin. Dieß kann auch nicht anders seyn. Aber sorgen Sie, daß Dec:(ember) Jan:(uar) Febr:(uar) sich auszeichnen.

Und Boie mußte resigniert zugeben (an Voß, 11. November 1782):

Du, der einen Almanach herauszugeben hast (sic), kanst Dir vorstellen, wie mir's beim Mus'eum) geht. Indeß weis ich sehr wohl, daß die lezten Stücke nicht sind, wie sie sein solten. Auch die drei von diesem Jahrgange noch übrigen sind es nicht, indeß enthalten sie doch gute Sachen.

Dieses Nachlassen hat seinen Grund besonders in dem Wechsel von Boies Stellung und Wohnort. In Hannover war sein Amt trotz des Zwanges, den es ihm auferlegte, seiner Tätigkeit als Herausgeber nicht ungünstig gewesen. Ruhig an dem einen Orte weilend, der an Einheimischen und Durchreisenden manche Anregung bot, in einer gleichmäßigen Arbeit, die nur durch das herbstliche Kampement einmal gestört ward, mit der Möglichkeit, durch kürzere oder längere Reisen und manchen Aufenthalt in Pyrmont alte Bande zu festigen, neue anzuknüpfen, hatte Boie von hier aus das Museum mit gutem Erfolge leiten können. Da brachte das Jahr 1780 eine Störung durch eine große Reise Boies nach der Heimat. Er mußte viele Hefte vorher fertigstellen und wurde für lange der Arbeit an seinem Journal entzogen. Gefährlicher aber war das Ergebnis dieser Reise, Boies Ernennung zum Landvogt von Dithmarschen mit dem Sitze in Meldorf. Weit im Norden, fern von allen Freunden, die er persönlich immer wieder zur Mitarbeit hatte antreiben können, während nun ein Brief z. B. nach Berlin acht Tage brauchte, fern von allen Anregungen eines größeren geselligen Zirkels, von jedem geistigen Zentrum, in dem er neue Nahrung und Auffrischung hätte finden können, fern auch von einem guten Buchhändler, der ihn über das Neueste auf dem Laufenden erhielt, saß er nun in einem dithmarsischen Städtchen, „mitten zwischen harten, festen Bauern und wohlgenährtem Rindvieh", gezwungen, wollte er anders seine Stellung ausfüllen, sich in harter Tagesarbeit mit Fragen zu befassen, die ihm bis dahin völlig fern gelegen hatten. Wo sollte da Zeit und Kraft herkommen, für das Museum die alten Freunde, wenn sie lässig wurden, zu halten und gar neue zu gewinnen? Das sah Boie auch voraus; aber er konnte schon aus Rücksicht auf seine

Geldmittel des Journals nicht entraten: „Litteratur kann mir künftig", so schrieb er noch von Hannover am 2. November 1780 an Bürger, im Blick auf seine zukünftige Stellung, „nichts mehr sein, als Erholung, aber ich werde mir doch, wenigstens noch einige Zeit, das Museum zu erhalten suchen, um mir bei den ersten Einrichtungen, die freilich viel kosten werden, Erleichterung zu schaffen ..... So viel Arbeit macht mir nun das Museum nicht mehr." Das hieß von vornherein sich mit dem Bestehenden zufrieden erklären, auf jede Steigerung und Verbesserung der Zeitschrift aber verzichten.

Dazu kam noch ein anderes, wozu ihn die neue Stellung zwang. Im selben Briefe teilte er mit:

Ich nenne mich nicht mehr als Herausgeber, und laße es künftig bei dem Publikum dahin gestellt sein, von wem das Mus(eum) kömt.

Das auch dies manchen abgehalten haben wird, einem Herausgeber, den er erst suchen mußte, seine Mitarbeit anzubieten, ist wahrscheinlich, und der Umweg über Wenganb war gar zu umständlich. Nehmen wir nun die Mißstimmung hinzu, die Voß' ewige Streitzüge allenthalben erregten, dann wird es verständlich, daß sich in der Teilnahme der einzelnen Mitarbeiter in den Jahren 1781—1783 ein bedauerliches Nachlassen zeigt.

Am schwersten war der Verlust Herders zu verschmerzen, der mit dem Jahre 1781 endgültig ausschied. Dann verschwand der Professor Müller (Myller) in Berlin, der gleich dem Weimaraner für die alte deutsche Literatur so manches getan hatte; Gedike schied aus, und, wiederum ein schwerer Verlust, nach J. G. Jacobi schwieg auch sein jüngerer Bruder von 1783 an auf Jahre hinaus. Sonnenfels verstummte, und Ratschky ließ lange nichts von sich hören. Die jungen Kräfte, denen Boie in Hoffnung auf die Zukunft viel Arbeit gewidmet hatte, Kosegarten, Langbein und Stelzer schwanden wieder aus seinem Gesichtskreis, und Blum, Pfeffel und die Halberstädter meldeten sich nicht mehr, und um die Wende 1783—1784 kamen auch von dem fruchtbaren A. G. Meißner und seinen Freunden G. W. Becker und Wezel die letzten Gaben. Die sächsischen Dichter hatten sich ein eigenes Organ gegründet (s. u.). Was hatte Boie dagegen als Ersatz zu bieten? Eine Menge Namen tauchen zwar auf: v. Baczko und Blumauer, Fr. von Dalberg und sein Bruder Karl, die Gräfin Baudissin, C. F. Cramer, Iffland, Eckermann, Büsch und selbst Lavater noch einmal. Aber sie alle verschwanden sofort wieder nach ein oder zwei Beiträgen. Selbst Carsten Niebuhr,

der einzige, an den sich Boie in Meldorf halten konnte, und der ihm bald als Freund und anregender Geistesverwandter lieb ward, blieb auf lange nur durch einen Beitrag vertreten; Jung lieferte mehr, aber nur kurze Zeit. Rupert Becker ließ eine ganze Menge seiner komischen Erzählungen erscheinen; doch er schlug sich dann ebenfalls zu seinem Freunde Meißner hinüber. Auch Haschka, der 1782 einsetzte und sich in diesem und dem folgenden Jahre rege beteiligte, erlahmte wieder, vielleicht weil es Boie an der nötigen Aufmunterung fehlen ließ, da er an seinen Oden bei allem Starken und Eigentümlichen doch „ein gewißes Etwas, das Werken des Geistes erst den Stempel giebt", vermißte (an Voß, 3. Februar 1783). So sind es ganz wenige, die damals ihre Mitarbeit beginnen und dem Museum auf längere Zeit treu bleiben. Von Heinse kam, anfangs durch Jacobi, ab und zu ein Beitrag; Matthison setzte erst zaghaft ein, lieferte dann aber immer mehr; lebhaft beteiligten sich seit 1782—1783 Alxinger und Tiedge; sie konnten freilich nicht ersetzen, was verloren gegangen war. So lernte Boie in jener Zeit wieder immer mehr schätzen, was er einst von sich gewiesen hatte: Dohms treue und redliche Beihilfe.

c) Dohms Mitarbeit. 1778, August bis 1783.

Im Anfang seiner Tätigkeit als alleiniger Herausgeber hatte Boie, gestützt auf eine Menge von Beiträgen seiner Freunde, Dohm und seinen Mitarbeitern gegenüber eine große Zurückhaltung bewiesen, zuweilen sogar eine absichtliche Zurücksetzung gezeigt. Das erste war, daß er dem früheren Mitherausgeber und nunmehrigen Beirat von seinen vier Freiexemplaren, deren eins auch noch Büsching als Rezensionsexemplar erhielt, zwei nehmen wollte. Dann ließ er eine Reihe von Beiträgen, die Dohm noch als Redakteur gesandt hatte, sehr lange oder sogar gänzlich liegen. Was Dohm nun Neues einschickte, fand besonders kritische Augen. Am 25. Juli 1778 schrieb er:

Noch etwas lege ich bey, was ich erst heute erhalte: Neuestes aus dem deutsch. Staats und Fürsten Recht. Ich glaube es wäre interessant. Der Verf(asser) (Landsyndikus Heldmann in Lemgo, doch nicht zu nennen), will alle zwey Monate etwas liefern, und nächstens noch viel Interessanters.

Boie lehnte dies erfreuliche Angebot ab. Ein Aufsatz Blessigs über die Geschichte der französischen Kirche in Straßburg, elf politisch-

ſtatiſtiſche Paragraphen des Generalſuperintendenten Dahme in Klausthal, die Dohm ganz artig fand und mit Anmerkungen verſehen wollte, eine Abhandlung Barkhauſens über die neue Kriminalgeſetzgebung und desſelben Verfaſſers Verteidigung Dohms gegen Wieland, Tiedemanns Betrachtungen über neue Statuen im Wallmodiſchen Kabinett, ein Stück aus Mauvillons Buch für die Phyſiokraten — alles wurde von Boie abgelehnt. Und Dohm ſandte keineswegs alles wahllos an den Freund. Manches wies er ſelbſt ab oder gab es zur Umarbeitung zurück; bei ſo manchem aber riet er Boie, es zurückzuſenden, oder ließ ihm die Wahl, ſei es, daß es zu polemiſch war, wie ein Aufſatz gegen Zimmermann, oder daß es zu mikrologiſch oder unzuverläſſig erſchien wie manches von Seybold. Anderes, wie die von Dohm zu ſeiner Freude zuſammengebrachten Kupferſtiche von der neuen ſchwediſchen Nationalkleidung, die damals in aller Munde war, ging durch Weygands Knauſerei dem Muſeum verloren.

Nicht mit Unrecht ſtellte daher Dohm am 9. Auguſt 1779 feſt:

Es ſcheint mir, das Muſeum iſt itzt gar zu arm an ſtatiſtiſchen und hiſtoriſchen Aufſätzen, worüber bey mir auch häufig in Briefen und von Reiſenden geklagt wird.

Dies mußte ſich um ſo mehr bemerkbar machen, als auch Dohm ſelbſt ſelten im Muſeum zur Sprache kam, obwohl Boie gerade ihn um rege Mitarbeit bat. Was aber von ihm erſchien, läßt es bedauern, daß er nicht mehr lieferte. An der Ausführung mancher Pläne hinderte ihn leider häufige Krankheit, und einige Hauptgaben nahm der vorſichtige Boie nicht auf. Eine Anfrage, ob er wohl einen Artikel gegen die Schwärmer und beſonders gegen Kleuker einrücken würde, beantwortete er anſcheinend mit Stillſchweigen, das Angebot Dohms aber, aus ſeiner geplanten Geſchichte des bayriſchen Erbfolgekrieges einen Auszug zu liefern, lehnte er entſchieden ab und blieb dabei, auch als Dohm ſchrieb (23. Februar 1779):

Ich ſehe freyl(ich) wohl ein, daß Sie Urſachen haben, nichts über die B(ayr.) S.(ache) ins Muſeum zu nehmen, aber ich gebe Ihnen zu bedenken, ob es nicht auch ſchicklich iſt, über die wichtigſte deutſche Angelegenheit unſrer Zeit etwas im D(eutſchen) M(uſeum) zu ſagen? ob nicht, wenn auch ein oder zwey St(ücke) in Wien verboten würden, doch von der andern Seite auch der Abſatz eben dadurch gewinnen könnte? — ob nicht auch des Miniſters von H(erzberg) Wunſch einige Attention verdiente? Um Sie bei dem dortigen Miniſterio zu ſchützen, dürft ich mich nur nennen, und ohnedem wird es ja in Sachſen gedruckt.

Daß man allerdings sehr vorsichtig sein müsse, sollte Dohm kurz darauf selbst erfahren. Er hatte ein treffliches Reskript Friedrichs des Großen einrücken lassen, das aber nur für des Königs Collegia bestimmt war. Man war darüber in Berlin sehr ungehalten und wollte unbedingt wissen, wer es veröffentlicht habe. Dohm geriet in größte Aufregung; hoffte er doch gerade damals auf eine Anstellung in Berlin. Er leugnete also seine Schuld und beschwor Boie, er möge schweigen und auch Weygand zum Schweigen bringen.

Im Herbst 1779 entschied es sich denn, das Dohm an das Geheime Archiv in Berlin berufen wurde. Er versprach sich fürs Museum viel davon, hoffte selbst mehr Stoff zu finden und auch mehr Leser und Mitarbeiter gewinnen zu können als in dem „litteraturoeden Cassel". Wieder hatte er schöne Pläne. Er wollte Bahrdt gegen das Urteil des Reichshofrates verteidigen, wollte das bestehende deutsche Staatsrecht behandeln (alle zwei Monate einen Staat), also Heldmanns Pläne wieder aufnehmen, und glaubte, das wäre doch „etwas fürs deutsche Museum und den meisten Lesern aller Art, als ein wichtiger Unterricht, willkommen". Seine Reise von Cassel nach Berlin nutzte er redlich aus; manches an Briefen und interessanten Nachrichten erbat er sich unterwegs. Besonders aber gewann er bei einem zweitägigen Aufenthalt in Magdeburg den Kanzleidirektor Diez (bald nachher preußischer Geschäftsträger in Konstantinopel) zur Mitarbeit. Kaum war er in Berlin, so entfaltete er eine reiche Tätigkeit und konnte Boie Beiträge von Ramler, Spalding und Professor Fischer in Aussicht stellen. Bald zeigte sich auch, daß sein neues Amt ihm manche Gelegenheit bot, Interessantes für Boies Zeitschrift zu erfahren oder zu erhalten. Der Minister v. Herzberg gestattete ihm die Übersetzung und Verwertung seiner Akademievorlesung über die Vorzüge der Deutschen, die ihren interessanten Ursprung in einer Debatte des Ministers mit dem König hatte. Für seine statistischen Nachrichten standen ihm nun ganz andere Hilfsmittel zu Gebote als in Kassel; manchmal durfte er sogar unveröffentlichte Tabellen der preußischen Gesandten verwenden. Eine Reise nach Münster brachte ihn mit Fürstenberg und der Fürstin Gallitzin zusammen, und seine Briefe über diese Bekanntschaften wurden von Boie eifrig exzerpiert. Zwar zerschlug sich Dohms Hoffnung, Friedrichs des Großen Schrift De la littérature allemande fürs Museum übersetzen zu können, da er dann den ehrenvollen Befehl Friedrichs bekam, sie deutsch als Buch herauszugeben; auch

kam es nicht zu der von Herzberg in Aussicht gestellten Veröffentlichung seiner Korrespondenz mit dem König, die die Schrift erst veranlaßt hatte; aber der Minister behandelte wenigstens in Beantwortung eines anonymen Schreibens mancherlei Fragen der zeitgenössischen Literatur gerade im Blick auf des Königs Schrift.

Selber fürs Museum zu schreiben, sah sich Dohm immer seltener in der Lage; seine Arbeiten nahmen ihn zu sehr in Anspruch. Manches wuchs ihm auch über den ursprünglichen Rahmen hinaus, wie seine Schrift über die bürgerliche Verfassung der Juden, die ein Aufsatz für das Museum hatte werden sollen. Immer wieder wurden seine Pläne durchkreuzt. Wenn er aber etwas sandte, durfte er nun der freundlichsten Aufnahme sicher sein; scheute sich doch Boie jetzt nicht einmal mehr, gleich vier Artikel Dohms in ein Heft aufzunehmen.

Trotz der nachlassenden eigenen Mitarbeit blieb aber Dohms Interesse für Boies Zeitschrift immer rege. Dies zeigt sich besonders an der offenen Kritik, die er immer übte. Seine Stellung zu Voß' Streitigkeiten ersahen wir schon oben aus mancher Äußerung. In gleicher Weise hielt er es stets für seine Aufgabe, Boie vor Aufnahme von Streitschriften zu warnen und auch selbst zurückzuhalten, was zum Streit Anlaß geben konnte, es sei denn, daß die Ehre des Museums es erforderte, wie nach Lichtenbergs zweitem Angriff. Ebenso gab er sorgfältig acht, daß unter seinen Mitarbeitern keiner dem Journal durch allzu freien Ton schade, und er tat dies, selbst wenn er wußte, daß der Betreffende eine Zurückweisung schwer empfinde. Auch sonst ließ er sich durch persönliche Rücksichten, die bei Boie immer stärker mitsprachen, nicht abhalten, abzulehnen, was ihm nicht gefiel; selbst einem Manne wie Diez gegenüber, den er für einen vorzüglichen Kopf hielt, blieb er fest.

Er ist ein etwas eigensinniger Schriftsteller, dem es gewiß nicht recht seyn wird, wenn man ihm etwas wegstreicht. Indeß glaube ich, muß man immer mehr auf das Publikum, als die Empfindlichkeit der Autoren sehn (27. Februar 1780).

Aber Dohm suchte auch manche direkte Anregung zu geben. Jacobis Woldemar bedauerte er, im Museum zerrissen zu sehen, und meinte, so ein Stück dürfe schon einmal ein ganzes Heft füllen (was freilich der ganzen Anlage widersprach). Überhaupt machte er den Freund offen auf Schwächen einzelner Museumsstücke aufmerksam, wie er anderseits besonders gute mit heller Freude be-

grüßte. Dann wieder suchte er Boie zu eigenen dramaturgischen Aufsätzen aufzumuntern oder erinnerte daran, Lessings Tod nicht unerwähnt vorübergehen zu lassen, ebenso wie er eine eingehende Würdigung von Friedrichs des Großen De la littérature allemande wünschte. (Gerade bei diesen beiden Gelegenheiten zeigte es sich, wie Boie schon durch die bevorstehende Übersiedlung nach Meldorf außer Fühlung mit den literarischen Interessen seiner Zeit gekommen war. Wie hatte er einst Sulzers Tod ausgenutzt, und jetzt blieb Dohms Mahnung vergeblich.) Als Boie dann nach Dithmarschen übergesiedelt war, ließ Dohm nicht nach, auf ein starkes Heranziehen Niebuhrs zu drängen. Kurz, er zeigte stets, wie ihm das Wohl seiner alten Zeitschrift am Herzen lag.

Wir haben bereits auf Dohms Glück bei Gewinnung neuer Mitarbeiter hingewiesen. Überblicken wir die Reihe aller, die mit ihm verbunden blieben oder in Verbindung traten, so treffen wir manchen guten Namen. Von alten Mitarbeitern erscheinen weiter mit trefflichen Gaben Runde und Hißmann, Sprengel und Kriegsrat Barkhausen, der freilich nicht so ausgereifte Früchte brachte, wie Dohm gehofft hatte. Seybold ergriff öfters das Wort und erhielt auch für manches Raum, was Dohm unterdrückt gewünscht hätte, während sich Mauvillon zu Dohms Bedauern, durch Boies Zurückweisung verletzt, lange Zeit fernhielt. Erfreulich war es, daß auch der große Fürstenberg zweimal in jener Zeit das Museum benutzte, um seine Gedanken über Erziehung auch über die Grenzen seines münsterschen Arbeitsfeldes hinaus bekannt zu machen. Weiter war es wertvoll, daß, wie wir schon sahen, Herzberg sich für das Museum interessierte, daß Fr. Jacobi des Ärgers über alle Ungeschicklichkeiten vergaß und die einst mit Boie eingegangene Verbindung mit Dohm erneuerte, daß es gelang, allgemeiner gehaltene und kulturhistorisch interessante Partien aus des hessischen Ministers v. Schlieffen als Privatdruck herausgegebener Familiengeschichte in erweiterter Fassung zu erhalten, daß Mendelssohn sich wieder einmal gewinnen ließ und sogar Nicolai friedlich im Museum auftauchte. Spalding (anonym) und K. Ph. Moritz, Ramler und Reichardt steuerten bei, Diez und Möller lieferten mancherlei Philosophisches, Johannes Müller und Professor Fischer in Halle führten den Leser in vergangene Zeiten zurück. Auch Schlosser erschien jetzt für einige Zeit unter Dohms Mitarbeitern.

Allzuviel wollen diese glänzenden Namen freilich nicht besagen,

denn alle diese Männer sind keine ständigen Mitarbeiter geworden. Viele beschränkten sich auf einen oder zwei Beiträge, andere brachten plötzlich eine ganze Menge und verschwanden dann wieder. Einen dauernden Stab von Mitarbeitern zusammenzuhalten, wurde Dohm durch die angestrengte Berufsarbeit verhindert und besonders dadurch, daß gerade in Berlin die Suche nach Mitarbeitern für verschiedene Zeitschriften immer stärker wurde, daß die Konkurrenz sich immer vermehrte.

d) Wachsende Konkurrenz und zunehmende Mutlosigkeit.

In der ersten Zeit des Museums hatte es nur gegolten, den Vergleich mit Wielands Merkur auszuhalten, und es hatte sich gezeigt, daß beide Zeitschriften ruhig nebeneinander herlaufen konnten. Der Blick auf den Merkur blieb für Boie und Dohm immer lehrreich und warnte beide besonders vor der Aufnahme von allzuviel Ankündigungen im Text, mit denen Wieland nach ihrer Ansicht Mißbrauch trieb (Dohm an Boie, 30. Januar 1779). Aber um die Mitte des Jahres 1779 drangen Gerüchte zu Dohm und Boie, die sie mit schwerer Sorge erfüllen mußten. Am 27. Juni 1779 heißt es in einem Briefe Dohms an Boie:

Aber sagen Sie mir, was halten Sie von Lichtenbergs neuem Journal? Von allen Orten schreibt man mir, daß es die Untergrabung des Mus. zum Hauptzweck habe. Obgleich der Coeditor Forster mit mir in einem Hause wohnt, mag ich mich bey ihm nach Plan und Einrichtung nicht genauer erkundigen, zumal da er immer sehr geheimnißvoll davon redet. Aber sagen Sie mir doch nur einmal, was Sie davon wissen, und ob Sie dem Dinge Dauer zutrauen? und welche sich zu festen Mitarbeitern verbunden haben.

Aber Boie wußte ebenso wenig, denn er schreibt am 27. Februar 1780 an Bürger:

Was mich ärgerte, war allein, daß vorigen Sommer, da er (Lichtenberg) mich als einen Freund aufnahm, mir von der Sache ein Geheimniß gemacht ward, da sie schon lange bei andern keins mehr war.

Daß beide Herausgeber nichts erfuhren, ist um so auffälliger, als Lichtenberg sich mit dem Gedanken an ein Journal schon lange trug. So hatte er bereits am 24. August 1778 an den M. Hindenburg geschrieben (E. Ebstein, Aus G. C. Lichtenbergs Korrespondenz):

Beyträge zu meinem Journal habe ich theils in Händen, namentlich welche von den beiden Forstern in London, theils haben sie meine Mitarbeiter parat. Ich weiß aber nicht ich habe seit einige ähnliche Sachen wieder erschienen sind

eine kleine Abneigung gegen die Idee; über das macht mir Boie, der von meiner Absicht etwas gehört haben mag Bedingungen, die annehmlich sind, wenn ich eifriger an dem Museum arbeite. Dieses wird also entweder geschehen, oder die Sache wird ausgeführt. Auch habe ich noch ein seltsames Bedenken: ich mag das Kind nicht zeugen, weil ich keinen Namen für es weiß*).

Dann waren bereits im Februar 1779 die Avertissements zu dem neuen Journal (Lichtenbergs und G. Forsters Göttingisches Magazin), versandt (Lichtenberg an Hindenburg, Februar 1779, a. a. O.) und wurden im August dem Göttingischen Kalender beigelegt (Lichtenberg an Heyne, 11. August 1779, ebenda). Inzwischen schien das neue Journal bereits dem Museum gefährlich zu werden, da es ihm, wiederum ganz in der Stille, geradezu eine Anzahl Mitarbeiter auszuspannen suchte. Selbst an Dohm wandte man sich mit der Aufforderung zur Mitarbeit, und Bürger teilte dem Freunde am 24. Februar 1780 mit, er werde es nicht ändern können, auch etwas fürs Magazin zu liefern. Trotzdem blieb Boie ruhig; schien doch alles darauf hinzudeuten, daß das Magazin durch zu große Wissenschaftlichkeit sich die Kreise verschließe, an die sich das Museum wandte. Boie antwortete daher an Bürger am 27. Februar 1780:

Ich kan's dir nicht verdenken, und begreife vielmehr ganz wohl, daß du nicht umhin kanst, auch Lichtenbergen Beiträge zu geben; wenn du mir nur nicht untreu wirst. Ich [bin nichts weniger als verdrießlich oder neidisch auf sein Unternehmen und sehe gar wohl ein, daß wir beiden neben einander bestehen können und werden.

Wenn Boie auch im wesentlichen recht behielt, so erlitt er doch manchen verstimmenden Verlust durch das Magazin. Lessing z. B., auf den er große Hoffnungen gesetzt hatte, wandte sein Interesse dem neuen Journal zu (vgl. Leitzmann, Aus Lichtenbergs Nachlaß. 1899. S. 171 ff.), und Leisewitz, der alte Göttinger Freund, lieferte hier (Jahrg. 2, 1, 146) genauere Mitteilungen über Lessings Tod und Nachlaß, während Boie zu des Großen Gedächtnis nichts zu bieten vermochte (vgl. Leitzmann a. a. O. 175).

Drei Jahre später erschien in Berlin ein neues Journal und in Dresden eine Vierteljahrsschrift, die beide zusammen dem Museum schweren Abbruch taten. Am 1. November 1782 sandte Dohm an Boie das Avertissement von Gedikes und Biesters „Berliner Monatsschrift" mit der Aufforderung, Boie solle mit ihm alles tun, um

*) Lichtenberg dachte unter anderem daran, auch seine Zeitschrift Museum zu nennen.

ihre Zeitschrift demgegenüber bei Kräften zu erhalten. Am 23. November fügte er hinzu:

Ich habe alle Ursache zu vermuthen, daß die Berlinische Monatsschrift sich sehr auszeichnen werde. Auch in Dresden kömmt ein Museum heraus.

Letztere Bemerkung bezieht sich auf Meißner-Canzlers „Quartalschrift für ältere Litteratur und neuere Lektüre". So galt es denn doppelt eifrig zu arbeiten, um das Museum auf der Höhe zu erhalten, wenn auch Boie die Gefahr etwas unterschätzte. Dohm berichtete bald, daß die neue Zeitschrift in Berlin, mochte sie auch nicht außerordentlich begonnen haben, gefährlich werde, da ihre Anhänger sich bemühten, gerade das Museum zu diskreditieren. Immerhin schrieb Boie noch am 28. April 1783 an Halem:

Was sagen Sie zu dem Museum dieses Jahres? Ich bin stolz genug, zu glauben, daß es trotz der vermehrten Concurrenz eher gewonnen als verloren hat.

Aber noch zehrte er von früheren Beziehungen. Und wie es Dohm in seinem Berliner Kreise immer mehr merkte, daß die Monatsschrift dem Museum, obwohl dieses mannigfaltiger schien, auch durch Intrigen der Herausgeber Abbruch tue, so erkannte Boie an dem allmählichen Abschwenken so manches Mitarbeiters, daß auch die Dresdener Quartalschrift gerade für sein Gebiet eine böse Gegnerin war. Nun rächte es sich, daß das Museum immer mehr aus der Hand in den Mund gelebt hatte, und daß kein fester Mitarbeiterstamm da war. Und das Jahr 1783 ging noch nicht zu Ende, da kam die Kunde, daß auch Göckingk ein eigenes Unternehmen beginnen wollte. Jetzt den Kampf nach so und so viel Seiten aufzunehmen, dazu bedurfte es frischer Kraft, aber Boie wie sein Beirat Dohm steckten tief in ihren Berufsgeschäften, und, was schlimmer war, Boie ging nur noch mit halbem Mute an die Arbeit.

Bis um die Mitte des Jahres 1781 sehen wir Boie das Regiment über seine Zeitschrift mit kräftiger Hand führen; geradezu eifrig wachte er darüber, daß nichts ohne seine Kenntnis und ausdrückliche Genehmigung hineinkam. Es bedurfte erst dringlicher Bitten Dohms und des Hinweises auf die Langsamkeit der Post, um wenigstens für Dohms eigene Artikel die Erlaubnis zu direkter Einsendung an Wenyand zu erhalten, damit den Sachen nicht der Reiz genommen werde. Aber der abgelegene Wohnort Boies

machte sich bald geltend. Bereits am 1. Dezember 1781 fragte Dohm an:

Woher mag das falsche Gerücht entstanden seyn, Sie wollten die Direction des Mus. niederlegen? Haben Sie dergleichen geäussert? Kömmt es von Weygand, wie ich vermuthe? Ich glaube nicht, daß Sie einen solchen Gedanken je fassen sondern wir bis ans Ende unsrer oder des Museums-Tage vereinigt bleiben werden. Da Sie indeß itzt vermuthlich mehr Geschäfte haben, als auch ich näher an Leipz(ig) bin; so versteht sich, daß Sie mir alle Arbeit, wodurch ich Sie erleichtern kann, anweisen. Alle historische polit. philos. Aufsätze, Briefe p. könnten Sie aber (?) an mich schicken. Schreiben Sie mir deßhalb Ihre Gedanken.

Wie Boie sich dazu stellte, entzieht sich meiner Kenntnis. Jedenfalls traf das Schreiben nicht ganz fehl, denn Boie erlag fast unter der Last seines neuen Amtes. „Selbst die Direction des Museums würde ich aufzugeben genöthigt seyn," schrieb er am 15. April 1782 an v. Halem, „wenn meine Freunde mich nicht so thätig unterstützten, daß ich fast nichts dabey zu thun habe, als das, was sie mir geben, in die Druckerey zu senden." Daß diese Tätigkeit nicht genügte und Boie nicht befriedigen konnte, liegt auf der Hand. Aber er konnte die Einkünfte des Museums nicht entbehren, wenn sie auch nur, wie wir aus Esmarchs Tagebuch ersehen (Langguth, Esmarch, S. 140) 300 Taler im Jahre betrugen. Hatte er sie anfangs nur noch für seine Einrichtung zu nutzen gedacht, so sah er bald, daß er noch lange Zeit mehr brauche, als er durch sein Amt erhielt. So ging es weiter bis zum Ende des Jahres 1782. Immer mehr vergällte die allgemeine Unzufriedenheit mit seiner Haltung gegen Voß ihm die Freude, und Lichtenbergs hämischer Angriff raubte ihm allen Mut. Daher trug er Dohm die Übernahme seiner gesamten Tätigkeit an. Doch dieser weigerte sich (17. Januar 1783):

Aber um des Himmels willen, lieber Boie, lassen Sie sich diesen Angriff nicht dahin bringen, das M. aufzugeben. Dieß wäre L(ichtenbergs) größter Triumph. Sie tragen mir die alleinige Direction desselben an. Diese kann ich aber schlechterdings nicht übernehmen, 1) weil ich wirklich dazu nicht Zeit habe und oft Umstände kommen können, wie bey meiner Münsterschen Verschickung, wo ich auf Monate aus aller litterarischen Verbindung gerissen werde. 2) Wenn ich auch diese Zeit hätte, muß ich es doch nicht scheinen. So sorgfältig ich auch dabey meine Amtsarbeiten in Acht nähme, würde man doch glauben, ich entzöge diesen etwas. 2) Würde eine solche Aenderung dem Credit des M. schaden, auch man mich wegen Jedes, was etwa hier nicht gefiele, zur Rechenschaft ziehn wollen. Dagegen sehe ich ein, daß Ihre Entfernung und Arbeiten Ihnen die alleinige Direction sehr beschwerlich macht, und daß mein Zutritt zu derselben besonders unter itzigen Conjuncturen sehr nützlich sein könnte. Ich habe

also nach Ueberlegung für das rathsamste gehalten, daß ich wieder zu der Direction zurück trete und wir sie gemeinschaftlich, wie anfangs führen. Wir würden also das M. mit 1784 so vortheilhaft wir könnten, verkaufen die Autoren vierteljährig bezahlen und den Rest theilen.

Die Teilung dachte sich Dohm derart, daß er alle Manuskripte aus Deutschland, Boie die aus dem Norden erhalten sollte, daß womöglich alles durch Dohms Hand ginge und er nach Bericht an Boie jedes Stück ordne. Man solle diese Änderung in einer öffentlichen Ankündigung bekannt geben, die Motivierung gebe ja leicht Boies weite Entfernung. Dann fährt er fort:

Und nun, mein Lieber, noch einen Gedanken. Vielleicht kennen Sie einen gewissen Leuchsering, Darmst(ädtischen) Hofrath und ehemaligen Lehrer des Erbprinzen, Herausg. eines Journal de Lecture, einen Mann voll Geist und Herz, von den ausgebreitetsten durchdachtesten Kenntnissen und sehr vielen Verbindungen in Frankreich, der Schweitz p., wo er viele Jahre lebte. Seit etwa einem Jahre lebt er hier und wir sind allmählich Freunde geworden. Neulich sprachen wir von Journalen, vom Mus. und er trug mir, von selbst, indeß nur als einen flüchtigen Gedanken, an, daß er wohl Theil an demselben möchte. Ich glaube, daß dieses wichtig seyn würde, sowohl wegen der eigenen Aufsätze, die der Mann liefern könnte, als auch wegen der Verbindungen, in denen er steht. Die Art, wie wir ihn uns associiren könnten wäre entweder ihm ein gewisses gutes Honorar für Jeden durch ihn gelieferten Bogen, (etwa 10 ℔) zu bestimmen, oder ihm ein fixum (etwa 100 ℔) für eine gewisse Zahl Bogen etwa 6—8, zu geben, und was er darüber lieferte mit 5 ℔ zu bezahlen. Die letztere Art würde wohl die beste und angenehmste für ihn seyn. Es versteht sich, daß seine Bemühung dagegen nicht bloß im Mitarbeiten bestünde, sondern er fürs M. correspondiren, es auf alle Weise bekannt machen [er hofft in Frankreich 40 Ex. abzusetzen] uns bey der Direction helfen und im Nothfall, wenn wir beyde behindert wären, sie versehen müßte.

Allein Dohm sah bald ein, daß Leuchsenring zum Mitherausgeber nicht geeignet war, und schrieb am 11. März 1783: „Ich halte es doch am besten, mit Leuchsering uns nur so zu verbinden, daß er pro Bogen 2 Ldr. (= 10 Taler) erhielte. Denn so fähig er ist etwas Gutes zu liefern, so ist er doch eben nicht der fleißigste. Das zeigte sich zu Dohms Bedauern bald. Leuchsenring versprach Gedanken über Amerika, über die Genfer Unruhen, über Protestantismus und Katholizismus, einen Vergleich zwischen Voß und französischen Übersetzern der Odyssee und der Georgica. Es kam aber nicht ein einziger Beitrag,

Anfangs war Boie wenig erfreut, vom Museum nicht „loszukommen". Dann aber gab er dem Schwager recht, der ihn darauf aufmerksam machte, daß es doch „von gewißer Seite gut sei, seine

Hand einigermaßen mit in so einem Journal zu haben". Am 28. April teilte er dann v. Halem mit:

So entschlossen ich war, mit diesem Jahre die Direction aufzugeben, habe ich mich beschwatzen lassen, noch meine Hand nicht davon abzuziehen. Dohm, der dem Druckorte näher wohnt, wird mir künftig mehr von der Mühe abnehmen.

Dohms gesteigerter Einfluß zeigte sich bald; eine Reihe Beiträge Dritter sandte er sofort an Weygand, ohne erst Boies Bescheid abzuwarten. Und der Verleger nahm sie nun auch anstandslos, während er früher, schon aus Schikane, jedes Einrücken ohne Boies ausdrückliche Erlaubnis abgelehnt hatte. Boie wurde darüber immer ruhiger und entschloß sich, unter der Voraussetzung weiterer treuer Hilfe Dohms das Museum allein weiterzuführen. Dohm war es nur lieb, daß er die Last des Mitherausgebers nun doch nicht zu übernehmen brauchte (Dohm an Boie, 16. September, 20. Oktober 1783). Allein lange hielt Boies Mut nicht vor; pessimistisch klingt es in einem Briefe an Voß vom 20. Oktober 1783:

Das Museum sez ich noch in dem nächsten Jahre fort, weil ichs nicht ändern kan, aber länger schwerlich. Ich denke, daß dieser Jahrgang viel mehr ausgezeichnetes enthält, als der vorige. Sonst ist es nur zu wahr, daß die Vielheit der Köche den Brei verdirbt.

Parallel mit diesen Verhandlungen gingen andere mit Weygand. Anfang 1781 glückte es Boie, ihm noch eine Erhöhung des Honorars abzudringen; allein Weygands Stellung zu ihm und besonders zu Dohm wurde immer unleidlicher. Auch war es ungünstig, daß die Korrektur (vgl. Boie an Gleim, 22. Januar 1781) sehr schlecht und der Druck (Weißenfels) so weit von Boie entfernt war, was sich bei manchem Anlaß, z. B. bei bedauerlichen Versehen in Jacobis Aufsatz, unangenehm bemerkbar machte. Da die eigentümliche Rechtschreibung an sich manchen Widerspruch erregte, so mußte sie wenigstens einheitlich durchgeführt und nicht durch allzu häufige Fehler gestört werden. Dohm riet daher (13. Oktober 1781), von Weygand abzugehen und den Vertrieb nach Hamburg oder Rendsburg, wo Boies Schwager eine Buchhandlung besaß, den Druck aber in Boies nächste Nähe zu verlegen. Er wiederholte diesen Vorschlag bald um so mehr, als Weygands Verhalten gegen sie beide, ohne die er doch nie an ein Museum gedacht hätte, nicht danach wäre, ihm länger den Vorteil davon zu lassen. Gern hätte er, wenn Boie in Hannover geblieben wäre, seinem Schwiegervater Helwing in Lemgo und Hannover

den Vertrieb übertragen. Nun wies er immer bestimmter auf Boies Schwager hin. Auch Boie entschloß sich jetzt, von Weygand abzugehen, worauf Dohm (1. Juni 1781) festere Vorschläge machte. Von der Dessauer Buchhandlung der Gelehrten*), die Boie im Auge hatte, riet er ab, da sie wohl nicht werde bestehen können, zumal da der Fürst von Dessau nicht, wie irrtümlich verbreitet, die Garantie übernommen habe. So sei es besser dem unsicheren, wenn auch größeren Gewinn, der aber ungleich mehr Arbeit bringe, einen sicheren vorzuziehen und mit einer guten Buchhandlung einen auskömmlichen Kontrakt zu schließen. Er schlug dafür, da Boies Schwager anscheinend abgelehnt hatte, entweder seinen Schwiegervater, mit dem er allerdings noch keine Rücksprache genommen hatte, oder einen Berliner Verlag vor. Auf jeden Fall müsse man aber bald für das Jahr 1783 Abmachungen treffen. Boie zauderte wiederum und ließ nichts von sich hören. Inzwischen trieb es Weygand immer bunter, lieferte an Dohm statt der ausbedungenen vier Freiexemplare nur eins und schikanierte ihn auf alle Weise (Dohm an Boie, 30. Juni 1781), rechnete auch trotz Boies Drängen nicht ab, so daß am 1. Februar 1782 noch die Abrechnungen seit 1779 ausstanden. Aber auch jetzt ermächtigte Boie trotz Dohms Bitten ihn nicht zu Verhandlungen mit Helwing, sondern ließ sich über seine Stellung mit Weygand überhaupt nicht vernehmen (Dohm an Boie, 14. Juli 1782). Schließlich mußten Dohms Klagen aber auch Boie stutzig machen.

Es ist der niedrigste geizigste, unbilligste Mensch von der Welt, der Alles wagt, weil er gewiß ist, daß man ihn um solcher Lumpereyen willen nicht belangen wird, und sich unentbehrlich hält. . . . ich würde mich herzlich freuen, wenn Sie endlich sich entschlössen, es (das Museum) ihm zu nehmen.

So war Boie endlich wieder dazu bereit (Dohm an Boie, 9. Dezember 1782), und als Dohm ihn am 17. Januar 1783 um die Erlaubnis bat, mit Helwing unter folgenden Bedingungen verhandeln zu dürfen: 1) Druckort bleibe Weißenfels, da in Lemgo das Papier zu schlecht wäre; 2) 1200 Taler Honorar; 3. Tragen alles Portos; Freiexemplare, — da gab Boie endlich seine Zu-

*) Die Dessauer Buchhandlung der Gelehrten war nach Dohms Andeutungen ein Versuch, auf Kosten der Gelehrten selbst und unter deren geschäftlicher Leitung (sie traf auch alle Berechnung des Honorars und alle Kontrolle des Absatzes) Werke zu drucken, deren Reingewinn ungeschmälert den Herausgebern zukommen sollte.

ſtimmung. Es war auch gar zu ſchlimm geworden; beſonders war das Schwanken des Ausgabetermins auf die Dauer unerträglich. Was aber noch gefährlicher war: Weygand hielt ſich nicht einmal mehr an Boies Anordnungen über den Inhalt der Stücke und ſetzte auch hinein, was der Herausgeber abgewieſen hatte. Daher atmete Boie auf in der Hoffnung, in Helwing einen beſſern Verleger (von 1784 an) gefunden zu haben. Aber es war zu ſpät; am 11. März 1783 mußte ihm Dohm mitteilen:

Mein Schwiegervater will den Verlag des M. nicht übernehmen, auch HE. Mylius, dem ich nachher ihn angetragen (beyden unter verſprochener ſtrengſter Verſchwiegenheit) nicht. Die Gründe ſind, daß der Abſatz des Muſeums ſeit ein paar Jahren auſſerordentlich abgenommen habe und noch immer im Fallen ſei, alſo gegen den vermuthlichen Debit das Honorar zu hoch wäre; daß W. wenn er auch noch ſo wenig befugt wäre, doch immer ein Recht an das M. prätendiren, und dem neuen Verleger allen möglichen Verdruß machen, wenigſtens auf andre Art ſchaden würde; auch wäre nicht zu zweiflen, daß er das Muſ. auch unter anderer Direction fortführen dürfte, welches, dieſe Direction ſey, welche ſie wolle, doch immer das Publicum theilen würde. Dieſe Gründe ſind allerdings ſehr erheblich.

Mit klarem Blick ſtellte ſich Dohm ſofort auf den einmal gegebenen Boden und ließ ſich auch durch Boies Wünſche, es noch wo anders zu verſuchen, nicht irre machen. Er ſchlug daher wiederholt (11. März, 16. September 1783) vor, bei Weygand zu bleiben, aber einen neuen, feſten Kontrakt zu machen, da Weygand ſtets den alten, als zu durchlöchert, umgehe, eine feſte Summe zu fordern, doch nicht höher, als man beſtimmt verlangen könne, dabei aber hart zu bleiben, bare Zahlung zu verlangen ſowie eine Erhöhung der Rezenſentenexemplare und ſchließlich als condicio ſine qua non für Dohm den Erſatz der zurückgehaltenen Freiexemplare. Aber daß Dohm dieſe im März aufgeſtellten Forderungen im September wiederholen muß, zeigt ſchon, daß Boie wieder alle Luſt verloren hat. Und überblicken wir die folgende Zeit, ſo war anſcheinend alles beim alten geblieben.

Nicht einmal die dringendſte Forderung Dohms ſcheint erfüllt worden zu ſein; immer hatte er darauf aufmerkſam gemacht, wie wichtig ſtändige Beſprechungen des Muſeums in Zeitungen und Zeitſchriften ſeien. Nun bat er, ihm wenigſtens für die Büſchingſche und eine der Berliner politiſchen Zeitungen Rezenſionsexemplare zur Verfügung zu ſtellen und drang wiederholt in Boie (11. März, 20. Oktober 1783), auch in einer Hamburger Zeitung das Muſeum

anzeigen zu lassen, da das den Absatz sehr vermehren werde. Aber hatte Boie ruhig zugesehen, wie dem Freunde drei Freiexemplare und darunter das für Büsching bestimmte genommen wurden, so tat er auch jetzt nichts. Allerdings scheint dies an einer bei Boie immer zunehmenden Mißachtung aller Rezensionen zu liegen. Doch im übrigen: mit welchem Mute hatte Boie 1778 die alleinige Herausgabe begonnen, wie hatte er auch in den folgenden Jahren immer wieder versucht, das Museum hoch zu halten! Jetzt ließ er alles gehen, wie es ging. Er war müde geworden.

e) Verfall und Ende (1784—1788).

„Das Museum sez ich noch im nächsten Jahre fort, weil ich's nicht ändern kan, aber länger schwerlich", hatte Boie im Blick auf das Jahr 1784 geschrieben, und am 12. Januar 1784 meinte er an Campe: „Wenigstens werden Sie doch nicht ganz vergessen, daß Ihr Freund noch immer die Direction dieser Monatsschrift hat, wiewohl er sie vielleicht längst hätte anderen übertragen sollen, deren Lage und Muse sie zu einem solchen Geschäft fähiger macht." Das sind Zeichen eines schmerzlichen Verzichts. Boie fühlte es, die Glanzzeit des Museums war vorüber, alles deutete auf einen langsamen Verfall. Wenn das im Jahre 1783 noch nicht so klar hervorgetreten war, so lag das daran, daß das Museum eine ganze Zeitlang von dem alten Rufe zehren konnte, den man ihm erst seit Anfang 1783 streitig machte, und daß die Mitarbeiter nicht plötzlich von ihm gingen und sich anderen Unternehmungen zuwandten, sondern zuerst allmählich das Interesse teilten und dann langsam das Museum und seinen fernen Herausgeber vergaßen. So erklärt es sich auch, daß sogar noch 1784 A. G. Meißner und W. G. Becker, der eine der Herausgeber und der andere eine Hauptstütze der Dresdner Quartalschrift, in Boies Zeitschrift auftauchten. Doch diese Übergangszeit mußte bald ihr Ende finden; nun begann 1784 auch noch Göckingk sein „Journal von und für Deutschland" und Fr. K. v. Moser ein „Patriotisches Archiv für Deutschland", die sich ja schon im Titel als Konkurrenzunternehmen darstellten. Es galt sich also nach allen Seiten zu wehren. Doch woher die Waffen zum Kampf nehmen? Wenn wenigstens in dem engen Kreise derer, die Boie nahegeblieben waren, Eintracht geherrscht hätte. Aber es war ein merkwürdiges Geschick, das Boie verfolgte: Der Mangel

an Besserem zwang ihn, allerlei Mittelmäßiges oder Artikel, die er selbst nicht billigte, aufzunehmen, und der Ärger über solche Sachen hielt wieder manchen seiner Freunde zurück. Am 16. Februar 1784 schrieb Fr. L. Stolberg an Voß:

Im Mus: vom Jan: steht eine wahre Schmähschrift gegen die Hessen. Ich wünschte daß Bojunkulus sich dergl:(eichen) enthielte. Erstlich darum weil Schmähschrift Schmähschrift ist, und gegen ein braves Volck wie die guten Catten drüben, doppelt schändlich; und dann auch darum weil dergl: Ungezogenheiten auf Muth u. Freiheit Anspruch machen, obgleich nur dem Knecht Ungezogenheiten anstehn. Das Mus: ist voll von der gleichen, vide Alxingers Wische, welche von den Saturnalien in Wien herüberjucheien.

Mit diesen Leuten wollte der Graf nichts zu tun haben; so schwieg er, der noch ein Jahr vorher eine Hauptstütze des Museums gewesen war. Auch andere klagten. Am 10. Mai mußte Boie verteidigen, daß er Tiedge aufgenommen hatte (an v. Halem):

Ich gebe Ihnen zu, daß nicht alle seine Stücke von gleichem Werthe und einige noch zu gedehnt und leer sind, aber ich gründe meine Hoffnung auf seine Gelehrigkeit, Kritik und Rath anzunehmen, und denke, Sie werden an den beyden letzten Stücken im Mai und Junius schon sehr spüren, daß er sich hebt.

Dann hieß es ingrimmig gegen Voß (28. Juni 1784):

Ein Museum für dich und deinesgleichen herauszugeben ist unmöglich. Ich bewundere Tiedgens Stücke so wenig als du, aber das große Publikum liest sie gern.

Auch von Dohm erhielt Boie keine tröstlichen Nachrichten: eine schwere Erkrankung seiner Frau und Reisen nahmen ihm Zeit und Ruhe; er hatte wohl Ideen die Menge, aber er kam nicht dazu, sie auszuführen. Schließlich waren es 1784 ein einziger und 1785 zwei Aufsätze, die Boie von ihm bringen konnte. Dann kamen Zeiten schwerer innerer Depression für Dohm, der sich in Berlin zurückgesetzt sah. Und als er dann seit 1786 durch eine ehrenvolle Stellung als Kreisdirektorialgesandter in Köln wieder freudiger in die Welt blickte, da nahm sein Amt und besonders 1787 eine neue Aufgabe in Aachen ihm alle Muße zu Nebenarbeiten. Aus seinem Bekanntenkreise vermochte er ebenfalls nichts Regelmäßiges zu bieten. Gedike und Biester zogen in Berlin alles an sich, und Dohm konnte sich nicht „erniedrigen", mit ihnen „in die Wette zu betteln". Die alten Helfer, wie die beiden Barkhausen und Mauvillon, tauchten wohl noch einmal auf; Ramler zeigte lebhafteres Interesse und bot neben eigenen Arbeiten auch die durchgesehenen Gedichte eines jüdischen Gelehrten, Moses Kuh. Nicolai gab durch die Vermittlung der

Gedichte des Petersburger v. Nicolay und durch einen eigenen Aufsatz noch manchmal Zeichen der Teilnahme; v. Carmer und v. Rochow, von Weitershausen und Joh. Müller und einige andere gingen noch einmal über die Bühne, aber alles das kam nur zufällig, verlassen konnte sich Boie nicht mehr auf Dohm und seinen Kreis.

In Boies eigenem Stabe entstanden auch wieder große Lücken. Außer den Sachsen und Göckingk kehrten auch Denis und Blumauer, Jung und Lavater, Campe und v. Retzer 1784 zum letztenmal im Museum ein. Im nächsten Jahre schieden Tiedge und Matthison aus, andere schwiegen jahrelang, so Fritz Stolberg (1784—1786), Schlosser (1785—1786) und Haschka (1784—1786); Voß erschien nur 1786 noch einmal in plötzlichem Eifer mit einer Reihe von Beiträgen. Doch manch guter Name tritt uns auch in jener Zeit unter Boies Mitarbeitern entgegen, aber viele wie Ebert, Goethe, Iffland (1785) André, v. Archenholz, Gurlitt und Heinicke, Jagemann und Mlle Gatterer (1786) und Haschka (1787) begnügten sich wieder nur mit einmaligen Beiträgen oder ganz kurzer Beteiligung, ebenso Tychsen, der sich für seine Arbeiten in der mit Heeren herausgegebenen „Bibliothek der alten Literatur und Kunst" eine eigene Stätte gründete. Andere, wie der philosophierende Sachse Friedrich (1784 bis 1786), Schwarz (1784—1785), Elisa von der Recke (1784—1786), Anselm Elwert (1785—1786), Cordes (1785—1787), Manso (1785 bis 1787), Mnioch (1786—1787), Schleunitz (1786—1787) gaben nach einigen Jahren die Mitarbeit wieder auf. Immerhin ist zu betonen, daß das Museum auch in diesem Jahre noch auf eine ganze Menge Schriftsteller Anziehungskraft ausübte und, was Dohm immer wieder als wichtig betonte, durch Namen glänzen konnte. Am wichtigsten war aber die Gewinnung einiger dauernder Mitarbeiter, die bis ans Ende des Museums ihm treu bleiben. Es sind neben Ludwig Gieseke, v. Haugwitz und v. Salis besonders der Mitauer Professor Besecke, der reichlich philosophische und naturwissenschaftliche Artikel beisteuerte, und, eine dauernde Zierde des Museums, Carsten Niebuhr, der weitgereiste Forscher, der in Meldorf als Freund und Vertrauter Boies lebhaften Anteil an dessen Zeitschrift nahm und sich von 1784 an als eifriger Mitarbeiter beteiligte. Seine treue Hilfe ist um so höher anzuschlagen, als Boie ihm gegenüber noch einmal den feilenden und ändernden Herausgeber spielte und den stillen Gelehrten durch scharfe stilistische Änderungen störte (vgl. B. Niebuhr in seines Vaters Leben). Von den alten Mit-

arbeitern blieben Eschenburg und Gleim noch bis zum Jahre 1786 treu (ersterer ging dann zur Berliner Monatsschrift über), Heinse noch etwas länger und Alxinger, v. Halem, C. F. Sander und Christian Stolberg ununterbrochen bis ans Ende.

Sind alle die Genannten im Vergleich mit dem Kreise früherer Jahre auch nur ein kleines Häuflein, so waren doch manche darunter, von denen jeder einzelne Beitrag das Museum lesenswert machen mußte. Mit Recht betonte Dohm am 8. Oktober 1785: „Den September finde ich recht mannigfaltig, überhaupt das Museum d. J. so gut, wie irgend ein anderes Journal. Nur das Vorurtheil ist einmal dafür, es sei gefallen." Aber der Ruf war dahin, und wenn dann manch guter Artikel wieder aufwärts zu zeigen schien, so mußte das überaus „langsame und unordentliche" Erscheinen an einem Wiederaufsteigen der Zeitschrift zweifeln lassen. Wenn am 30. Dezember 1785 nach Dohms Bericht der November noch nicht da war, während am Tage darauf bereits das Januarheft der Berliner Monatsschrift erschien, wer von den Lesern mußte da nicht diese Übelstände dem Mangel an Artikeln zuschreiben. Es konnte ja keiner ahnen, daß Manuskripte oft in Fülle dalagen, aber Weygand nicht zu ordentlicher Herausgabe zu bewegen war. Denn dem Mahnen und Schelten Dohms zum Trotz war am 16. März 1786 der Februar noch nicht da. Daher war es zum guten Teil des Verlegers Schuld, wenn der Debit des Museums immer mehr nachließ. Schon im Jahre 1784 machte sich bei Weygand eine starke Abnahme der Abonnentenzahl bemerkbar, 1785 sank sie wieder und 1786 abermals. Weygands Klagen darüber hören nun nicht mehr auf. Aber er tat auch nichts, es zu bessern. Wegen des schlechten Erscheinens hatte er einen Vorwand darin, daß die Zensur, die sich solange mild gezeigt hatte, plötzlich scharf wurde und manches strich, mit dessen Einsetzen Boie sicher gerechnet hatte. Schon 1785 tauchen Klagen über die scharfe Zensur auf, 1786 schreibt dann Boie an v. Halem am 30. Januar:

Der Leipziger Censor hat Ihr „Liebesgekose" als contra bonos mores, nicht passiren lassen wollen, und doch druckt man da Geist-, Verstand- u. Herzverderbende Bücher. Mit mehrern andern guten Beyträgen hat er mir es wirklich nicht besser gemacht, bey denen nichts mehr zu erinnern war, als daß sie etwas lockrer einhertraten, als man in dem feinen Sachsen zu gehen gewohnt ist. (Ähnlich an denselben 15. Mai 1786.)

Konnte Weygand dagegen nichts tun, so hätte er auf Dohms Drängen nach Rezensionsexemplaren aber eingehen müssen. Gerade

die Berliner Monatsschrift zeigte, wie das „Auspofaunen", auf das sich ihre Herausgeber trefflich verstanden, günstig war. Das Museum hingegen ward auch weiterhin außer bei Büsching fast nirgends berücksichtigt. Dohm gelang es 1785, Moritz, den Herausgeber der Vossischen Zeitung, zu Anzeigen zu bewegen, und er ermahnte immer wieder, auch für Besprechungen in den beiden Hamburger Zeitungen zu sorgen. Aber es war alles umsonst. Mehrmals wandte er sich an die Allgemeine Literaturzeitung, aber trotz Versprechungen kam nichts. „Die Zeitungsschr(eiber) scheinen sich das Wort gegeben zu haben, des Museums nicht zu gedenken," heißt es ingrimmig am 3. Dezember 1787 (Dohm an Boie). Um so wunderbarer war es, daß das M(useum) seinen Weg immer noch weiter ging. Dohms feste Zuversicht, die Zeitschrift werde noch manches Journal überleben (21. Juli 1784 an Boie), wurde bald erfüllt. Göckings erste Hefte zeigten schon, daß er trotz aller Mühe seinen Plan nicht durchführen konnte (Dohm an Boie, 6. März 1784). Bereits 1785 war er der Mühe überdrüssig und gab sein Journal nach einjährigem Bestehen mit einem Verlust von 1200 Talern ab (Dohm an Boie, 8. Januar 1785); freilich fand er in Frh. v. Bibra einen glücklicheren Fortsetzer. 1785 stellte Weygand auch Iselins Ephemeriden ein, und mit dem Jahrgang 1785 fand Meißner-Canzlers Dresdner Quartalschrift gleichfalls ihr Ende. Ebenso hörte Lichtenbergs Magazin 1785 auf, nachdem es in den Jahren 1780—1785 glücklich $3^1/_8$ Jahrgänge erreicht hatte. Daher fürchtete Dohm bereits im April 1785 auch fürs Museum ein Ende, zumal neue Zeitschriften überall hervorschossen (22. April 1785 an Boie):

> Weygand hat die Ephemeriden aufgegeben und scheint fast schon mit dem Museum zu drohn. Unsere Politik erfodert zwar, daß wir die Miene annehmen, dieß nicht zu fürchten, indeß wäre es wirkl. fatal. Denn wenn er es aufgiebt, wird kein Buchhändler glauben, daß Vortheil dabey sey.

Doch hielt Weygand einstweilen Ruhe, bis Boie im April 1786 auf Zahlung drang und Weygand ihm 1000 Reichstaler senden mußte. Da auch Dohm seine Abrechnung erhalten mußte, scheint Weygand sich endlich einmal über die Einkünfte des Museums klar geworden zu sein. Von da an hörte er nicht mehr auf, zu jammern und forderte eine Herabsetzung des Honorars von 1787 an (Dohm an Boie, 29. August 1786). Aber es verging wieder einige Zeit. Dann, im Frühjahr 1787, erklärte Weygand, das Museum nur noch auf gemeinschaftliche Rechnung fortsetzen zu wollen; als aber Dohm

Gegenvorschläge machte, begnügte er sich wieder mit Klagen (Dohm an Boie, 17. März 1787). Endlich kam es zu neuen Verhandlungen.

„Wenyand hat mir", so teilte Dohm am 3. Dezember 1787 mit, „das ganze Jahr hindurch vorgejammert, wie er Ihnen auch wohl wird gethan haben über den so gar schlechten Absatz. Nun schreibt er mir endlich unter dem 16ten Oct. daß er uns binnen etlichen Wochen eine ganz vollständige Berechnung aller Auslagen und Absatzes vorlegen wolle, damit wir sähen, wie viel Gewinn herausgekommen, den wir dann genau theilen wollten. Dieß können wir doch wohl unmöglich eingehen als eine Idee, die zwar W. bey Anfang dieses Jahres proponirt hat die aber von uns nie acceptirt ist. . . . . [wir müssen] nothwendig noch vor Ablauf des Jahrs ein Arrangement treffen. Ich dachte anfangs, daß wir um der ewigen Klagen und Plackerey los zu werden, lieber W. geradezu schrieben, er möchte mit d. J. aufhören. Indeß wünschte ich doch, daß dieß ohne äußerste Noth nicht geschähe. Denn theils ist uns beiden die kl. Revenüe doch immer angenehm, theils ist es oft gut ein Journal benutzen zu können, vornämlich aber hoffe ich ganz gewiß noch einmal recht wider für das M. arbeiten und es heben zu können, wenn Sie im Stande sind, es nur noch ein Jahr so hinzuhalten. Denn 1789 muß nach allen Aspecten doch wohl endlich ein ruhiges Jahr für mich werden. Meine Meynung wäre also, wir schrieben W. mit der ausdrückl. Bedingung, daß er uns für dieß vergangene Jahr noch nach dem alten Contracte bezahlte und alles in einer Summe wenigstens Anfangs Febr. abführte, wollten wir uns pro 1788 eine solche Reduction des Honorarii gefallen lassen, als Sie, mein Lieber, nun gut finden. Aber Ende 88 machten wir einen neuen Contract pro 89. Ueberlegen Sie dieß reiflich und sagen mir Ihren Entschluß."

Ob Boie darauf eingegangen ist, entzieht sich meiner Kenntnis; auf jeden Fall schwieg sich der Verleger aus, zahlte aber auch kein Honorar mehr, und beide Herausgeber ließen es sich ruhig gefallen.

Inzwischen war das Museum noch einmal wieder in Blüte gekommen. Obwohl immer wieder neue Unternehmungen erstanden, hob sich gegen Ende des Jahres 1787 die Zahl und Güte der Mitarbeiter Boies wiederum. Hatte Dohm noch am 17. März 1787 es nur als Ziel hingestellt, das Museum so erträglich als möglich fortzuführen, solange es noch gehen wolle, so schrieb er dann: „Ich habe das M. bis October in Händen, es ist noch immer so gut wie andre Journale, aber die große Menge tödtet alle", und am 11. April 1788: „Es hebt sich wirklich seit Anfang dieses Jahres." Schon 1787 war es wieder besser geworden. Fritz Jacobi nahm nach langer Pause wieder manchmal, zuerst durch Dohms Vermittlung, das Wort, obwohl er mit Dohm mancherlei an der Leitung des Museums auszusetzen hatte und besonders Boies Stellungnahme

gegenüber den geheimen Gesellschaften aufs schärfste verwarf (Jacobi an Boie, 31. Januar 1788) (Weinhold, Ztschr. f. d. Phil. 1, 382). F. L. Stolberg, der sich auch weiter ferngehalten hatte, weil „einige sehr giftige Aufsätze gegen die Religion . . . ihn von ihm entfernt hätten" (Stolberg an Voß, 20. Oktober 1786), stellte sich wieder ein und ebenso Schlosser, die das Museum bald in alte „schwärmerische" Bahnen zurückführten. Dohm war zwar über ihre Artikel entsetzt und warnte Boie, ihnen das Museum ganz nach Gefallen zu überlassen, da es leicht zu einseitig und parteiisch erscheinen könnte. Doch mußte er auch gestehen, daß gerade ihre Aufsätze viel zur Hebung der Zeitschrift beitrügen (11. April 1788), da sie brennende Fragen der Zeit ins Auge faßten. Ihnen zur Seite traten Leuchsenring und Thomas Wizenmann (†), Ratschky und Haschka, Pfeffel und Schmid, Matthison und Göckingk; auch einige Dichterinnen erschienen. Durch Boies Bruder Rudolf kam sein Kopenhagener Freund Hviid, und manche andere traten dem alten treuen Stamm zur Seite. Außerdem bekam Boie gerade damals Hoffnung auf allerlei neue Beiträge, Dohm zeigte wieder größeren Eifer im Werben — da kam plötzlich, gänzlich unerwartet, auf dem Umschlag des Dezemberheftes 1788 folgende Mitteilung Weygands:

Nachricht für die zeitherigen Leser des deutschen Museums.

Seit dem Jahr 1776, da dieses Museum seinen Anfang nahm und eine Zeitlang nebst wenigen andern Zeitschriften einen der vornehmsten Pläze in dieser Classe der Lektüre einnahm, hat die Menge der Journale in Deutschland auf eine für jeden Beobachter der Litteratur fast unbegreifliche Art überhand genommen. Dieser Umstand zog eines Theils unserm Museum eine beträchtliche Verminderung der Abnahme nach und nach zu; andern Theils wurde auch dadurch der Abgang verschiedener seiner vornehmsten Mitarbeiter veranlaßt. Ob wir gleich dem ohngeachtet bei so weniger Aufmunterung dieses Journal noch geraume Zeit nicht ohne Schaden fortsezten, so sehen wir uns nun doch nunmehr, zumal da auch für die Zukunft wenige Aussicht auf bessern Absaz vorhanden ist (wie die bereits fürs künftige Jahr hievon eingegangenen Lossagungen vieler bisherigen Liebhaber ausweisen) genöthiget, von dieser Unternehmung abzutreten, und das Museum mit diesem lezten Monatsstücke des 1788sten Jahrgangs zu schliessen.

Weygandsche Buchhandlung.

Was Weygand dazu bewog, ohne eine Mitteilung an Boie das Museum zu schließen, ist nicht ersichtlich. Vielleicht ist es eine Antwort auf ein energisches Vorgehen der Herausgeber. Am 28. Dezember 1788 schrieb Dohm an Boie:

Weygands Betragen gegen mich wird am Ende unerträglich. . . . . Seit drey vollen Jahren 1786, 87, 88 sind wir mit der Abrechnung zurück. Dieß muß nothwendig die größte Confusion geben. . . . . Sowohl weil ich Weygand nicht das Geld lassen will, was mir gebührt, als auch weil mir nichts mehr zuwider ist, als solche abscheuliche Unordnung, kann ich unmöglich länger gleichgültig seyn. . . . . Ich bitte Sie also einmal Ernst dazu zu thun und ihn allenfals mittelst Drohung gerichtlicher Verfolgung, zu zwingen endlich einmal ganz reine Abrechnung bis Ende 1788 zu machen und Ihnen so wie mir das unsre zu schicken. Was Sie für principia bei dieser Abrechnung annehmen und welchen Abzug Sie allenfalls W. geben wollen, überlasse ich ganz Ihnen.

Da das Dezemberheft erst gegen Ende Januar erschien, so könnte Boie inzwischen entschiedene Schritte getan und Weygand aus Ärger darüber die Aufkündigung erlassen haben. Sie traf Boie ganz unerwartet. Am 21. Januar 1789 hatte er noch v. Halem um baldige Einsendung der Fortsetzung seines „Ritter Twein" gebeten, da er das Publikum nicht zu lange darauf warten lassen wollte. Am 31. Januar 1789 lesen wir dann in einem Briefe an denselben:

Ihre Reisebriefe im Museum finde ich sehr interessant, und bitte um baldige Fortsetzung. (!)

N. S. Das Museum hört auf, wie Sie aus dem December sehen werden; die Nachricht ist von Herrn Wigand aufgesetzt, und ganz dieses Menschen würdig. — Bleiben Sie mein Freund, auch ohne litterarische Verbindung.

An Voß schrieb Boie dann am 22. Februar:

Das Museum hat wirklich sein Ende erreicht. Was ich gethan habe, es zu erhalten, ist umsonst gewesen. Ich will mich nur freuen, wenn ich mit dem elenden Weygand ohne Prozeß auseinander komme. Das Plötzliche Ende thut mir selbst leid, da ich für drei bis vier Monate schon itzt außerlesene Beiträge in Händen hatte. Meine Bibliothek befindet sich am schlimsten dabei, die nun schwerlich weiter fortgesetzt werden wird. Baar Geld hat das M(useum) mir in den letzten Jahren gar nicht eingebracht.

Lange Zeit zog sich der Ärger mit Weygand noch hin. Noch Anfang Mai fürchtete Boie mit dem „Erzhallunken" Prozeß zu bekommen, und am 28. Mai 1789 schrieb Dohm:

Ich gratuliere uns, daß wir von dem Menschen los sind und wünsche, wir möchten es nur erst ganz seyn.

Das dauerte allerdings lange. Noch am 26. September 1790 schrieb Dohm an Boie:

Mit Weygand bin ich noch gerade auf dem Flecke wie immer. . . . . Ich kann unmöglich mich länger mit dem elenden Menschen herumzanken und muß die Sache geendigt haben, um dann nie den Namen Weygand zu hören. [Nun

ist ein Stück abgerissen.] . . . wohl zu verstehen geben, wie ich über sein Benehmen äußerst aufgebracht sey und gewiß, wenn er uns noch herumziehen wollte, in Dresden solche Schritte gegen ihn thun lassen dürfte, die ihn gereuen sollten, veranlaßt zu haben. Ich bitte Sie recht sehr, die Sache so nachdrücklich betreiben zu lassen, daß ich einmal zu Ende komme!

So schloß das Museum mit einem grellen Mißton. Denn auch für die Öffentlichkeit war es klar, daß es gegen Boies Willen aufgekündigt worden war, brachte doch dasselbe Heft, das Weygands Nachricht enthielt, bei einer Übersetzung aus Milton eine Anmerkung: „Der Herausgeber des Museums . . . wird mit Vergnügen jede ihm mitgeteilte Gedanken gültiger Richter dieser Monatsschrift einrücken." Boies Gegner frohlockten; Lichtenberg schrieb am 16. März 1789 an Fr. L. W. Meyer aus Göttingen:

Das deutsche Museum hat aufgehört, und zwar hat Weygand statt des: Plaudite dem Boie, der nun die 2te Frau hat, in einem Avertissement einen nicht sehr sanften Tritt vor den Theil gegeben, worin er seit jeher seine vorzügliche Stärcke besessen hat. Auch die Berlinische Monatsschrift soll, wie man sagt, aufhören. Deutschland scheint nach und nach der Journale etwas müde werden zu wollen. Gott gebe, daß dieses Vorspiegelungen zur Besserung sind.

Als aber Lichtenberg dies schrieb, hatte Boie den Schlag bereits verwunden und saß über neuen Plänen.

4. Das Neue Deutsche Museum.
1789, Juli bis 1791, Juni.

Es gehörte Mut dazu, nach den Erfahrungen der letzten Jahre an ein Weiterführen des Museums zu gehen. Die Zeiten waren auch nicht günstig. Was Dohm am 28. Dezember 1788 schrieb: „Die sich unaufhörlich mehrende Menge der Journale muß alle niederdrücken," findet seine Bestätigung in einem drastischen Briefe Schubarts an seinen Sohn, Stuttgart, den 19. Junius 1789:

Der Vorsaz, eine Zeitschrift herauszugeben, macht zwar Deiner raschen iugentlichen Thätigkeit Ehre; aber überdacht hast du nicht Alles.

Das beste Journal . . . . . blühet wie die Blume des Feldes, aber wird abgehauen von der Sense der Zeit und unter dem Heu andrer Journale dem Leservieh als Futter aufgestekt. Das Musäum, ein köstliches Tagebuch, worzu

die ersten Köpfe Deutschlands beigetragen haben, ist iezt ein Heuschoch auf der grosen Wiese literarischer Eitelkeit.

Und doch ging Boie frisch ans Werk. Als er eingesehen hatte, daß an eine Fortsetzung bei Weygand nicht zu denken war, trat er mit Göschen in Unterhandlung. Dieser hatte schon mehrere Male größeren Mut bei Zeitschriften bewiesen als andere Verleger, hatte im Juli 1786 v. Archenholz „Litteratur und Völkerkunde" von der Dessauischen „Verlagscaße für Gelehrte und Künstler" übernommen, dann 1786 mit den von Weygand aufgegebenen „Ephemeriden der Menschheit" noch einen Versuch gemacht und erklärte sich auch jetzt zur Weiterführung des Museums bereit. Schon am 26. April 1789 konnte Boie dem Schwager mitteilen:

Wegen der Fortsetzung, die im Julius erscheint, bin ich nun mit Göschen völlig einig.

Näheres berichtete er am 4. Mai an v. Halem:

Das Museum steht wieder auf aus seinem Grabe. Das Neue Museum erscheint mit dem Julius bei Göschen in klein Octav auf Schreibpapier. Es ist dafür eine Verbindung zu Stande gebracht, die eine glückliche Unternehmung verspricht. Ich verlange keinen Beytrag umsonst, und bezahle halbjährig den gedruckten Bogen mit 1 Pistole bis 2 Ducaten, kann aber alsdann kein Freyexemplar geben.

War dies der gewöhnliche Satz, so konnte Boie bedeutenderen Mitarbeitern auch mehr bieten. Wie an Voß, so schrieb er am 4. Mai auch an Büsch:

Ich kan Ihnen und Männern Ihres Gehalts für den gedruckten Bogen 2 Pistolen, jedesmal am Schluß des halben Jahres, in der Oster- und Michaelismesse zahlbar, aber freilich nicht allen das versprechen. Daher ich Sie auch nicht laut davon zu werden bitte.

Ähnlich berichtet uns ein Brief Schillers an W. v. Wolzogen vom 8. März 1790:

[10 Thaler] giebt auch mein Buchhändler Göschen für Aufsätze im Neuen Deutschen Museum.

Nun war Boie auch völlig alleiniger Herausgeber, was pekuniär für ihn einen großen Vorteil bedeutete; hatte doch Dohm immer noch hohe Beträge als Mitherausgeber erhalten, z. B. noch für das 2. Halbjahr 1786: 143 Taler 9 Gutegroschen. Dohm versicherte den alten Gefährten unter herzlichen Wünschen für das Neue Museum, er wolle ihm, was er etwa arbeiten sollte, zuerst anbieten, freilich sehe er zunächst keine Möglichkeit. Es blieb auch infolge Dohms Überlastung bei dem Wollen.

Sonst waren Boies Aussichten gut. Mit neuem Eifer ging er daran, Mitarbeiter zu werben; außer den oben erwähnten bat er durch Büsch auch Ebeling, wandte sich an Reimarus und Hensler und an viel alte Mitarbeiter, obwohl er gerade in jenen Tagen unter schweren Sorgen litt, da seine zweite Frau im Kindbett gefährlich erkrankt war. Sein Mühen war von Erfolg gekrönt. Am 10. August 1789 konnte er im Blick auf das erste Heft und allerlei bereits Erhaltenes an Voß schreiben:

Ich denke, daß Ihr im Ganzen zufrieden und mit vielen einzelnen Aufsätzen es im hohen Grade sein werdet. Meine guten Aussichten vermehren sich noch immer. So viel als irgend möglich will ich mich vor Lückenbüßern zu hüten und dem Museum seinen alten und noch wol einen höheren Platz zwischen den Journalen zu verschaffen suchen. Mit Gedichten werde ich sparsamer sein.

So erschien denn Mitte August 1789 das 1. (Julius)-Heft des Neuen Deutschen Museums — freilich in kleinerem Formate, doch anfänglich mit stärkerer Bogenzahl. An Zahl der Beiträge stand das neue Journal hinter dem alten zurück, auch war es viel wissenschaftlicher als das vergangene, besonders in den letzten Jahren, gewesen war; doch ging ein frischer Zug hindurch. Schon das erste Heft mit Beiträgen von Klopstock, dem Philosophen Reinhold, Niebuhr, v. Halem, Rat Schulz u. a. mußte außer durch diese Namen Interesse erregen wegen der Stellungnahme zu einer Menge Fragen der Zeit. Dann traten Fr. Stolberg und der beliebte A. G. Meißner, Hegewisch und Büsch, Huber und der jüngere Forster, F. H. Jacobi und Schlosser u. a. hinzu. Bereits am 21. September 1789 konnte Boie an Halem berichten:

Ich leide jetzt am Überfluß, wie sonst manchmal am Mangel, und könnte, wenn Göschen sich dazu entschließen wollte, auch die ersten sechs Monate dieses Jahres nachholen, und mit lauter guten Sachen füllen. . . . . Wenn nur die Hälfte der guten Köpfe, die Beytrag versprochen haben, Stand hält, kann es nicht fehlen.

Ebenso heißt es am 15. Februar 1790:

Ich hoffe übrigens, daß Sie im Ganzen mit dem Neuen Museum zufrieden seyn werden, und kann für die Zukunft beynah noch mehr versprechen.

Am Tage vorher konnte Boie gar an Voß schreiben:

Wie die Sachen gehen, hätte ich offenbar beßer gethan, das alte Format beizubehalten. Der Bogen, den ich jedem Stücke mehr gebe, faßt doch so viel nicht, als das alte.

Im folgenden Jahre (1790) erschienen dann neben den oben Genannten Ebeling und Rehberg, Ratschky und J. G. Jacobi, Lerse

und Pfeffel, Marcard, Hellwang und der Mainzer Sömmering, A. W. Schlegel, Voß und der Berliner Müller. Ihre Beiträge waren so zahlreich, daß Boie stets genügend Material in der Hand hatte; und auch im Blick auf den Inhalt konnte Boie befriedigt sein. Voll Anerkennung schrieb Dohm am 21. September 1790:

Ihr neues Museum fährt fort, treffliche Sachen zu liefern. . . . . Meiner Meynung nach ragt Ihr Journal itzt über die Berl(iner) M(onats)Schr(ift) gewiß, vielleicht auch über den Mercur durch inneren Gehalt hervor.

Aber auch der Ärger blieb Boie nicht erspart. Das Museum sollte trotz der Stellungnahme zu allerlei Zeitfragen nicht Partei ergreifen, ganz besonders aber hütete sich Boie in Erinnerung an vergangene Zeiten, irgendwelche Kritik an Einzelnen zuzulassen. In dieser Rücksichtnahme ging er so weit, an einem Aufsatz Fichtes über den Messias Anstoß zu nehmen. Vorsichtig fragte er bei dem Schwager an (14. Juni 1790):

Das andere Stück hat einen Inhalt, der schon beherzigt zu werden verdient, und mir hier nicht übel behandelt scheint; aber was wird Klopstock sagen? wird ers auch übel nehmen? Du kanst das beßer wißen und beurtheilen, als ich.

Obwohl er also den Inhalt billigte, hat Boie dann doch abgelehnt, wie aus einem Briefe Fichtes an Achelis hervorgeht*).

Um so empfindlicher mußte es Boie treffen, als er kurze Zeit darauf im Juniheft des Museums einen anonymen Aufsatz des Herrn v. Blankenburg las, in dem Zimmermann scharf angegriffen wurde. Göschen hatte Boie nach dessen Aussage (an Voß, 22. Juni 1790, muß heißen Juli) geschrieben, Herr v. Blankenburg wünsche einen Aufsatz über „historische Gewißheit" sogleich im Museum gedruckt zu haben, und Boie hatte dazu seine Zustimmung erteilt. Göschen kannte aber Boies Beziehungen zu Zimmermann und hätte darum den Abdruck verhindern müssen. Boie war außer sich; zwar hielt er alles Gesagte für außerordentlich treffend, doch wollte er als Freund „diesen Giftbecher" nicht gereicht haben. Mit Zimmermann setzte er sich freilich schnell auseinander, da dieser sich „ganz als ein edler Mann und einer, der Glauben an guten Menschen noch nicht verloren hat", benahm (Boie an Marcard, 26. Juli 1790).

*) Vgl. J. G. Fichtes Leben, herausgeg. von J. H. Fichte, 1830, I. Bd., S. 146, eine Stelle, auf die mich Herr cand. phil. H. Trampe freundlich aufmerksam macht.

Der Öffentlichkeit aber glaubte Boie folgende Erklärung geben zu müssen:

Der Herausgeber des Neuen deutschen Museums ist es dem Herrn von Zimmermann, sich selbst, und denen, die seine vieljährige Verbindung mit diesem ..... verehrten Manne wissen, öffentlich zu erklären schuldig, daß er den vierten Aufsatz im Junius dieser Zeitschrift vor dem Abdruck nicht gesehen, und an dem, was darin, etwas herber und bitterer vielleicht, als unleidenschaftliche Beurtheilung sich ausdrücken würde, wider seinen Freund gesagt ist, nicht den geringsten Teil nimt. Weit entfernt übrigens, dem sehr würdigen Verfasser jenes Aufsatzes, der mit ihm nicht gleiche Verbindlichkeit hatte und dessen Namen allein sein Vertrauen rechtfertigen müßte, daraus einen Vorwurf zu machen, ist er doch überzeugt, daß dieser sein Verhältniß wenigstens geschont haben würde, wenn er es gekant hätte.

Meldorf, den 19. Julius 1790. H. C. Boie.

Für jeden redlich Denkenden ist danach ja Boie entschuldigt. Allein zu seinem Entsetzen mußte er sich dann in Kotzebues üblem „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn oder Die deutsche Union gegen Zimmermann. Ein Schauspiel in vier Aufzügen von Freyherrn von Knigge, 1790" mit unter den Feinden Zimmermanns als „der Achselträger Boje" aufgeführt sehen. Das wurmte in ihm weiter und verdarb ihm die Freude an seiner Zeitschrift und überhaupt an dem literarischen Leben.

Daher trat er nicht energisch genug auf, als Göschen, der klug berechnende Verleger, zur Verbreitung des Museums Stellung nahm. Trotz aller tüchtigen Mitarbeiter und guten Artikel hatte das verjüngte Journal im Kampf mit den vielen anderen Erscheinungen jener Zeit nur eine beschränkte Abonnentenzahl gefunden. Mochte schon der Anfang der Zeitschrift mitten im Sommer und der Rückblick auf die dürren Jahre des alten Museums anfangs eine starke Subskription hindern, so traten auch schnell wieder Unregelmäßigkeiten ein, die Anstoß erregen mußten. Das Juliheft (1789), also das erste, erschien erst Mitte August, und in diesem Trott ging es weiter, am 26. Dezember 1790 war das Novemberstück noch nicht da, am 27. Februar kam das Januarheft. Ebenso herrschte in der Stärke der einzelnen Hefte ein völliges Durcheinander. Begann man im Juli 1789 mit 112 Seiten, so folgte ein August von 156, September von 100, Oktober von 92, November von 112 und Dezember von 88 Seiten. Der erste Band 1790 begann mit 152 Seiten, der zweite mit 80! Alles dies ließ das Museum nicht zu der erwarteten Blüte kommen. Am 20. Januar 1791 teilte Boie v. Halem mit:

Der Verleger sagt, der Absatz des Museums muß wenigstens auf 1000 Exemplare sich erstrecken, wenn er einigen Vortheil davon haben soll. Das Leben des Museums ist also nur bis zum Schluß des zweyten Jahrgangs gewiß. An guten Beyträgen fehlt es noch nicht, und ich suche so streng in der Auswahl zu seyn, als es die Umstände und die mancherley Rücksichten, ohne die ein armer Herausgeber nicht seyn kann, immer erlauben.

Scheint Boie hier noch auf einen Fortbestand gehofft zu haben, so klingt es in einem Briefe an Voß unterm 9. April 1791 hoffnungslos:

Das Museum stürbe, wenn es nicht so schon auf dem Tod läge, an Druckfehlern. Das letzte Stück hat deren auf jeder Seite.

Nach einer Notiz in einem Briefe an Voß vom 28. August scheint aber Boie auch da noch nicht sicher gewesen zu sein, am 5. September aber teilte er v. Halem mit:

Es thut mir sehr leid, daß ich Ihren Aufsatz über die zwey Kammern ungenützt zurücksenden muß. Das heißt mit andern Worten: Das Museum hat sein Ende erreicht. Göschen hatte allen Muth verloren; wenn ich nicht selbst Schaden leiden wollte, mußte ich aufhören.

Aber auch Boie selbst hatte gegen des Museums Ende nichts einzuwenden. Am 23. Januar 1792 heißt es an Halem:

Ich dachte wie Sie, über das Museum, und glaube noch, daß Göschen zu furchtsam gewesen ist. Schlechter würde es gewiß nicht geworden sein. Aber ich gestehe Ihnen, daß ich selbst die Lust daran verloren hatte. Die Zimmermannsche Geschichte war mir gar zu unangenehm, da sie denen, die nicht alles wußten, was ich nicht sagen wollte und konnte, meine Gesinnungen zweydeutig machte. Und dann ist es jetzt, wo fast alle, welche schreiben, Parthey nehmen, und nichts weniger als tolerant gegen anders Denkende sind, so schwer, wo nicht unmöglich, die mir so heilige Partheylosigkeit zu behaupten. Es giebt Schriftsteller von Belang, die gleich unzufrieden werden, wenn man ihnen das audiatur et altera pars zuruft. Kurz es ist am besten für meine Ruhe und Zufriedenheit, daß ich von der Bühne abgetreten bin, und Bäume pflanze. (Ähnlich an Göschen, 23. April 1792.)

Damit schied Boie aus dem literarischen Leben. Jahrzehntelang hatte er als ein fördernder Mittler den Interessen vieler gedient und sich bemüht, selbstlos anderen emporzuhelfen. Beinahe drei Lustren hatte er als Herausgeber seines Museums gesucht, Deutschland und deutsches Wesen seinen Landsleuten nahezubringen. Trotz mancher Irrwege und Fehler hatte er immer wieder das Ziel fest ins Auge gefaßt, dem Gelehrten und dem Frauenzimmer gleicherweise etwas zu bieten, hatte besonders in Zeiten, wo die platte

Aufklärung allenthalben zu Worte kam, mutig den „Schwärmern" in ihrem Streite für das Recht des Gefühls und Gemüts sein Museum geöffnet.

War es ihm auch nicht vergönnt, führend in die Kämpfe seiner Zeit einzugreifen oder dem Museum eine feste Richtung zu geben, die ihm zu aller Zeit einen Wert gesichert hätte, sondern hatte er sich darauf beschränken müssen, mit Fleiß zu sammeln, was man ihm brachte, war daher seine Zeitschrift auch nicht zu dem deutschen Nationaljournal geworden, wie die Herausgeber es einst erwartet hatten, war manche Hoffnung fehlgeschlagen, manche Mühe umsonst gewesen — das konnte sich Boie beim Blick auf die 30 stattlichen Bände sagen: er hatte eine Arbeit geleistet, eines Mannes wert.

Zweiter Hauptteil.

Innere Geschichte des Deutschen Museums und des Neuen deutschen Museums.

1. Die Gründung des Museums, ein notwendiges Ergebnis einer Zeitströmung.

Seit Gottscheds Tagen bis zum Jahre 1773 standen alle bedeutenden deutschen Zeitschriften unter dem Zeichen der Kritik, mochten sie sich ihr ausschließlich widmen oder mit ihr auch dichterische und gelehrte Produktion vereinigen. Selbst die „Bremer Beiträge" und den „Nordischen Aufseher", die ihrer entraten zu können glaubten, zwang sie in ihren Bann.

Daher meinte auch Wieland, als er 1773 seinen „Teutschen Merkur" herauszugeben begann, die Kritik nicht entbehren zu können. Neben allerlei vermischten Aufsätzen sollte „die Beurteilung neuer Schriften und die Revision bereits gefällter Urteile" den Hauptinhalt des neuen Journals ausmachen. Der Merkur sollte zu einem Areopag werden, wo ein gerechtes Urteil gesprochen und auch „Verfehlungen und Versündigungen anderer Literaturrichter gerügt und gebessert" werden sollten. So nimmt die Kritik auch im Merkur in der Anfangszeit einen breiten Raum ein; wir finden Hefte, die bis auf einen ganz geringen Teil den Anzeigen und Besprechungen gewidmet sind (z. B. 1775, VIII, 3. Heft). Auch die Selbstrezension führte Wieland in der Besprechung seiner Alceste ein, ein Verfahren, das Ebert dann allen Mitdichtern dringend empfahl.

Trotzdem bedeutet der Merkur einen großen Fortschritt in der Entwicklung der deutschen Zeitschrift. Sollte doch das Hauptziel

ein, der allgemeinen Unterhaltung zu dienen, nicht nur den Gelehrten. Aber wenn Wieland in seiner Vorrede versprach, im bunten Wechsel vermischte Aufsätze aus Geschichte und Naturkunde, Moralphilosophie und Literatur zu geben, so verschob sich dies doch trotz manches trefflichen Beitrages bald. Der Versuch, auf allen Gebieten wichtige Fragen der Zeit besprechen zu lassen und regelmäßige große Übersichten über alle Zweige des geistigen Lebens zu geben, scheiterte, da sich die von Wieland bestellten Referenten der Aufgabe nicht gewachsen zeigten und aus dem Leserkreise bald Stimmen laut wurden, die eine Beschränkung des Merkurs auf das forderten, was dem Geschmack der Damen angemessen sei. Da nun dazu kam, daß Wielands ganze Persönlichkeit auf eine besondere Betonung der schönen Literatur hinwies, so war es kein Wunder, daß der Merkur sich bald im wesentlichen nur mit Dichtungen beschäftigte. Und selbst hier ergab sich schnell eine Beschränkung des ursprünglichen Planes. Um ein möglichst klares Bild des Standes der deutschen Literatur zu vermitteln, hatte Wieland sein Journal auch jungen Anfängern öffnen wollen, allein es war erklärlich, daß er da besonders solche Dichter zu Worte kommen ließ, die ihm bereits nahe standen. An einer weiteren Ausbreitung seiner Beziehungen war er durch seine geringe persönliche Bekanntschaft mit den Dichtern seiner Zeit verhindert. Alles dies führte dazu, daß wenige Mitarbeiter, diese aber mit großen Beiträgen sich beteiligten und daß Wieland selbst ganz in den Vordergrund trat. Gab er schon den Artikeln seiner Freunde durch Anmerkungen und Anhänge eine — nicht immer erwünschte — persönliche Note, so wurde diese Färbung der ganzen Zeitschrift noch dadurch verstärkt, daß Wieland alles, was er selbst schrieb (mit Ausnahme der Übersetzungen), darin veröffentlichte und selber viele Hefte fast ganz ausfüllte. Es hatte das ja den Vorteil, daß dadurch eine feste Verbindung zwischen dem Herausgeber und den Lesern hergestellt wurde, aber die Einseitigkeit war groß. Ein allgemeines Journal konnte der Merkur nicht werden; und dem jungen Geschlecht jener Tage, das im Gegensatz zu Wieland heranwuchs, bot er wenig, ja mußte manchem ein Greuel sein, zumal als Wieland begann, statt der Übersicht über alle Fortschritte deutschen Geistes regelmäßige Überblicke über die französischen Neuheiten zu geben.

Auf einem Gebiete empfand Wieland freilich selber eine große Lücke, ohne sie ausfüllen zu können. Er hatte recht wohl gefühlt,

daß er einem Streben seiner Zeit entgegenkam, als er versprach, in dem letzten Stücke eines jeden Bandes (d. h. jedes Vierteljahr), das Neueste und Wichtigste über die politischen Angelegenheiten im Zusammenhange darstellen zu lassen. Aber auch hier hatte er nicht einen deutschen Merkur im Auge, sondern erstrebte Vollständigkeit, ohne aber einen Mitarbeiter zu finden, der diese hätte erreichen können. So erschienen statt einer wirklichen Darstellung leere Aufzählungen, die Wieland selbst als nicht lesenswert bezeichnen mußte und einstellte.

Ein deutsches Nationaljournal, wie man es erhoffte, war also der Merkur, trotz seiner unleugbaren Verdienste, noch nicht; die Lücken waren zu groß. Auch erschien Wielands ganze Persönlichkeit nicht dazu geeignet, ein deutsches Journal im Sinne des jungen Geschlechts zu leiten.

Es war aber nicht erst die Schar des Sturmes und Dranges, die zur Gründung einer rein deutschen Zeitschrift drängte; schon früher hatten die Patrioten sehnend danach ausgeschaut. Bereits 1755 hatte Justus Möser im Blick auf die moralischen Wochenschriften in dem Aufsatz: „Ein neues Ziel für die deutschen Wochenschriften. Von einem Frauenzimmer" (Sämtliche Werke III, neue Ausgabe 1842, S. 90) betont: „Ich dächte aber doch, es müsse noch ein bequemer Mittel als die ewige Sittenlehre und Öconomie geben, um den Menschen zu unterrichten und zu bessern; besonders aber um demselben Feuer im Busen und eine mächtigere Seele zu geben. Ich kann mich hierüber nicht deutlicher ausdrücken, als wenn ich Sie auf das Exempel von England verweise, wo immer eine außerordentliche Menge von Seelenkraft in Bewegung ist, und Redner, Dichter und Schriftsteller nicht blos mit ihrer Begeisterung dem Staate zu Hilfe kommen, und, durch große Bewegungsgründe erhitzt, jede nützliche Wahrheit in ihr höchstes Licht setzen. Der geringste Mann macht hier das allgemeine Wohl zu seiner Privatangelegenheit. Alle Satiren, Commödien und Sittenlehren, ja oftmals auch die Predigten stehen mit dem Staatsgeschäfte in der genauesten Verbindung. Und dieses hohe Interesse ist es, was dort die menschlichen Kräfte spannt und sie ein höheres Ziel erreichen läßt, als Andre, die mit kaltem Blute und blos aus löblichen Bewegungsgründen schreiben." Allerdings bestanden seit 1774 zwei Zeitschriften, die ganz deutsch sein wollten. Aber die eine, Schubarts „Deutsche Chronik", litt wie der Merkur daran, daß nur einige Seiten des deutschen Geisteslebens betont wurden, und daß hier noch mehr als

dort der Herausgeber allein zu Wort kam. Die andere, Schlözers „Briefwechsel", wandte sich nur an die kleinen Kreise, die für alle Fragen des Staatslebens bereits interessiert waren. Eine dritte, das „Encyclopädische Journal", lenkte unter Dohms Leitung immer mehr in deutsche Bahnen ein, konnte sich aber nicht halten. Eine Zeitschrift, die allen Gebildeten dienen wollte und allen zu einem allgemeinen Austausch im deutschen Sinne offen stand und besonders die Leser auf dem politischen Gebiete weiter führte, fehlte.

Hier sollte nun das „Deutsche Museum" eintreten. Das Rundschreiben der beiden Herausgeber, Boie und Dohm, vom 12. September 1775, das den Plan entwickelte, ist leider verloren; sein Inhalt muß sich aber im wesentlichen gedeckt haben mit einem Briefe Boies an Merck, Göttingen, den 8. September 1775:

Izt will ich Ihnen von einem Projekte noch was sagen, das ich gemacht, und wodurch ich mich, wenn es durchgeht, ziemlich unabhängig zu erhalten hoffe. Sie kennen Herrn Dohm und sein encyclopädisches Journal. Es wäre recht gut geworden, wenn der Verleger im Stande gewesen wäre, es zu erhalten. Er hat es aufgeben müssen. Dohm und ich haben uns zu einem Journal vereinigt, das mit Anfang des kommenden Jahres herauskommen und falls uns nicht alle Aspekten und Aussichten trügen, sicher besser werden, und die Aufmerksamkeit des deutschen Patrioten verdienen wird. . . . . Es ist wie jenes der wissenschaftlichen Unterhaltung gewidmet; wir wollen, so gut wie möglich die Gegenstände der izigen Aufmerksamkeit zu fixiren suchen, immer aber am meisten auf das Rücksicht nehmen, was Deutschland näher angeht, und mit der Zeit es ganz zu einem deutschen Nationaljournal zu machen suchen. Ich hab in meinen Gedanken sehr stark auf Ihren Beistand gerechnet, mein liebster Herr Merk, und hoffe Sie wenigstens in eine Gesellschaft zu bringen, deren Sie sich nicht Ursache haben werden zu schämen. Poesie, Prosa, litterarisch, philosophisch, launisch, alles was Sie schreiben, wird gewiß unsre Sache seyn . . . . . Wir beklagten zusammen, daß man in Deutschland keine Gelegenheit hätte, einzelne Bogen zu schreiben, und sie gut ins Publikum zu bringen. Hier ist die Gelegenheit! Und auch ohne Namen, was zu sagen! Wenn Sie ohne Namen schreiben wollen, so können Sie darauf rechnen, daß nicht einmal Dohm ihn erfahren soll . . . . . Rezensiren wollen wir eigentlich nicht, aber wohl große Werke der Ausländer, die nicht ganz übersezt werden können und müssen, ausziehen, einzelne Stücke aus solchen übersezen, und bey Gelegenheit über einzelne Stücke was sagen. Ich habe und suche Korrespondenz in auswärtigen Ländern, und denke dadurch manche Nachricht bekannter zu machen, die uns angenehm oder nüzlich seyn kann. Wenn Sie auch nicht helfen wollen oder können, liebster Freund, so theilen Sie mir doch zuweilen aus Ihrer Korrespondenz was mit, und versagen mir Ihren Rath nicht. Die kleinere Gesellschaftliche Poesie bleibt den Almanachen, aber größere Stücke von jedem Ton und Manier werden mir immer willkommen seyn. . . . . .

Ziehen wir zu diesem ersten Plane noch den Vorbericht zum zweiten Jahrgang, der einen Rückblick auf das Jahr 1776 und einen Ausblick gibt, so stellt sich uns etwa folgendes Ziel Boies und Dohms dar: Das Museum sollte eine wissenschaftliche Unterhaltung anstreben im Anschluß an alles, was die Zeit bewegte. Beide Klassen von Lesern: die, die nur unterhalten, und die, die nur unterrichtet sein wollten, sollten hier Nahrung finden. Darum galt es, „von jedem Ingredienz die rechte Dosis zu treffen" und die Wissenschaftlichkeit in den gehörigen Grenzen zu halten, weshalb alles „zu Gelehrte" und besonders jede Rezension ausgeschlossen war. An deren Stelle wollte man „Betrachtungen und Untersuchungen der Kunst im allgemeinen ohne Hinsicht auf ein einzelnes Buch" (Bürger an Boie, 25. September 1775) bringen. Auf eine liberale Behandlung, auf eine Aufnahme verschiedener Meinungen durfte man bei beiden Herausgebern auf Grund ihrer früheren redaktionellen Tätigkeit rechnen. „Ich bin", so hatte Boie am 20. April 1775 an seine Schwester Erneſtine geschrieben, „und will von keiner Parthey in der Litteratur seyn. Von welcher Seite der Wind herwehe, sey er mir angenehm, wenn er ein wohlthätiger ist." Dohm aber gab seiner Überzeugung Ausdruck in einer Anmerkung im Oktoberheft 1777:

Wir freuen uns über diesen Anlaß unsre Unpartheylichkeit zu beweisen, und unserm Publikum zu erklären, daß das Museum gar nicht bestimmt sey, irgend einige Grundsäze oder Meynungen ausschliessend bekannt zu machen. Sicher würde man den Herausgebern sehr unrecht thun, wenn man ihnen alle Urtheile der Mitarbeiter als die ihrigen anrechnen wollte; vielmehr enthält das Museum schon viele, die den Herausgebern irrig scheinen. . . . . Das einzige, was man von den Herausgebern fodern kann, ist, daß sie keine Aufsäze einrücken, die das Beywort schädlich verdienen. Was heißt eine schädliche Schrift? Uns dünkt, es gibt nur zwey Klassen von Schriften, die diesen Namen verdienen, diejenigen, welche die Sitten angreifen, das Laster liebenswürdig und also falsch vorstellen, und diejenigen, welche allgemein als heilig angenommene und bey einem grossen Theil der Menschen moralisch wirkende Meynungen angreifen. Andre schädliche Schriften kennen wir nicht; und wir werden uns gewissenhaft hüten, das Museum durch keine derselben zu schänden. . . . . Ob des Verfassers Behauptungen richtig sind oder nicht? ging uns als Herausgeber nichts an, und unser Urtheil, als Leser, dürfte in die Frage, ob die Abhandlung aufzunehmen wäre? keinen Einfluß haben.

So erstrebten die Herausgeber „eine gewisse Biegsamkeit in fremde Denkarten, eine schnelle Versezung in mehrere Gesichtspunkte, und eine völlige Entäußerung der eigenen Lieblingswissenschaften und Ideen". Das eine allerdings stand von vornherein unverrückbar

fest, daß alles der „Ausbreitung des deutschen Geistes und Kenntniß und Verbindung wahrer Deutschen untereinander" dienen müsse. Darum wurden Übersetzungen aus neueren Sprachen fast ganz ausgeschlossen, darum erbat man aus allen Provinzen Deutschlands Nachricht „vom Zustande der Menschheit, der Sitten und Literatur", über alle Fortschritte in Gesetzgebung und Handel, über zunehmende Aufklärung und besonders über Politisches. „Der Nation eine mehr politische Stimmung zu geben", war das Hauptziel Dohms, seinem Volke ein Verständnis beizubringen für alle die wichtigen Ausblicke, die sich aus der Weiterentwicklung der Verfassung eines Landes und besonders aus dem Steigen und Sinken der Bevölkerung und des Volkswohlstandes ergeben. Es galt, „die Deutschen mit sich selbst bekannter und auf ihre eigenen Nationalangelegenheiten aufmerksamer zu machen". Darin lag die Bedeutung des neuen Planes und seine Berechtigung.

Gegenüber der Beschränkung des Merkurs auf die poetischen Interessen seines engsten Kreises gewahren wir im Museum ein Heranziehen verschiedenster Schriftsteller; gegenüber dem Programm, nur der Unterhaltung oder wie in Jacobis Iris gar nur der Unterhaltung der Damen zu dienen — hier dank Dohms Mitarbeit eine Würdigung aller Fragen, die die Zeit irgend bewegen konnten. Wandten sich die „Allgemeine Deutsche Bibliothek" und ihre Leipziger Schwester ebenso wie die verschiedenen Gelehrten Anzeigen nur an die Gelehrten, so suchte das Museum gerade in der Verbindung einer zugleich wissenschaftlich gründlichen und gemeinverständlichen Behandlung aller Fragen auch weitere Kreise für sie zu gewinnen. Dazu kam weiter, was Boie ja Merck gegenüber betonte, daß eine Zeitschrift, in der man einzelne Gedanken erörtern konnte, noch fehlte. Was Beutler in der Vorrede zu seinem „Allgemeinen Sachregister über die wichtigsten deutschen Zeit- und Wochenschriften" (1791) rühmt: „Endlich verdankt Welt und Nachwelt den Zeitschriften so manche vortrefliche wissenschaftliche Abhandlung, die wegen zu großer Partikularität der darin abgehandelten Materien wenig Käufer und also keine Verleger würde gefunden haben, folglich zum Nachteil der Wissenschaften ungedruckt würde geblieben sein," das darf sich besonders das Museum zum Lobe anrechnen. Andernteils galt es, wie die wissenschaftliche Forschung den Laien, so die Dichtung den Gelehrten nahe zu bringen und die, die für die Kleinigkeiten der Musenalmanache kein Interesse hatten, durch

größere wertvolle Beiträge auch über dies Gebiet des deutschen Geisteslebens auf dem laufenden zu erhalten. Was die damals eben entstehenden und von allen Seiten empfohlenen Lesegesellschaften für kleinere Kreise durch Anschaffung einer vielseitigen Bücherei zu erreichen suchten, das sollte das Museum für das große Publikum und besonders für die beträchtliche Anzahl derer durchführen, die fern von einem Kreise Gleichdenkender nur allzu leicht geistiger Verkümmerung anheimfielen. Seit dem Anfang der 70er Jahre predigte man zur Empfehlung der Lesezirkel immer lauter:

Eine wohlgestimte Harmonie vieler Beyträge und Absichten war allzeit die Grundlage zur rechten Menschenkultur und sie ist noch das feste Mittel, einen Zweck glücklich zu bearbeiten und von einzlen Bemühungen gemeinnützige Vortheile zu erhalten. (Zeit und Handbüchlein für Freunde der theologischen Lektüre aufs Jahr 1775, Bayreuth, S. 15.)

und

Eine solche Anstalt .... hebt auch die oft beklagten Widersprüche auf, welche das geistliche Amt und das Hauswesen auf dem Lande sich manchmaln einander zu machen pflegen. (Ebenda S. 17.)

Das gilt nicht nur für das geistliche Amt und rechtfertigt glänzend den Plan des Deutschen Museums. Indem die neue Zeitschrift aber zugleich Süd- und Norddeutschland zu Worte kommen lassen und von allen Seiten Notizen und Angaben heranziehen wollte, mußte sie wie kein anderes Organ der damaligen Zeit dazu beitragen, das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Deutschen zu stärken oder vielmehr überhaupt erst zu wecken.

Die einzelnen Beiträge des Deutschen Museums lassen sich etwa unter folgende Gruppen bringen:

1. Schöne Literatur.
2. Kritische Erörterungen und Berichterstattung über bedeutende Personen oder Erscheinungen der Zeit.
3. Biographisches über Zeitgenossen.
4. Ästhetische Untersuchungen.
5. Berichte über die Wirkung der deutschen Literatur auf das Ausland.
6. Ältere deutsche Literatur (Wiederabdrücke, Übersetzungen und Aufsätze).
7. Deutsche Sprache.
8. Bildende Kunst, Archäologie.
9. Musik und Musiker.
10. Briefe über bedeutende Erscheinungen auf dem Theater.

11. Philosophie (einschließlich Philologie und Pädagogik) und Theologie.
12. Politisches, Statistisches, Soziales.
13. Juristisches.
14. Verwaltungs-, insbesondere Schulfragen.
15. Militärisches.
16. Geschichte.
17. Länder- und Völkerkunde; Reiseberichte.
18. Naturwissenschaften.
19. Medizin.

Daneben noch mancherlei gemeinnützige Aufsätze und außerdem Beilagen, teils Bilder, teils Tabellen, teils Kompositionen.

Der Plan des Museums war mit Absicht weitherzig gefaßt worden, um wirklich allen Strömungen der Zeit gerecht werden zu können. Er ließ allen Mitarbeitern einen weiten Spielraum, ließ ihn aber auch den Redakteuren. Hier zeigte sich nun bald, daß beide doch von ganz verschiedenen Grundanschauungen ausgingen. Wenn wir die brieflichen Äußerungen der Herausgeber über die einzelnen Monate vergleichen, so finden wir beide einig im Streben nach einer großen Mannigfaltigkeit. Aber sonst gehen die Urteile sehr auseinander. Wenn wir bei Dohm anzuerkennen haben, daß er für die vielen Gebiete des Museums gleicherweise Verständnis zeigte und seine Spezialsachen nie in den Vordergrund zu drängen suchte, legte Boie trotz allem den Hauptwert auf die Unterhaltung. Boie ist eben ausschließlich von schöngeistigen Interessen beseelt. Auf dem Gebiete der schönen Literatur fühlte er sich zu Hause und konnte er sich ein eigenes Urteil zutrauen. Zu allen anderen Fragen seiner Zeit aber hat er nie scharf Stellung genommen und es selbst den Freunden gegenüber vermieden, seiner Überzeugung Ausdruck zu geben. Das liegt in seinem Mangel an einer ausgeprägten Persönlichkeit begründet. Ein meisterhafter Zuhörer und ein idealer Leser in literarischen Dingen ist er gewesen, und nicht umsonst vergleicht ihn Richard M. Meyer (Goethe II, S. 627, 4. Aufl.) mit Körner. Aber dieser hatte auch als Mensch viel einzusetzen und konnte viel geben, und das konnte Boie anscheinend nicht. Man kam zu gut mit ihm aus, um ihm innerlich nahezukommen, da er aus Furcht vor Konflikten eine tiefere Aussprache vermied. Darum trieb er auch in seiner Zeitschrift die Unparteilichkeit bis an die Grenze. Wohl war es recht, daß er sein Museum nicht einseitig werden ließ,

aber trotzdem hätte die Persönlichkeit des Herausgebers durchblicken und dem Journal eine gewisse Richtung geben dürfen. Man hat allerdings öfter den Eindruck, als neige sich Boie Schlossers höherem Christentum zu, und es ist auffällig, daß daneben Lavater, Fritz Jacobi und Fritz Stolberg immer wieder erscheinen, sie alle, die da meinten, „aus der Tiefe des Gefühls heraus die großen Fragen der Menschheit mit einem Schlage lösen zu können". (Witkowski, Cornelia, die Schwester Goethes, S. 86.) Aber ob es wirklich einer tieferen Überzeugung Boies entsprang, ist mir nicht sicher. Vielleicht war die vermittelnde, oft unklare Art eines Schlosser, der ebenso die Orthodoxie wie die Berliner Aufklärung verwarf, Boie gerade deshalb so lieb, weil sie ihn schützte, selbst Farbe zu bekennen. Und wie er auf diesem Gebiete keine feste Stellung hatte, so ging er fernerliegenden Fragen geradezu aus dem Wege. Für die politischen Interessen Dohms fand er erst spät Verständnis, ohne sie jemals zu teilen. Seinem Museum aber wünschte er alles fernzuhalten, was Konflikte hervorrufen konnte. So drängte er immer auf das Betonen der Unterhaltung hin, und gerade die Zeitfragen, deren Pflege den Wert des Museums ausmacht, suchte er stets zurückzuhalten. Sie in den ersten Jahren trotz Boies Widerstand immer wieder zur Geltung gebracht und damit dem Museum die entscheidende Richtung gegeben zu haben, aus der Boie dann nicht mehr herauskonnte, ist das große Verdienst Dohms. Er erkannte, daß auf allen den Gebieten, die in den Plan des Museums einbezogen waren, ein reges Leben zu einer Aussprache drängte, daß das Museum also bei strenger Durchführung dieses Planes von dem Bedürfnis seiner Zeit getragen sei.

In der Dichtung rangen die Stürmer und Dränger noch mit der älteren Generation um die Herrschaft und suchten jede Gelegenheit zur Aussprache, um die breiten Massen mit sich fortzureißen. Aber das Interesse an deutscher Poesie, durch diesen Streit geschärft, beschränkte sich nicht mehr nur auf die Früchte der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit Das Geschlecht, das an allem Ursprünglichen und Volkstümlichen seine Freude hatte, mußte mit Begeisterung nach den Schätzen der älteren deutschen Dichtung suchen, für die Bodmer und die Schweizer seit etwa 20 Jahren, doch lange ohne größeren Erfolg, Verständnis zu wecken gesucht hatten. Nun wuchs von Tag zu Tag die Schar derer, die nach Altem gruben und ihm auch weitere Kreise zu gewinnen bestrebt waren. Hand in Hand damit ging die

Beschäftigung mit der Muttersprache selbst, und auch diese Tätigkeit wurde von dem neuerwachten Sinn für das Volksmäßige getragen.

Weniger Leben zetgte sich auf dem Gebiete der Kunst. Wohl war die Musik im Aufsteigen, und besonders die volkstümliche Komposition fand tüchtige Vertreter und viele Verehrer, aber die Großen des Oratoriums waren noch nicht durchgedrungen und ebensowenig die großen Österreicher. Das Theater litt noch immer an dem Mangel bedeutender stehender Bühnen und konnte nur in Einzelerscheinungen wirken. Für die bildende Kunst war zwar durch die Gunst einer Reihe von Herrschern eine bessere Zeit herangekommen. Der Pfälzer Kurfürst und der Hessen-Kasseler wetteiferten in der Gründung von Akademien (Mannheim, Kassel) mit Sachsen (Dresden, Leipzig, Meißen) und ebenso in der Schaffung von Galerien und Sammlungen; Winckelmann hatte die Blicke der Gebildeten auf die Antike gelenkt, Lessing sich ihrer angenommen. Aber eine größere Wirkung hatte die bildende Kunst damals noch nicht, das Kunstinteresse jener Zeit beschränkte sich im wesentlichen auf die Literatur.

Ganz anders in der Philosophie: Hier herrscht überall der Trieb weithin zu wirken. Auf der einen Seite steht die Philosophie der Aufklärung. Noch sind die alten Systeme in Geltung, noch hat Kant nicht das entscheidende Wort gesprochen. „Der Mensch als Einzelner und was sich unmittelbar auf sein Glück bezieht, — die Beschaffenheit seines Inneren, seine Pflichten, die Unsterblichkeit der Seele, das Dasein Gottes — wird der ausschließliche Gegenstand des Nachdenkens;“ neben Moral und Religionslehre wird die Psychologie zum Lieblingsfelde erkoren. „Mit der Verengung des Inhalts geht eine Veränderung der Darstellungsform Hand in Hand. Da man sich an alle Gebildeten wendet, macht man sich Verständlichkeit und Gefälligkeit zur obersten Pflicht; der Stil wird leicht und flüssig, die Behandlungsweise gewandt, oft oberflächlich. Dies gilt nicht nur für die eigentlichen Popularphilosophen — welche nach Windelbands treffender Bemerkung nicht die Wahrheit suchen, sondern sie zu besitzen glauben und nur verbreiten wollen, nicht darauf ausgehen, die Forschung zu fördern, sondern nur, das Publikum zu belehren —, sondern bis zu einem gewissen Grade auch für diejenigen, welche sich bewußt sind, im Dienste der Wissenschaft zu arbeiten.“ (Falckenberg, Geschichte der neueren Philosophie, S. 260 ff.) Auf der anderen Seite kämpfen die Glaubensphilosophen

und „Schwärmer", die wieder dem hintangesetzten Gemütsleben neue Kraft zuführen wollen, die gegenüber all dem Niederreißen der Aufklärer treu an dem Wunderbaren hangen und gerade aus diesem Gegensatz immer stärker in eine Verehrung alles Geheimnisvollen hineinkommen.

So wird auch die Theologie mit in die Bewegung hineingezogen. Allerorten beschäftigt man sich mit ihren Fragen, die Deisten und Freimaurer und die Orthodoxen kämpfen um die Herrschaft, selbst im katholischen Süden regt sich der Geist der Neuerung (1776 wird der Illuminatenorden gegründet); schon ist auch das erste Fragment des Wolfenbütteler Ungenannten erschienen. Überall Kampf, überall das Streben, sich die breiteren Massen zu gewinnen — überall also das Drängen zu einer Aussprache in den Zeitschriften.

Besonders aber lenkte die Politik die Augen auf sich. Gerade Göttingen, anfänglich der Wohnsitz der beiden Herausgeber, war ja die wichtigste Pflegstätte für Geschichte und Staatswissenschaften geworden; hier lehrte ein Gatterer, ein Schlözer, ein Pütter, hier pflegte man auch die wissenschaftliche Statistik. Aber man hatte hier auch erkannt, daß die Zeit noch kein Urteil über das Staatsleben hatte. Man mußte erst das Selbstbewußtsein des so lange von allen öffentlichen Fragen ferngehaltenen Mittelstandes wecken und ihm zeigen, wie auf seiner Tätigkeit der Staat beruhe, wie auch die kleinen Fortschritte in Handel und Gewerbe von Wichtigkeit seien. Und dann galt es damals, den kosmopolitisch denkenden Deutschen seinem eigenen Volke zu gewinnen, ihm die Fortschritte seines Vaterlandes vor Augen zu führen, damit sein neu zu erweckendes politisches Denken zugleich ein nationales werde. Was Justus Möser und Thomas Abbt vertreten hatten, galt es aufzunehmen, was die Göttinger Wissenschaft in ernster Arbeit errungen, galt es zu verbreiten. Eine öffentliche Meinung, die es fast nur für die nächste Umgebung gab, mußte für das ganze Reich geschaffen werden. Der Anhaltspunkte waren es genug. Mochte auch das Deutsche Reich verachtet sein, und mochte die Klage über das gefährliche Monstrum, wie sie schon Pufendorf (Monzambano) angestimmt hatte, nicht mehr verklingen, mochte der Gegensatz zwischen Österreich und Preußen den Patrioten schmerzen und die Ohnmacht der kleinen Staaten und Städte, die Verderbtheit und Willkür ihres Regiments mit schweren Sorgen erfüllen, es gab doch Lichtpunkte. Da war einmal die Gestalt Friedrichs des Großen, die zum ersten Male in

allen deutschen Landen eine helle Begeisterung erweckt hatte und die Deutschen ihrer Stammesverwandtschaft mit einem solchen Manne stolz bewußt werden ließ. Da zeigte sich ferner in den größten deutschen Staaten ein unleugbarer, gewaltiger Fortschritt. Mit Ernst entfaltete Friedrich eine zielbewußte merkantilistische Wirtschaftspolitik und hob auch die anderen Stände seines Landes, und gerade in jener Zeit gab er in den neugewonnenen polnischen Gegenden das Beispiel einer großen nationalen Ansiedelungspolitik. Mit ihm wetteiferte Österreich in einem starken Merkantilismus, aber auch in Reformen auf anderen Gebieten. Gerade die Jahre von 1775 an brachten einschneidende Änderungen und Besserungen im Besitzwesen und in den Grundherrenrechten, auch begann Maria Theresia damals eine planmäßige Ansiedelung Deutscher in ihren Ländern. 1774 hatte sogar die veränderte Anschauung zum Verbot aller Gewaltanwendung gegen Evangelische geführt; man kannte jetzt den Wert einer gewerbfleißigen Bevölkerung. Ebenso strebten manche der kleineren Staaten nach Kräften die Hebung von Handel und Industrie an. Auf der anderen Seite machte damals gerade Baden, das die Schäden, die der Merkantilismus dem Bauernstande schlug, erkannte, lehrreiche Versuche mit Le Quesnays physiokratischem System. Alle diese Bemühungen hatten auch bereits Früchte getragen. Die Bevölkerung war in erfreulicher Zunahme begriffen, die regere Gewerbtätigkeit und das Schaffen neuer Industrien hatten den Handel gestärkt, so daß er sich von der unbedingten Abhängigkeit vom ausländischen Markte befreien konnte, die größeren Staaten hatten bereits eine annähernd günstige Handelsbilanz aufzuweisen. Immer weiter streckte der deutsche Kaufmann, gestützt auf die Erfahrungen der österreichischen Konsuln und preußischen Geschäftsträger, seine Fühler aus. Daher galt es aber auch die äußere Politik zu verfolgen und ihre Wandlungen zu benutzen. Ganz neue Aussichten eröffnete im Jahre 1775 der Krieg Amerikas mit dem englischen Mutterlande. Gelang den Amerikanern sich loszureißen, dann war ein ungeheueres Gebiet auch für den deutschen Kaufmann gewonnen, dann konnte er zum erstenmal direkt in den Welthandel eintreten. Allein man mußte es in Deutschland erst lernen, so weit zu denken und zu berechnen.

Auf sozialem Gebiete war ebenfalls manch erfreulicher Fortschritt zu verzeichnen. In Mecklenburg und Hannover waren die Bauern bereits vom Frondienste erlöst, in Österreich wurde seit 1775

in eifriger Arbeit die Befreiung des Bauernstandes vorbereitet; auch in Preußen ging es in mancher Beziehung vorwärts. Aber trotz allem zeigte sich gerade auf sozialem Gebiete noch am stärksten die Auffassung, daß der Staat das persönliche Eigentum des Fürsten von Gottes Gnaden sei. In Hessen und Württemberg verkauften die Landesherren ihre Soldaten nach Amerika, in der Pfalz drückte man die Protestanten. Hier waren also die Gegensätze noch am schärfsten und mußte das Eingreifen der öffentlichen Kritik am notwendigsten erscheinen; gerade hier ward sie freilich auch am meisten durch die Zensur verhindert.

Währenddessen führte man in der Rechtswissenschaft einen Kampf um die Grundauffassung des Rechts. Das Naturrecht rang sich durch und beschäftigte in seinen Konsequenzen auch weitere Kreise. Die einzelnen Staaten gingen eben daran, ein einheitliches Landrecht zu schaffen, während das allgemeine Rechtsbewußtsein sich immer wieder gegen die Verwahrlosung des Reichskammergerichts empörte, der keine Revision abhelfen konnte.

Von den Verwaltungsfragen erregten besonders zwei allgemeineres Interesse: Nutzen oder Schaden des Lottos, mit dessen Einführung Friedrich und Maria Theresia vorangegangen waren, vor allem aber die Schulreform. Theoretische Erörterung und praktisches Beispiel gingen hier Hand in Hand. In der Frage der Erziehung von Kindern höherer Stände war seit dem Erscheinen von Basedows „Vorstellung an Menschenfreunde" (1768) alles in lebhafter Bewegung. Ziegler vergleicht die Wirkung dieses Aufrufs mit der von Luthers Sendschreiben an den deutschen Adel; man fühlte überall: das Alte war überlebt. Dann hatte Basedow sein Methodenbuch herausgegeben, und nun versuchte er seit 1774 im Dessauer Philanthropin seine Pläne durchzuführen. Bereits 1775 entstand das zweite Philanthropin in Marschlins in Graubünden; überall war man gespannt, von den Resultaten zu hören, und erörterte eingehend die Möglichkeiten einer Besserung. Daher verfolgte man auch mit großem Interesse das Experiment, das Karl Eugen mit der Militärakademie anstellte. Zu gleicher Zeit vollzog sich im Volksschulwesen ein gewaltiger Umschwung; hier war ja eine Änderung am allernötigsten. Seit 1771 stand in Preußen der Freiherr v. Zedlitz an der Spitze des Unterrichtswesens und versuchte in den Grenzen des Möglichen zu bessern; schon arbeitete E. v. Rochow an seinem „Bauernfreund" (Kinderfreund) und konnte bereits mit

seinen praktischen Erfolgen die Richtschnur für ganz Preußen geben. Österreich hatte 1774 des edlen Felbigers Schulordnung eingeführt, Badens Schulen zeichneten sich bereits aus, Lehrerseminare entstanden, und der ganze Stand hob sich. Aber es waren erst die Anfänge einer neuen Zeit, weite Gegenden des Reiches waren noch im tiefsten Dunkel, Grund genug, Erfahrungen und Probleme auszutauschen. —

Wir konnten nur einen kurzen Überblick über die wichtigsten Fragen geben. Aber schon hieraus wird sich klar erkennen lassen, daß eine Zeitschrift, die sie alle umfassen und die besonders jedem einzelnen Gelegenheit geben wollte, zu ihnen Stellung zu nehmen, eine große Wirkung üben konnte.

2. Aufstieg (1776 bis 1778, Juli).

Das Museum während der gemeinsamen Herausgabe durch Dohm und Boie.

Das Museum zeigt von vornherein einen grundsätzlichen Unterschied vom Merkur. Wir finden keine einzige stehende Rubrik, keinen ständigen Mitarbeiter. Aus der ganzen Aufgabe des Museums ergab es sich, daß es als ein wahres Schallhorn sämtlicher Zeitbewegungen Stimmen von allen Seiten hören lassen sollte und darum von vornherein ständige Berichterstattung ausschloß, da diese ja immer eine bestimmte Richtung festlegt. Das war ein großer Vorzug gegenüber dem Merkur, war aber auch ein Nachteil; denn von vornherein war dadurch der ruhige Fortgang des Museums in Frage gestellt. Schon die Hefte des ersten Jahrganges haben ein recht verschiedenes Aussehen, in manchen überwiegt das Wissenschaftliche, in anderen wieder das Unterhaltende. Auch der Wert der einzelnen Hefte ist verschieden, je nachdem mehr oder minder günstiges Material zur Verfügung stand. Infolge des Mangels an festen Mitarbeitern ergab sich für die Zeitschrift ein Leben aus der Hand in den Mund, trotz aller Versuche, möglichst einheitliche Hefte zu schaffen.

Wir werden uns im folgenden nur damit zu beschäftigen haben, wie sich das Museum wirklich darstellte, ohne Rücksicht auf die

Entstehungsgeschichte der einzelnen Hefte und Beiträge. Selbst die Frage, wieviel an dem einzelnen Hefte Dohms und wieviel Boies Anteil sei, wird außer acht gelassen werden müssen, weil eine geplante Abgrenzung dieser Gebiete durch die persönlichen Beziehungen der beiden Herausgeber immer wieder durchbrochen wurde. Nehmen wir also die ersten Jahrgänge des Museums als Ganzes und fragen wir, wie weit es gelang, den ursprünglichen Plan durchzuführen.

Gleich der Inhalt des ersten „Stückes" ließ die verschiedenen Ziele klar erkennen:

1. Homers fünfte Rhapsodie von Herrn Amtmann Bürger.
   (Mit genialischer Vorrede.)
2. Ueber das moralische Gefühl, oder Beantwortung der Fragen: Giebt es ein moralisches Gefühl? Wie fern hat es der Mensch von Natur? Was sind seine eigentlichen Gründe? Und was hat es also für einen Werth in Ansehung der Erkenntniß und Empfehlung der Pflichten? .... Von J. G. H. Feder.
3. Schreiben an Herrn Matthias Claudius in Hamburg von Friedr. Leop. Graf zu Stolberg.
   (Das besonders die Eindrücke schildert, die die beiden Stolbergs auf ihrer Reise 1775 von Lavater erhalten haben.)
4. Herrn Dohms Geschichte des fünften Welttheils im Kleinen.
   (Für Deutschland der erste Versuch einer quellenmäßigen Darstellung über Australien.)
5. Fingals Höle. Mit einem Kupferstich.
   (Ein interessantes Beispiel von Basaltbildung.)
6. Win[c]kelmanns Briefe an Herrn Hofrath Heyne; 1—3.
   (Aus den Jahren 1764 und 1765, mit einem Bericht über seine eigene Stellung in Rom, den Fortgang seines Werkes, und einer Fülle interessanter Notizen über neue Funde, Forschungen und Zeitgenossen.)
7. Brief aus England an Herrn Hofrath Kästner.
   (Darin Mitteilungen über das neuerbaute Oxforder Observatorium und über einen mündlichen Reisebericht des älteren Forster, des Teilnehmers an Cooks Weltreise.)
8. Förmer und Störmer, oder die Reformatoren, ein Nachtstück.
   (Eine Betrachtung über den Schaden allzu stürmischer Neuerungen.)
9. Aus einem Briefe (der über die freiheitlichen Anschauungen der russischen Kaiserin Aufschluß gibt).
10. Anzeige (über Forsters und Cooks Reisebeschreibung).

Aufklärung und Unterhaltung geeint; einer der Vertreter der neuen Zeit und daneben eine Stimme, die vor Überstürzung warnt; ein Prediger der Moralphilosophie mit seiner ganzen Breite und daneben das begeisterte Lob Lavaters; eine stark belehrende historisch-geographische Abhandlung, aber auch Mitteilungen über die neusten

Ergebnisse von Forschung und Forschungsreisen, und schließlich, halb gelehrt, halb unterhaltend, manches aus dem Leben der führenden Geister der Zeit. — Derart ging es nun weiter.

Fast ausschließlich unter dem Zeichen der neuen Bewegung, die durch die Literatur ging, standen die poetischen Beiträge, die die Stärke und Schwäche der einzelnen Dichter klar erkennen ließen. Gleich für die Charakteristik Bürgers, der am häufigsten erschien, gab es manchen Aufschluß. Neben seiner stolz einherschreitenden jambischen Iliasübersetzung fand man das künstlich zuversichtliche Gedicht an Fritz Stolberg, durch dessen Homerübersetzung sich Bürger herausgefordert fühlen mußte. Als weitere Antwort an Stolberg folgte dann die hexametrische Wiedergabe der Didoepisode nach dem Vergil, wobei Bürger aber seine Anonymität ängstlich zu wahren suchte. Sofort neben dem „Hund aus der Pfennigschenke" mit seiner poesielosen Moral stand die tiefe Ballade „Schön Suschen" und dann das grausige „Lenardo und Blandine", das freilich selbst Boie für Bürgers Meisterstück und für die „erste Perle in des Museums Krone" hielt, während es doch nur den mißlungenen Versuch darstellte, „Lenore" zu überbieten.

Aus dem Göttinger Kreise traten noch die beiden Stolbergs auf: Christian gleich zu Anfang mit seiner Ballade „Elise von Mansfeld", an der trotz ihrer Ungleichmäßigkeit selbst Bürger viele herrliche, balladische Strophen rühmte; sein jüngerer Bruder mit Versuchen auf verschiedenen Gebieten. Als Übersetzer führte er sich durch eine Probe aus seiner Ilias und durch die Wiedergabe von Orpheus und Eurydice ein. Seine Übung im Bau deutscher Hexameter bewies ferner ein „größeres beschreibendes und erzählendes Gedicht" (Hellebeck). Als Lyriker aber betätigte sich der jüngere Stolberg, indem er das herrliche Lied „An die Natur" mit Hillers Musik und später einen glühenden Dithyrambus „Über die Fülle des Herzens" veröffentlichte.

Lyrisches war sonst selten. Neben Schönborns allzu begeistertem Gesang an Claudius, den Bürger mit drastischem Ausdruck als einen wahren Veitstanz bezeichnete (an Boie, 29. September 1777) erschien Goethes „Seefahrt", dessen Schönheit man nicht verstand (Bürger an Boie, 29. September; 11. Oktober 1777). Dann trat die Lyrik immer mehr in den Hintergrund, bis schließlich Blum mit seinen Gelegenheitsgedichten Einzug hielt.

Von Klinger fand man im März 1776 „Pyrrhus Leben und

Tod", zwei Szenen dramatisierter Geschichte, „Kraftmenschen in antikem Kostüm", die aber für den Dichter einnehmen mußten, während zwei allzu kurze Szenen und eine Skizze, die Leisewitz anonym (M) bot, keinerlei Eindruck zu machen vermochten. Bezeichnend für ihren Verfasser waren wieder die Gaben Lenzens. Zwar war Boie begeistert über „Zerbin oder die neuere Philosophie", das ihm als „ein Stück voll wahrer und inniger Menschenkenntnis, obgleich nach seiner Art sonderbar," erschien (an Bürger, 18. März 1776); aber es war noch mild, wenn Bürger nur aussetzte, Lenz sei „gar zu oft räsonierend und deklamatorisch". (21. März.) Auch eine Epistel an Wieland war schwülstig. Im Folgejahre gab Lenz dann neben einem kurzen Fragment „Die Höllenrichter" seinen „Landprediger", eine der letzten Früchte seiner Muse mit dem Versuch, Schlossers Tätigkeit als vorbildlich hinzustellen. Ganz eigentümlich wirkten als katholische Gegenstücke zu Lenz Sprickmanns kurze Szenen und Skizzen. Sie ergriffen durch ihre Leidenschaft und ihren grausigen Realismus, aber ihr Verfasser hatte sich bald ausgeschrieben. Mochte er selbst sich aus dem Bannkreise seiner schweren Kämpfe nur selten herausfinden, das Publikum verlangte mehr als immer wieder Ausbrüche des Gefühls oder die schaurigen Töne unglücklicher oder betrogener Liebe, mehr als eine ständige Wiederholung des Jammers, den Wagners „Kindermörderin" soeben anschaulich dargestellt hatte. Auch ließ die Form seiner Beiträge alles Maß vermissen. (Bürger an Boie, 23. Januar 1777.) Noch weniger bot der Münsterer Bucholz, der es nie über kurz hingeworfene, schwärmerisch dunkle Fragmente hinausbrachte und dabei manchmal stark an Sprickmann anklang. Über beide urteilte Bürger treffend: „Die Leute wollen oft zu stark rühren und rühren darüber gar nicht" (an Boie, 16. Februar 1778). Viel mehr zu geben hatte A. G. Meißner, der neben ihnen seit dem Juli 1777 immer häufiger erschien. Er zeigte sich schon hier als Meister der Skizze; es war eine Fülle des Wissens und der Einfälle, die hier ihren Ausdruck fand, und seine Szenen aus verschiedenen Jahrhunderten verrieten eine lebendige, wenn auch romanhafte Auffassung der Geschichte. Dazwischen standen nun die harmlosen Gedichtchen Sturzens mit ihrer liebenswürdigen Pointe und ihrer Satire auf alles Undeutsche und mit der guten, alten Minnepoesie. Außer Eschenburgs dramatischem Gedicht „Scipio" und einem mißglückten Versuch eines neuen deutschen Heldengedichts war noch David Christoph Seybolds prächtige „Letzte

Predigt des Mag. Sebaldus Nothanker" „Wider den Garten- und Felddiebstahl" zu verzeichnen. (Vgl. Schwinger, Nicolais Seb. Nothanker, S. 243.) Als Übersetzer aber erschienen außer Bürger und Stolberg Fr. Gedike und J. H. Voß. Beide wollten den Gelehrten und den Laien dienen; während dies aber Gedike gelang, verstieg sich Voß sowohl bei einem Chor des Pindar wie bei einer Probe aus dem 9. Buche seiner Odyssee zu rein kritischen Anmerkungen und Auseinandersetzungen.

Überblicken wir alle poetischen Beiträge dieser 31 Monate als Ganzes, so müssen wir feststellen, daß das Jahr 1776 besonders reich an Trefflichem war, daß dann aber die Zahl zunahm, der Wert jedoch nachließ. Immer mehr traten die kleinen Skizzen und kleinere Gedichte in den Vordergrund.

Die kritischen Betrachtungen im Museum sollten weniger Einzelerscheinungen ins Auge fassen als für alles das Verständnis erwecken, was die Entwicklung des deutschen Geisteslebens entscheidend beeinflußte. Darum richtete sich der Blick von vornherein über die Grenzen des Vaterlandes hinaus nach Frankreich und England, von denen man immer noch viel Anregung empfing, und nach Holland, das seinerseits wieder für die deutschen Geistesprodukte reichen Absatz bot und in der Auswahl dessen, was es übernahm, zugleich einen Wertmesser zu geben schien. So führen uns gleich die Artikel des ersten Museumsjahrganges in alle drei Länder. Wie man Voltaire als Mensch und Schriftsteller gewürdigt und besonders seine Alterstätigkeit scharf beleuchtet fand, so verfolgten eine Reihe von Briefen, was sich in England an Fortschritten in Wissenschaft und Dichtung zeigte, während andere betonten, wie in Holland die herrschende Bigotterie einen vollen Aufschwung verhinderte. Weiter noch spannte seinen Rahmen ein von Boie aus einem seltenen Einzeldrucke übersetzter Brief des berühmten Wiener Operndichters Pietro Metastasio (Boie an Bürger, 26. November 1776), der gegenüber der allgemeinen Überschätzung Ariosts versuchte, Tasso gerecht zu werden.

Verschiedene Strömungen, die sich in Deutschland gefährlich geltend machten, fanden in Sprickmann, Leisewitz und J. G. Schlosser scharfe Beurteiler. Wie Leisewitz sich in seiner bitteren „Rede eines Gelehrten an eine Gesellschaft Gelehrter" gegen den gelehrten Hochmut wandte, so griff Sprickmann in einer Betrachtung über „Das Nachahmen im allgemeinen und das Göthisieren im besonderen" alle

die an, die Goethes Spuren folgten, ohne ihm geistesverwandt zu sein. Er betonte gegenüber der Nachahmungssucht die innere Wahrheit. Darin fand er sich mit Schlosser zusammen, der in seinem anonymen Schreiben gegen Wielands Abderiten und in einem anderen Aufsatze vor der zunehmenden Empfindsamkeit und Eitelkeit warnte und zur Einfachheit und Zufriedenheit zurückrief. Von ganz anderem Standpunkte, aber aus derselben Grundanschauung heraus schrieb Bürger seine beiden Abschnitte „Aus Daniel Wunderlichs Buch“: „1. Von Eintheilung des Schauspiels“ und „2. Herzensausguß über Volkspoesie“, worin er ganz als ein Mann der neuen Richtung die Natur verteidigte und versuchte, den Begriff des Volksmäßigen festzustellen, und worin er besonders zu einer Sammlung der Volkslieder aufrief. Von allen Aufsätzen der ästhetisch-kritischen Richtung war dieser der bedeutendste; er forderte aber in seiner starken Mischung von Wahrem und Falschem, Gutem und Unberechtigtem am meisten zur Kritik heraus. Er und Schlossers Beiträge waren der bezeichnendste Ausdruck der verschiedenen Bestrebungen, die im jungen Geschlechte gärten.

Ähnliches verfocht der einzige allgemeiner gehaltene Aufsatz der folgenden Zeit. Der Göttinger Philosoph Michael Hißmann kam bei einer Untersuchung über das Wesen der dramatischen Poesie zu dem Schluß, der Hauptzweck des Theaters sei nicht, wie man so oft behauptete, die moralische Wirkung, sondern die Darstellung lebenswahrer Charaktere, die den Zuhörer zu fesseln vermöchten. Sonst traten in den Jahren 1777 und 1778 mehr Einzelerscheinungen in den Vordergrund. Wie 1776 Schubart über seine Augsburger Messiasdeklamation berichtet und F. Stolberg versucht hatte, Lavater nach allen Seiten gerecht zu werden, so erzählten nun verschiedene Briefe von den Zürichern, und eine Schilderung des Weimarer Treibens suchte das Urteil über Herder, Karl August und Goethe zu klären. Fand Stolbergs Homer an einem Anonymus einen begeisterten Lobredner, so bemühte sich Sturz in seinen „Beylagen zu Tellows Briefen an Elisa“, auf Grund einer siebenjährigen Bekanntschaft Klopstock ein Denkmal zu errichten. Derselbe bewies in einem Briefe über Herder als Prediger sein feines Verständnis, zeigte sich aber auch als Meister einer scharfen Kritik, indem er sich mit Ramlers lyrischer Blumenlese auseinandersetzte. Die Klagen verschiedener Anonymi über die Nichtbeachtung der deutschen Dichter durch die deutschen Fürsten und anderseits über die vielen

unberufenen Kritiker, fanden eine interessante Beleuchtung durch ein von Zimmermann übermitteltes Schreiben eines „Deutschen Staatsmannes und Gelehrten vom ersten Range", der meinte, „das, was man deutsche Literatur nenne, sei in unwürdigen Händen".

Auch zwei verstorbene Gelehrte kamen zum Wort. Ein Brief Meinharts an Gleim vom 8. Mai 1762 gab ein schönes Zeugnis von seinem Versenken in italienische und spanische Dichtung. Daneben erschienen Beiträge zu Thomas Abbts freundschaftlicher Korrespondenz, die aber keinen allgemeinen Wert beanspruchen konnten. Dasselbe gilt von einem manierierten Brief, den Claudius über das Studium der Wissenschaften schrieb, und von verschiedenen Aufsätzen Kästners und Ungenannter.

Wieder aber zog das Museum auch das Ausland in den Kreis seiner Betrachtung. Neben den Berichten über allgemein-wichtige englische Neuerscheinungen, die sich auch in den Folgejahren fortsetzten, erschien hier Sturzens Brief über Johnson und ein Aufsatz über Voltaires Altersdichtung und ihre Nachahmer. Besonderes Interesse mußte es aber in einer Zeit hoher Shakespeare-Begeisterung erregen, daß Eschenburg den großen Engländer gegen die „neuen voltairischen Schmähungen" in Schutz nahm. Hier fand man aus der Hand eines Sachverständigen eine Darstellung, die zur Charakteristik Voltaires wie zur Erkenntnis dessen, was den Franzosen das Verständnis Shakespeares erschweren mußte, viel Wertvolles bot.

Dieselben Briefe und Berichte, die sich mit den Erscheinungen der fremden Literaturen befaßten, konnten des öfteren auch von der Wirkung erzählen, die deutsche Schriftsteller und deutsche Wissenschaft aufs Ausland ausübten. Während dabei 1776 Schlosser einmal (anonym) an dem Beispiel von Nicolais „Sebaldus Nothanker" eingehend darlegte, wie weit die Eigenart der Holländer ein Verständnis der deutschen Literatur zuließ, fand in der Folgezeit Seybold Gelegenheit, nachzuweisen, wie sich der beliebte Berquin ungestraft mit den Früchten Geßners und Gerstenbergs schmücken konnte. Noch schärfer traf Sturz in seinem prächtigen „L'Après-dinée de Madame la Marquise de R." die moderne französische Gesellschaft, die sich mit einigen Schlagworten über den ganzen Wandel der deutschen Literatur hinwegsetzte.

Die ebengenannten Beiträge wußten auch über das rein Persönliche hinauszuheben, das sich sonst leider in vielen Briefen recht breit machte. Noch mußte ja die Zeitschrift die Zeitung ersetzen

und kam daher über den persönlichen Neuigkeiten seltener zu einer Behandlung vom höheren Standpunkt. Immerhin wurde auch in den Briefen viel Interessantes und manch Anregendes geboten.

Für die ältere deutsche Literatur fand Boie gleich zu Anfang in Eschenburg, Dr. Anton und Kästner drei eifrige Mitarbeiter. Während Eschenburg die handschriftlichen Schätze der Wolfenbütteler Bibliothek zur Verfügung standen, teilte der Görlitzer Anton alte Drucke wortgetreu mit. Die sprachlichen Anmerkungen, die beide zur Erleichterung des Verständnisses hinzufügten, sollten zugleich dazu dienen, gute alte Wörter wieder zum Leben zu erwecken und für manchen Ausdruck die ursprüngliche Bedeutung festzulegen. Tiefer noch suchte Kästner anzuregen, indem er zwei Terenzübersetzungen von 1486 und 1539 zum Vergleich nebeneinanderstellte. Weiterhin machte er sogar den Versuch einer rein literarhistorischen Betrachtung über ein geistliches Schauspiel des 16. Jahrhunderts und seinen Dichter Jacob Brunner. Alles dies überragte dann Herders Aufsatz „Von Ähnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst, nebst Verschiedenem, das daraus folgt", der das Museum vom Jahre 1777 zierte. Obwohl er anonym erschien, mußte das begeisterte Eintreten für die deutschen Ritterlieder und nationale Dichtkunst, für Volksgesang und die alten Lieder aller Völker ergreifen und der Sammlung von Volksliedern, die Boie im Anschluß daran ankündigte, Freunde erwecken. Um so mehr verblaßte Klopstocks Abhandlung „Von der deutschen und griechischen Quantität", die der deutschen Dichtkunst neue Anregung bieten sollte, aber gegenüber Herders frischem Leben nur die graueste Theorie brachte.

Bereits im ersten Hefte des Museums konnte Boie seinen Lesern ein ganz besonderes Geschenk machen mit der Veröffentlichung mehrerer Schreiben Winckelmanns an Heyne. Nach und nach erschienen neunzehn meist vollständige Briefe, die vom 22. Dezember 1764 bis zum 30. März 1768, also bis etwa zwei Monate vor Winckelmanns Ermordung führten. Es war ein reiches Bild, das sich hier den Lesern des Museums bot. Leben und Arbeit, Erfolge und Hoffnungen, Träume und Enttäuschungen, alles, was den großen Mann während seines römischen Aufenthaltes bewegt hatte, lag hier klar vor Augen. Aber die Briefe führten noch tiefer und ließen jeden fühlen, daß Winckelmann auch in der Ferne den Zusammenhang mit der Heimat nicht verloren hatte. Es hat etwas

Ergreifendes, zu sehen, wie der Mann sich nach dem Vaterlande und nach den Klängen des alten Gerhardtschen: „Ich singe Dir mit Herz und Mund" sehnte, wie er treu an deutscher Art festhielt. Und es ist überaus schmerzlich, im letzten Briefe noch zu lesen, wie er sich den Aufenthalt in der Heimat ausmalte. Weiter aber mußten gerade die Leser des Museums mit Freuden erkennen, welche Achtung Winckelmann vor der deutschen Wissenschaft hatte, und daß er auch in Deutschland an manchem Orte das Erwachen antiken Geistes begrüßte. Während daneben Beiträge von Schlosser und Junker verblaßten, gemahnte am Ende des Jahres noch einmal H. P. Sturz, der ja selbst ein Maler war (Koch, H. P. Sturz), in seinem sorgfältig ausgefeilten „Fragment über die Schönheit" an Winckelmann und das Ideal der Antike. Die weiteren Hefte konnten sich nicht auf der Höhe des ersten Jahrganges halten. Was Casperson über die historischen Gemälde des älteren Tischbein zu sagen hatte, erschöpfte sich allzusehr in Aufzählungen und Seybolds Versuch, Hans Holbeins Grünstädter Herkunft zu beweisen, verlor sich in alten Akten. Glücklicher waren verschiedene Briefe über die Dresdener und Leipziger Künstler.

Obgleich die Erörterung musikalischer Fragen verschiedene Male versucht wurde, fanden sich doch keine befriedigenden Artikel. Nur eine von Eschenburg aus dem Italienischen übersetzte Würdigung des 1774 in Neapel verstorbenen Tonkünstlers Jomelli konnte Interesse erwecken, da der Gefeierte auch den Deutschen durch seinen Aufenthalt am Stuttgarter Hofe bekannt war. Um so bedeutender waren die Beiträge zur Kenntnis des Theaters, besonders dank Lichtenbergs Mitarbeit. Er bot 1776 in zwei Briefen eine treffliche Charakteristik der englischen Bühne, wobei er oft Gelegenheit zu interessanten Vergleichen mit den deutschen Verhältnissen fand. Die glänzende Schilderung Garricks, die den Höhepunkt jener Briefe bildete, und die Lichtenberg und andere im folgenden Jahre noch vertieften, wurde trefflich durch Sturz ergänzt, der denselben Künstler als Menschen zu würdigen versuchte. Auch die anderen bedeutenden Schauspieler Londons wie überhaupt das ganze Theaterwesen der englischen Hauptstadt, das für das deutsche in mancherlei Beziehung vorbildlich sein konnte, fanden in Lichtenberg einen geistvollen Beobachter. Daneben verschwanden kurze Nachrichten über Pariser und Dresdener Künstler.

Auf dem Gebiete der Moralphilosophie stellte gleich der erste

Jahrgang den Gegensatz zwischen den einzelnen Mitarbeitern fest. Da trat auf der einen Seite Feder mit seinen trockenen und breiten theoretischen Ausführungen über das moralische Gefühl auf, die von der wissenschaftlichen Entwicklung der Begriffe und der historischen Verfolgung des Problems nicht zur rechten Behandlung der praktischen Fragen durchdrangen. Daneben aber erschien J. G. Schlosser. In einer prächtigen Skizze einer Moral betonte er der rein spekulativen Verstandesmoral gegenüber die Einbildungskraft und das Gefühl, die erst Leben aus der Erkenntnis erstehen ließen, und predigte eine praktische Sittenlehre, die ihm untrennbar erschien von der christlichen. Dann beantwortete er eine Frage Wielands, „ob kaltblütige Philosophen und luzianische Geister gegen die Schwärmerei mehr Gutes als Böses stiften usw.", mit einer Verurteilung des rein negierenden und Empfehlung eines gütigen Spottes, trat dabei aber entschieden für die Schwärmer ein, die der Wahrheit näher ständen als ihre Gegner. In gleicher Weise urteilte er „Ueber die Toleranz": „Nichts darf intolerant sein, als die innere Wahrheit." Schließlich klagte er aus eigener schmerzlicher Erfahrung heraus in einer fabelartigen Ehestandsszene darüber, daß in seiner Zeit das Weib so oft durch Einimpfung allzu hoher Interessen dem Gatten entfremdet werde. Alle diese Beiträge Schlossers zeichneten sich dadurch aus, daß er immer den Blick auf die praktische Betätigung im Leben, auf die äußerste Heranbildung aller Kräfte des inneren Menschen richtete. Es war daher bedauerlich, daß er in der Folgezeit sich nur mit kleinen Skizzen beteiligte.

Während dann Feder erst 1778 in Mauvillon einen Nachfolger fand, dessen Briefe „Über das Ich" so uninteressant waren, daß sie abgebrochen werden mußten, suchten Sturz und Kleuker Schlossers Erbe anzutreten: der Oldenburger mit witzigen Gedanken über Glück und Ruhm und kleinen Skizzen, Herders Schüler mit einem Aufsatz über die Kenntnis des Herzens. Kleukers erneuerte Beantwortung der eben erwähnten Frage Wielands verlor sich allzusehr in die Breite.

Neben diesen einzelnen Beiträgen zog sich durch das Jahr 1777 eine ernstliche Debatte hin. Mauvillon versuchte, dem Sokrates gegen M. Mendelssohn doch einen wirklichen Genius zuzugestehen und zog nun daraus den Schluß, ein Wunder, wie es dieser Genius doch sei, könne nie die Wahrheit und Echtheit einer Religion beweisen. Sonst müsse man auf Grund der Geniuserscheinungen auch

den Glauben des Sokrates für echt erklären. Der Vergleich zwischen Christus und Sokrates war ja in der Aufklärungszeit beliebt, und besonders seit Joh. Aug. Eberhards „Neuer Apologie des Sokrates" (1772) wollte die Debatte darüber nicht verstummen. Inzwischen war aber in der Welt des Sturmes und Dranges das Wort „Genius" und „dämonisch" gern gebraucht worden; nannte doch Fr. Jacobi Goethe wegen der inneren Notwendigkeit seines Wesens einen „Besessenen". Auch hatte inzwischen Lessing die weiteren Fragmente, die Offenbarung betreffend, erscheinen lassen. Kein Wunder, daß aus der Reihe der Theologen der Zeit, die auch Lessing bekämpfen zu müssen glaubten, sich Leß erhob, um, gerade weil er ein aufgeklärter Theologe war, mit doppeltem Eifer zu beweisen, daß es unmöglich sei, den Vergleich zwischen dem Genius des Sokrates und Christi Wundern aufrechtzuerhalten. Er schloß mit einer ernsten Mißbilligung: solche Einwendungen, in deutscher Sprache veröffentlicht und noch dazu in einem Journal, das Religionsfragen nicht zu seinem Zweck habe, seien schädlich und müßten zur Verwerfung des Christentums führen. Wenn er gehofft hatte, die Gegner dadurch zum Schweigen zu bringen, so sah er sich freilich bitter getäuscht. Denn Mauvillon widerlegte seine Gründe mit gutem Geschick und verwahrte sich besonders gegen den Vorwurf der Schädlichkeit, indem er die Wahrheit als alleinige Richtschnur aufstellte und betonte, mit dem Beweis aus den Wundern falle noch keineswegs das Christentum an sich.

Im folgenden Jahre ergriff nun auch Schlosser das Wort zu dieser „ekelhaften Kontrovers" und suchte in einer ruhigen Auseinandersetzung zu beweisen, bei Sokrates handle es sich um eine besonders hohe Kraft der menschlichen Seele, die auch seine Zeitgenossen nicht als Wunder empfunden hätten, bei Christus um übermenschliche Kräfte, die zum Beweis der Offenbarung dienten. Schließlich erklärte sich noch positiver christlich Sextroh dahin, man könne an keinen Vergleich denken. Sokrates selbst würde sich vor Christi Wundern beugen. So klang der Streit ruhiger aus, als er begonnen hatte, wenn auch ein Anonymus aus diesen Zeichen der Zeit schlimme Schlüsse für die Zukunft zog. Noch einmal griff dann Garve die Neigung des Menschen zum Wunderbaren auf, um ganz unabhängig von dem Vorhergegangenen ihren Wert für einen Ewigkeitsglauben festzustellen.

Dadurch, daß es diese Auseinandersetzung über eine tiefbewegende

Frage vor einem breiteren Publikum ermöglichte, hatte sich das Museum ein unzweifelhaftes Verdienst erworben. Um so bedauerlicher war es, daß im Jahre 1778 eine andere Debatte durch Boies Schuld außerordentlich scharf und leider sogar persönlich wurde und zu berechtigten Vorwürfen gegen die Zeitschrift Anlaß gab.

Schon die Jahrgänge 1776 und 1777 hatten verschiedene Aussprachen über die Physiognomik gebracht. Während Eckard (?) nachzuweisen versuchte, daß nicht die Physiognomie durch die innere Anlage beeinflußt werde, sondern umgekehrt die Denk- und Empfindungsart des Menschen durch die Bildung und Ordnung der Muskeln bestimmt sei, hatte sich Lavater mit Kl(euker?) über den Wert von Aristoteles' Physiognomik und mit Sturz über die Grenzen der Physiognomik auseinandergesetzt.

Hatte hierbei jede Meinung zu Worte kommen können und es sich immer um sachliche Differenzen gehandelt, so duldete es Boie, daß im März 1778 eine (anonyme) Abhandlung Mendelssohns über die Harmonie zwischen Schönheit und Tugend durch einen leidenschaftlichen (anonymen) Einleitungsbrief Zimmermanns eine scharfe Spitze gegen Lichtenberg und Kästner und besonders gegen des ersteren Kleine Antiphysiognomik im „Göttingischen Taschenkalender für 1778" erhielt. Und nicht genug damit. Auch Lavaters ruhige, freundliche Anmerkungen zu Lichtenbergs Aufsatz, die im April erschienen, durfte sein Verleger Göbhard mit Ausfällen begleiten, die Lichtenberg persönlich beleidigen mußten und wollten. Wenn nun wenigstens Boie Lichtenbergs Verteidigung „An die Leser des deutschen Museums", wie sie im Hamburgischen Korrespondenten erschien, ruhig abgedruckt und die Unparteilichkeit gewahrt hätte, aber auch sie brachte er mit einer boshaften Einleitung Zimmermanns.

Andere Nebengebiete der Philosophie fanden nur wenig Behandlung. So vertrat 1777 Tiedemann die Psychologie mit einer Sammlung von Aphorismen über die Empfindnisse in Abbts Sinne und mit einer scharfsinnigen Abhandlung über den Glauben an die Seelenwanderung, den er psychologisch-historisch zu erklären versuchte. Im folgenden Jahre entspann sich zwischen Feder und Campe eine Diskussion über die Verwendung der Ehrbegierde bei der Erziehung, die anfangs wohl durchgeführt war und interessieren mußte, dann aber zu sehr in die Breite ging. Überhaupt zeigte sich immer wieder die Gefahr, daß die Mitarbeiter des Museums in ihrem

wissenschaftlichen Eifer vergaßen, daß sie für ein größeres Publikum schrieben. Besonders gilt dies von den Philologen.

Eine Übersetzung aus Platons Alcibiades und Gedikes Wiedergabe der Hymne des Stoikers Kleanth kann man noch gelten lassen, zumal da letztere den Zweck verfolgte, die alten Stoiker gegen den Vorwurf des Atheismus oder Pantheismus zu verteidigen und zu ihrer genaueren Kenntnis beizutragen. Aber Voß begleitete schon 1776 seine Übersetzung von Platons Verteidigung des Sokrates mit allzuviel rein philologischen Anmerkungen, worüber auch ein manierierter Eingangsbrief an seine Braut nicht hinwegtäuschen konnte (obwohl er anfangs Boie und Dohm gleichermaßen entzückte [Dohm an Boie, 5. September 1776; Boie an Voß, 6. Oktober 1776]). Noch schlimmerer Ballast waren sein „Wiederhergestellter Vers im Sofokles", eine klassisch-philologische Einzelinterpretation, und Heynes Brief an Voß über diese und andere rein wissenschaftliche Fragen.

Ebenso gehörten verschiedene Theologica nicht ins Museum. Um so erfreulicher war es, daß einige Laien für ein praktisches Christentum eintraten. Mit furchtloser Offenheit betonte Schlosser, man möge erst Männer erziehen, ehe man nach Christen frage, und Bl. (Blessig?) meinte, nur wer selbst durch Zweifel und Suchen zum Ziele gekommen sei, könne andere führen. Daher seien die Orthodoxen in ihrer Starrheit so ungeeignet, fürs Christentum zu gewinnen.

Derselbe Gegensatz zwischen theoretischen Abhandlungen allgemeiner oder rein wissenschaftlicher Art und praktischen Notizen oder Aufsätzen findet sich auch auf dem politisch-statistischen Gebiete. Nur überwiegen dank Dohms Mitarbeit die letzteren bedeutend. Für das Interesse am Staatsleben war ja noch wenig getan, und die Beobachtung des Auslandes beschränkte sich noch immer auf rein zufällige Briefnotizen. Darüber hinaus beschäftigte sich auch das Museum nicht mit außerdeutschen Verhältnissen, außer wenn sie durch ihre Rückwirkung auf das Reich wichtig waren. In den wenigen Briefen aber, die es brachte, konnte es die Aufmerksamkeit auf die russische Kaiserin als Vertreterin der Aufklärung lenken und im Gegensatz hierzu den spanischen Hof schildern und von den Reibungen erzählen, die zwischen Spanien und Portugal wegen der südamerikanischen Besitzungen entstanden waren. Besonderes Interesse beanspruchte durch die Person des Verfassers ein Schreiben Schönborns, worin er den Mißerfolg der Spanier in Algier (Juni

bis Juli 1775) schilderte und aus genauer Kenntnis des Landes und seiner Verhältnisse heraus viel Interessantes bot.

Daß die allgemeinen Abhandlungen durch eine Satire Sturzens gegen die Freiheits- und Vaterlandsfreudigkeit des jungen Geschlechtes eingeleitet wurden, mochte im deutschen Museum wundernehmen, bewies aber von vornherein die Objektivität seiner Herausgeber. Und daß zu allzu hoher Begeisterung kein Anlaß sei, zeigten Mauvillon und H. L. W. Barkhausen, die die Blicke auf die allzu großen Kriegslasten der kleinen Staaten und auf die Notwendigkeit einer Regelung des deutschen Münzwesens lenkten. Über eine Feststellung der Tatsachen kamen beide aber nicht hinaus. Ganz anders Dohm. Er vereinte Politisches und Statistisches in ausgezeichneten „Miscellaneen, statistischen und historischen Inhalts". Von der Mannigfaltigkeit des Dargebotenen geben die Überschriften der im April 1776 veröffentlichten Zeugnis:

Englisches Postwesen — Polnisches Finanzwesen — Nordamerikanische Handlung (mit besonderer Berücksichtigung der Bedeutung des Krieges!) — Englischer und Holländischer Walfischfang — Schlechte Aussichten für den deutschen Linnenhandel aus Schottland und Irland (mit besonderer Betonung des englischen Prämiensystems).

Über den Zweck äußerte sich Dohm selbst (Museum 1776, 1, 333):

Diese Miscellaneen sollen künftig fortgesetzt werden. Man wird aus diesem Anfange schon die Absicht, die ich bei ihnen habe, nicht verkennen können. Ich werde hier dem Leser Fakta aller Art, Altes und Neues, bald mit, bald ohne Raisonnements liefern. Aber diese Fakta werden niemals ganz vollständig sein, nie eine Sache erschöpfen, und die Raisonnements werden nie mit allen möglichen Bestimmungen abgefaßt sein, nie nach allen Aussichten, die sich dabei öffnen lassen, blicken. Ich will mehr Materialien zum Denken liefern als dem Leser vordenken. Alle Berichtigungen für den historischen sowie den raisonnirenden Teil dieser Miscellaneen werden mir sehr willkommen sein. Besonders aber wünsche ich, daß die Besitzer von reichern Sammlungen dieser Art oder statistische Liebhaber, die den Quellen näher sind, mir ihre Beyträge mittheilen mögen. Ich werde sie durch den untergesetzten Namen oder Buchstaben von denen unterscheiden, die ich selbst gesammlet habe; wobey ich dann aber freylich einem jeden die Gewähr für seine Nachrichten zu leisten überlassen muß.

Möchte ich nur bald einige Fragmente für die noch so dürftige Statistik deutscher Lande liefern können!

Diese Erziehung des Volkes zum Denken erstrebte er nun, gestützt auf reiche Kenntnisse und großen Fleiß, weithin auszudehnen. Es ist ein hocherfreuliches Bild, wie Dohm mit weitem Blick alles

mögliche heranzieht, wie er an Frankreich die Schäden der Steuerverpachtung und der toten geistlichen Güter beleuchtet, wie er an Portugal und Spanien beweist, daß es töricht sei, sich ganz vom ausländischen Handel abhängig zu machen, wie er am Vorbild der englischen Leinenindustrie darlegt, daß ein Land durch geschickte Unterstützung neuer Fabriken sich unabhängig machen und neue Wege für seinen Handel finden kann, wie er an historischen Beispielen zeigt, welch ein Unheil ein einziger schwacher Fürst über sein Land zu bringen vermag, oder wenn er darlegt, wie töricht es sei, daß man noch überall genaue statistische Angaben erschwere.

Ein interessantes Gegenstück zu Dohms Artikeln stellten Schlossers Politische Fragmente dar (Februar 1777), die in kleineren oder größeren Kapiteln, in kurzen ausgeprägten Gedanken und anregender Form über Fürsten und Könige, Fürstenerziehung und Fürstendiener, Adel und Landstände, Patrioten und Kosmopoliten, Bürger, Bauern und Soldaten, Gelehrte und Prediger, Regierungskunst und Finanzen handelten und ob ihrer Freimütigkeit den Verfasser in den Ruf eines Umstürzlers brachten (Witkowski, Cornelia, die Schwester Goethes, S. 86). Es waren darunter goldene Worte neben manchem, was nur um der Antithese willen hingestellt war. Daraufhin legte nun Dohm („Über die Einrichtung einer Volkslehre in einem eigentlich monarchischen Staate") rein vom praktischen Standpunkt aus dar, wie er einem jeden Staatsbürger eine Belehrung über Pflichten und Rechte in Staat und Hausweſen wünsche, um dadurch ein immer stärkeres Zusammenarbeiten, eine immer größere Ausnützung aller Kräfte eines Landes zu erzielen. Und wie mannigfaltig diese seien, zeigte er an einem Einzelbeispiel in „Nachrichten von der Kurpfalz, vorzüglich im izigen Zustande der pfälzischen Fabriken und Manufakturen", die die Frucht einer Fahrt ins rheinische Land waren und ein glänzendes Muster für wahrhaft wertvolle Reisebeschreibungen darstellten. Den Versuch, die Blicke durch eingehende Angaben über Rußlands auswärtigen Handel auch über die Grenzen des Reiches zu lenken, konnte er bald darauf durch eine Abhandlung des Petersburger Professors Güldenstädt über die Häfen am Kaspischen Meer ergänzen. Weiterhin gab er glänzende Zeugnisse seines Verständnisses für große wirtschaftliche Fragen, indem er unter Berücksichtigung aller Möglichkeiten über eine rationelle Kaffeegesetzgebung sprach, die das Geld im Lande zu halten suche, und dann aus Anlaß einer „Nachricht von den

Veränderungen der Zunfteinrichtungen in Frankreich im Jahre 1776" die Schäden des Zunftwesens beleuchtete, wie sie trotz Schlossers Verteidigung auch in Deutschland schwer empfunden wurden. Daß er sich aber auch in das Getriebe der äußeren Politik erfolgreich eingearbeitet hatte, bezeugte er durch seine Stellung zum nordamerikanischen Befreiungskrieg. Gegenüber einer Betrachtung im Museum, die der Bewegung das Recht und die Aussicht auf inneren Bestand absprechen wollte, und gegenüber Angriffen in Schlözers Zeitschrift verteidigte Dohm eindringlich seine Angaben über Amerika und die englischen Zölle, aus denen jeder den Wert der Kolonien erkennen mußte, während das englische Ministerium kein Mittel scheute, die Amerikaner als undankbare Wohltatenempfänger hinzustellen.

Neben diesen bedeutenden Leistungen Dohms treten andere Autoren, die oft an Stelle genügenden Tatsachenmaterials mit Raisonnement aufwarten, in den Hintergrund. Indessen bestrebten sich Göckingk, der 1776 bei Beschreibung der Brüsseler Spitzenfabrikation den Nutzen der Arbeitsteilung darlegte, und der Verfasser eines Berichtes über Fürstenbergs Tätigkeit in Köln und Münster wirklich wertvolle Angaben zu machen. Auch in der Behandlung rein statistischer Fragen war Dohm der einzige, der gutes Verständnis zeigte in einem Vorschlage, die Mortalitätstabellen durch Angaben über Stand und Lebensart zu erweitern. Daneben war manches Beispiel dafür zu verzeichnen, daß man den Wert wahrer Statistik noch ganz verkannte.

Soziales wurde des öfteren besonders in Briefen gestreift. Es gab ja Schäden genug, die offen zutage lagen, wie die Unsittlichkeit der Studenten oder die mangelnde Erziehung der deutschen Edelleute. Anderes wieder war Anlaß zu lebhaftem Meinungsaustausch, z. B. die Frage nach der Berechtigung der Duelle. Den sozialen Wert der kleinen Städte verteidigte Schlosser gegen Wielands Abderiten, ging dabei aber, obwohl es ihm nach seiner ganzen Auffassung sicher ernst war, oft so weit, daß es beinahe wie eine Satire wirkte. Überzeugender war des Darmstädter Moser mutige Schilderung der Schäden verlotterter geistlicher Fürstentümer. Als besonders wichtig aber erwies sich Oeders Eintreten für Witwenkassen. Sie waren in Dänemark und Preußen so weit erprobt, daß man eine gesunde Norm für die Versicherung aufstellen konnte, auf Grund deren nun Oeder eine staatliche Einführung dieser segensreichen

Neuerung forderte. Er wurde auch in den späteren Jahren nicht müde, immer wieder darauf hinzuweisen; allein er verlor sich dann mehr und mehr in Tabellen und ließ die Frische und Klarheit der ersten Abhandlung vermissen.

Einer der erregtesten Kämpfe der Zeit war der um die Berechtigung der Todesstrafe. Noch hängte man ja Diebe und Brandstifter, noch verfielen die armen Mädchen, die in der Verzweiflung der schweren Stunde ihr Kind ums Leben gebracht, dem Schwerte. Es ist bezeichnend, daß ein Dichter nach dem anderen diese Frage aufgriff, bezeichnend, daß eine der Thesen Goethes bei seiner Straßburger Promotion war: die Todesstrafe ist beizubehalten. So beschränkte sich auch im Museum die Debatte über Rechtsfragen fast ganz auf dieses Gebiet. Während Victor und sein Bruder H. L. W. Barkhausen im Anschluß an das bekannte Werk des Marchese di Beccaria-Bonesana und Sturz in einer Besprechung von Linguets Verteidigung der Todesstrafen die Hinrichtung nur in außerordentlichen Fällen als berechtigt anerkannten und Feder überhaupt ihre Notwendigkeit anzweifelte, trat Runde auf Grund des allgemeinen Staatsrechts für sie ein. Im Zusammenhang mit dieser lebhaft geführten Debatte berührte dann H. L. W. Barkhausen auch die Frage nach dem Recht der Begnadigung. Nur Runde und Bürger gingen auf anderes ein. Ersterer machte einen äußerst freimütigen Vorschlag zur Verbesserung des Kaiserlichen und des Reichskammergerichts. Der Altengleichener Amtmann aber legte eingehend dar, wie man den Büchernachdruck, der ja gesetzlich nicht zu fassen sei, durch eine Art Versicherung auf Gegenseitigkeit hintertreiben könne. Er beteiligte sich damit an einer Debatte, die die besten Köpfe Deutschlands beschäftigte. Denn es sprachen sich darüber im Laufe der nächsten Jahre Wieland im Merkur, Lessing im Göttingischen Magazin, Kant in der Berliner Monatsschrift aus, und die letztere zitierte selbst Luther in diesem Streite.

Nachdem in den beiden ersten Jahren die Verwaltungsfragen ganz vernachlässigt worden waren, nahm das Museum im Jahre 1778 zum ersten Male zur Verbesserung der Volksschule Stellung, indem, neben einem Bericht über das Schulwesen und besonders über eine neue Normalschule in Wien, aus Sturzens Feder wohldurchdachte Vorschläge erschienen, wie eine Hebung der Landschulen zu erreichen sei, ohne daß man dabei nach Art mancher Philanthropen ihre ruhige Weiterentwicklung störe. Wie man hier ein

schärferes Einsetzen des Museums erwarten sollte, so muß es auch wundernehmen, daß für die Geschichte sich nur wenige gute Beiträge finden ließen. Die meisten Mitarbeiter blieben am Anekdotenhaften hängen. Tiefer strebte Röderer, ein Straßburger Freund Lenzens und Schlossers, indem er durch eine Übersetzung der ersten olynthischen Rede des Demosthenes die öffentliche Beredsamkeit zu befruchten suchte. Kästner ließ sich in einer begeisterten Ansprache über das römische Recht vernehmen. Wirklich Wertvolles bot nur Dohm in seinen Miszellaneen. Sie versuchte dann Anton durch Veröffentlichungen „aus Papieren der mittleren Jahrhunderte" nachzuahmen, vermochte aber nicht tiefer einzudringen.

Auch aus den spärlichen Nachrichten über Zeitgenossen ragten nur wenige hervor. Das Bedeutendste war des Darmstädter Ministers von Moser schon 1773 verfaßte Abhandlung: „Katharina die zweyte, Kaiserin von Rußland. Ein Gemälde ohne Schatten", der Niederschlag alles dessen, was Moser in Petersburg gesehen und gehört hatte, als er die Darmstädter Prinzessin-Braut nach Petersburg geleitete, eine begeisterte Schilderung, die der Damenwelt wie dem politisch interessierten Leser etwas zu bieten hatte. Weiterhin mußte Sturzens begeisterte Lobrede auf Pitt den älteren Aufmerksamkeit erregen, zumal da sie nur wenige Wochen nach dem Tode des Gefeierten erschien. Anderes, wie Zimmermanns wiederholte Angaben über Hallers Tod, beschränkte sich auf Einzelheiten oder wandte sich nur an einen kleineren Kreis.

Hervorragender waren die Beiträge zur Länder- und Völkerkunde, die auch eine geschlossene Gesamtwirkung erzielen konnten, da sie das große Gebiet von den verschiedensten Seiten zu beleuchten suchten. Rein beschreibend gehalten waren nur eine Schilderung der Fingalshöhle und Angaben, die Lichtenberg auf Grund von Forsters und Hodges Erklärungen über die Bewohner der Tierra del Fuego machte. Beide Aufsätze gewannen durch gute Kupfer einen besonderen Wert. Während dann ein früherer Schüler Kästners in einem Bericht über eine ausgedehnte Vermessungsreise im Ural- und Dongebiet zeigte, welche Schwierigkeiten sich immer noch geographischen Forschungen entgegenstellten, versuchten Dohm und Matthias C. Sprengel eine historische Darstellung, jener in einer leider unvollendeten Geschichte Australiens und sein Göttinger Freund in der ihr ebenbürtigen Geschichte der Falklandsinseln, die von der ersten Besetzung bis in die neueste Zeit führte. Eine wertvolle

Ergänzung nach der psychologischen Seite hin fanden diese Berichte durch Tiedemanns „Gedanken über den Ursprung der Zauberey", die besonders dem Kampfe gegen die beliebte Gleichstellung von „Teufel" und „bösem Geiste" galten. Die übrigen Beiträge beschränkten sich auf eine unterhaltende Schilderung von Sitten und Gebräuchen und führten in bunter Abwechslung nach Böhmen und Frankreich, ins ernstbedächtige Holland und nach dem farbenfrohen Spanien, erzählten von den Bräuchen der Schweizer und der Rachsucht und Trägheit der Sardinier, und selbst vom Leben Neuyorks entwarf der Brief eines Hessen ein Bild. Von höherer Warte aus betrachtete J. W. Taube alle bedeutenderen Städte Europas daraufhin, wie sie seit 1763 verschönert worden seien und sich dadurch gesundheitlich verbessert hätten. In glücklicher Vereinigung von Unterhaltendem und Belehrendem suchte er Verständnis für die Wichtigkeit dieser Frage zu wecken. Ihm folgte 1777 Seybold mit anonymen „Wanderungen des Marquis von St. A... durch Deutschland". Allein seine Angaben über die Pfalz erregten unliebsames Aufsehen, so daß Boie schließlich in einem fingierten Briefe vieles zurückweisen und richtigstellen mußte. Auf eine besondere Höhe erhob sich dann das Museum wieder, als Boie im März 1778 mit Veröffentlichungen aus dem inhaltsreichen „Tagebuch eines deutschen Gelehrten" beginnen konnte, worin Sulzer seine Reiseeindrücke aus der Provence, der Riviera und Oberitalien niedergelegt hatte. Mit regem Interesse hatte der alternde Gelehrte Land und Meer, Handel und Industrie, Acker- und Gartenbau, Gestein und Altertümer, Städte und Staatsverfassung und die Menschen in ihrem Äußeren, ihren Sitten und ihrer Sprache beobachtet und wußte alles anschaulich zu schildern.

Erwähnen wir schließlich noch im Blick auf die übrigen Gebiete, die das Museum umfaßte, daß neben Berichten über wichtige Neuerungen auf verschiedenen Zweigen der Medizin und Medizinalverwaltung Angaben über astronomische Erscheinungen und optisch-mechanische Erfindungen erschienen, daß selbst die Mode der Franzosen und ihre deutschen Anbeter in Sturz einen scharfen Kritiker fanden, so haben wir den Inhalt der zweiundeinhalb ersten Jahrgänge des Museums in allem Wesentlichen erschöpft.

Wir haben bei der bisherigen Darstellung die ersten 31 Hefte des Museums stets als ein Ganzes behandelt, um ein Bild der reichen Fülle des Gebotenen geben zu können und zu zeigen, daß kein Gebiet ganz vernachlässigt wurde, sondern jedes sogar durch

einen oder mehrere besonders glänzende Beiträge ausgezeichnet war. Wenn jemand allein aus dem „Museum" das geistige Leben der Jahre 1776—1778 feststellen wollte, er müßte den Eindruck einer regen Tätigkeit auf allen Gebieten bekommen. Allein im Blick auf die einzelnen Jahrgänge und Hefte gilt es zu betonen, daß sich dieser Inhalt sehr verschieden verteilte und nicht immer ein harmonisches Ganzes erreicht wurde. Die Museumsstücke des Jahres 1776, für die das oben angeführte Inhaltsverzeichnis des Januarheftes bezeichnend ist, waren unzweifelhaft die bedeutendsten. Meist war der Ausgleich zwischen rein Unterhaltendem und Belehrendem gut gefunden, mit wenigen Ausnahmen Unwürdiges oder allzu Gelehrtes ferngehalten.

So hätte sich für die kommende Zeit von selbst ein ruhiges Fortschreiten auf den eingeschlagenen Bahnen ergeben sollen. Bei Boie zeigte sich aber immer mehr das Bestreben, möglichst viel poetische Beiträge aufzunehmen. Anfangs ging es 1777 noch in der alten Weise fort, dann aber spitzte sich der Gegensatz zwischen den beiden Herausgebern, die doch zu verschiedene Ziele verfolgten, immer mehr zu. Besonders zeigte Boie gar kein Verständnis für Dohms Interessengebiete, obgleich gerade sie dem Museum sein wesentliches Gepräge gaben. Daher drängte er, wo er irgend konnte, die Beiträge seiner besonderen Mitarbeiter in den Vordergrund. Wurden schon dadurch die Hefte sehr ungleichmäßig (auch in der Anzahl der Beiträge), so wuchs diese Ungleichheit, als sich die beiden Herausgeber darauf einigten, jeder solle ein Heft ums andere allein herausgeben. Während Dohm dem Genossen auch da noch manches zur Verfügung stellte, hielt sich Boie ganz zurück, und so kamen dann Hefte hintereinander wie folgende (wobei ich den Inhalt nach sachlichen Gruppen ordne, nicht nach der Reihenfolge der Stücke):

September 1777.

An Claudius. (Gedicht) von Schönborn.
Das Intelligenzblatt. Eine Erzählung. (Sprickmann.)
Bettina. (Skizze.) (Bucholz.)
Trost und Lehre. Ein Fragment. (Bucholz.)
Die Pappel und der Apfelbaum. (Fabel.) (A. G. Meißner.)
Lina. (Gedicht.) (Sprickmann.)
G. d. 11. September 1776. („Seefahrt": Goethe.)
Die Philurgner. (Skizze) von Meißner.
Der Feuerfunke. (Skizze) von Meißner.

Anekdote. Von Ue (= Sturz).
Ueber die musikalische Komposition des Schäfergedichts von Reichardt (Berlin).
Ueber ein paar alte Münzen. (Popularphilosophisch.) Sturz.
Ueber die Seelenwanderung. (Prof. Tiedemann.)
Methode zur Bestimmung des Areals der Länder. (Oeder.)
Miszellaneen aus Papieren der mittleren Jahrhunderte. Von Dr. Anton.
Nachrichten von einigen Nürnbergischen Künstlern und ihren Arbeiten. (Siebenkäs.)

Oktober 1777.

Auszüge aus Briefen:
I. (Ueber Herder als Prediger.) (Sturz.)
II. (Philologisches.)
III. (Züricher Zensur. Ueber Lavater.)
Dritter Beytrag zu alten deutschen Gedichten. (Lehrdichtung.) Dr. Anton.
Parallel des Genius Sokratis mit den Wundern Christi, von Herrn Prof. und Dokt. Leß in Göttingen, nebst einer Vorerinnerung der Herausgeber.
Bemerkungen über den vorhergehenden Aufsaz, von dem Verfasser der Unters. über den Genius des Sokrates (Mauvillon).
E — — s Beantwortung einer von K. aufgeworfenen physiognomischen Frage.
Fragment eines Bauerngesprächs, drey Stunden vom Rhein und Mayn. (Ueber die Schäden der geistlichen Fürstentümer.) (Moser.)
Rußlands auswärtiger Handel, beschrieben von Hrn. Prof. Güldenstädt in Petersburg; konzentriert und mit Anmerkungen versehen von Dohm.
Vermischte Anmerkungen und Erläuterungen über die Todesstrafe und verwandte Materien. Kand. Victor Barkhausen.

Dieser Wechsel mußte noch um so schlimmer hervortreten, als selbst die Fortsetzung einzelner Artikel erst im übernächsten „Stücke" erschien. So machten die Hefte des Museums einen immer weniger erfreulichen Eindruck: allzu Gelehrtes hier, allzu Kleines und Nebensächliches dort, ohne einen rechten Ausgleich, und so mancher vortreffliche Beitrag verlor durch seine Nachbarschaft. Schließlich kam es dahin, daß in einem Hefte zwei Artikel über eine Erziehungsfrage zusammen mit einem physiognomischen zwei Drittel füllten (April 1778). Es rächte sich bitter, daß die beiden Herausgeber nicht mehr Hand in Hand gingen und dadurch den Ausgleich zwischen Wissenschaft und Literatur, auf den das Museum ja gerade gegründet war, unmöglich machten. Es ist dies, wie wir an anderer Stelle darlegen, besonders Boies Schuld gewesen, der alles, was in Dohms Gebiet fiel, absichtlich vernachlässigte. Wenn es daher auch mit Freude zu begrüßen war, daß endlich mit dem August 1778 die Redaktion in einer Hand lag und Dohm nur noch als Beirat fungierte, so mußte es nach dem, was Boies Hefte geboten hatten, zweifelhaft erscheinen, ob er das alte Ziel des Museums wieder

erreichen werde. Ein Vorwort im Augusthefte 1778 versprach allerdings, der Wandel in der Redaktion solle in der Gesamthaltung nichts ändern, sondern nur nützen. Konnte aber Boie dies Versprechen halten?

3. Fortgang (1778, August bis 1783).

Das Museum bildet in der Zeit vom August 1778 bis zum Ende des Jahres 1783 eine gewisse Einheit und ist die eigentliche Grundlage für die Beurteilung Boies als Herausgeber. In den ersten zweiundeinhalb Jahren war ja die Haltung des Museums durch Dohm mitbestimmt, und wurde der Zeitschrift von diesem geradezu der Stempel aufgedrückt. Die Jahrgänge 1784—1788 aber kommen nicht mehr in Betracht, da Boie selbst das Sinken seines Journals sah, aber alles gehen ließ, wie es ging. Als er aber im August 1778 das Museum allein übernahm, da hatte er den festen Vorsatz, es nun ganz nach seinem Plane auszugestalten, und bis zum Jahre 1783 hat er mit Aufbietung aller freien Zeit daran gearbeitet. Freilich unterlagen auch während dieses Zeitraumes die einzelnen Jahrgänge verschiedenen Schwankungen.

Die letzten fünf Hefte des Jahres 1778 waren noch nicht ganz Boies eigener Regie untertan, da von Dohm her noch so manches unterzubringen war. Daher hat man bei ihnen öfter den Eindruck, als bereite sich der Herausgeber erst auf eine Gesamtleistung vor und räume nur vorher die Überbleibsel der vergangenen Periode auf. Trotzdem war ein Fortschritt sogleich erkennbar: die größere Geschlossenheit der einzelnen Hefte hob sich vorteilhaft von dem Durcheinander der vorigen Zeit ab.

Der Jahrgang 1779 war dann das eigentliche Probestück Boies und mußte ein sehr günstiges Urteil über sein Herausgebertalent erzielen. Alle Gebiete, deren Behandlung man von Anfang an erstrebt hatte, waren (bis auf das rein Ästhetische und Juristische) vertreten, wenn auch das Politisch-Statistische nach Dohms und seiner Freunde Ansicht zu sehr zurückstand. Da der Wechsel von Schwererem und Leichterem immer gut durchgeführt war, stellte beinahe jedes Stück ein befriedigendes Ganzes dar, zumal da Boie in diesem Jahre auch in poetischen Gaben das rechte Maß hielt. Freilich, den ersten

Jahrgang konnte dieser vierte an Glanz nicht erreichen. Im Anfang litt Boie stark unter dem Mangel an wertvollen Beiträgen, wenn auch, mit einer Ausnahme, alle Artikel mit gutem Recht eine Aufnahme im Museum beanspruchen konnten und bloße Lückenbüßer fehlten. Auch waren die Mitarbeiter fast durchaus Größen zweiten und dritten Ranges; die führenden Geister der neuen Zeit hatte das Museum nicht an sich fesseln können.

Was 1779 schon angebahnt wurde, das setzte sich im Jahre 1780 fort: das Museum bewegte sich weiter in der Richtung vom Gelehrten weg zum nur Unterhaltenden. Auch ließ sich Boie je länger je mehr vom Zufall tragen. Was ihm auf den Schreibtisch geweht wurde, fand Aufnahme. Mehr als einmal mußte sich der Herausgeber bei Freunden entschuldigen, weil er zuviel und unbedeutende Gedichte verwandte, aber er brauchte sie „als Notbehelf". Die Loslösung von Dohm begann sich zu rächen. Waren es in der Anfangszeit bei Boie immer Klagen über die Übermasse des Stoffes gewesen, und war damals höchstens auf dem einen oder anderen Gebiet Mangel eingetreten, so mußte Boie nunmehr auf die alten Hilfsmittel des Musenalmanach-Herausgebers zurückgreifen und dabei froh sein, wenn ihn sein Schwager unterstützte, derselbe Voß, dem er einst versichert hatte, kleine Gedichte sollten ausgeschlossen bleiben. Auch wuchs in diesem und den folgenden Jahren die Anonymität mehr und mehr, die ja den Beiträgen von vornherein einen gewissen Reiz nimmt. Hand in Hand damit ging eine größere Unzuverlässigkeit in einzelnen Angaben und Urteilen, die immer wieder zu Berichtigungen zwang.

Dann kam im Jahre 1781 Boies Übersiedlung nach Meldorf, die das Museum auf eine schwere Probe stellte. Jetzt mußte es sich zeigen, ob der Stamm der Mitarbeiter treu blieb, und ob die Beiträge, die ohne Aufforderung eingesandt wurden, genügten, um das Museum auf der alten Höhe zu erhalten. Und es schien, als sollte es gelingen. Wenn auch ein vorübergehendes Nachlassen einmal Sorge erwecken konnte, so ging es doch bald wieder aufwärts. Im Blick auf die ersten Monate des Jahres 1782 konnte Dohm rühmen, das Museum sei immer sehr gut (an Boie, 14. März 1782). Dann aber sah sich Boie mehr und mehr gezwungen, trotz des bösen Gewissens, das er dabei hatte, Gedichte über Gedichte aufzunehmen, so daß sich Voß darüber beklagte (Boie an Halem, 4. November 1782). Immer häufiger änderte auch der Verleger

willkürlich den Inhalt der Hefte, was er doch nicht gewagt hätte, wenn Boie ein festgeschlossenes Ganzes zur Verfügung gestellt hätte. Trotzdem konnte die Zeitschrift immer noch Beachtung beanspruchen.

Im Jahre 1783 aber machte sich trotz aller Mühe Boies zum ersten Male ein Mangel an wertvollen, positiven Artikeln bemerkbar, zumal da Dohm sich immer weniger tätig beteiligen konnte. Doch zeigte auch noch dieser Jahrgang deutlich die Absicht des Herausgebers, den alten Plan zu wahren. Von da an aber sank das Museum unaufhaltsam. Die Hoffnungen, mit denen Boie an die alleinige Herausgabe herangetreten war, hatten sich nicht erfüllt. Er hatte seine Kraft und die Treue seiner Freunde überschätzt und sich doch über den Wert des von Dohm Geleisteten getäuscht. Je mehr er auf sich selbst angewiesen war, desto weniger gelang es ihm, das alte Ziel zu erreichen.

Haben wir hier im großen ein Bild des Museums in dieser Zeit zu zeichnen gesucht, so gilt es nun, die einzelnen Arbeitsgebiete näher zu betrachten und dadurch den Gesamteindruck zu vertiefen.

Als Boie mit dem August 1778 die Redaktion des Museums allein übernahm, hätte man erwarten sollen, er würde wenigstens auf seinem eigensten Felde, der Poesie, sofort etwas Hervorragendes zu bieten suchen. Allein es waren hier höchstens Szenen aus Meißners „Alcibiades" bemerkenswert. Denn Blums langatmige, sowie Hindenburgs und Göckingks zu leichte Gedichte erwiesen sich des Inhalts wegen, anderes von Meißner und Stolberg um der unausgeglichenen Form willen des Museums nicht würdig. Sprickmanns Beitrag aber, „Mariens Reden bei ihrer Trauung", war so überspannt und schauerlich, daß Boie selbst lange vor seinem Abdruck zurückscheute.

In den folgenden Jahren nahmen dann die poetischen Beiträge ständig zu, womit Boie in bewußten Gegensatz zum Merkur trat, dessen erste drei Monate im Jahre 1780 vom Oberon ganz ausgefüllt wurden. Um einer möglichst großen Abwechslung willen öffnete Boie immer mehr auch kleineren Poesien sein Museum und zeigte sich als dankbarer Abnehmer alles dessen, was Voß in seinem Musenalmanach nicht verwenden konnte. Daher war die Zahl der wertvollen Beiträge gering. Dazu kam eine sehr ungleichmäßige Verteilung, so daß im Jahre 1780 die Zahl der Gedichte in den

einzelnen Heften zwischen 1 und 8 schwankte, wodurch auch die Wirkung der wertvolleren Stücke stark abgeschwächt wurde.

Die beiden Jahrgänge 1779 und 1780 zeigten in allem Wesentlichen das gleiche Bild. Scharf in den Vordergrund trat die Gelegenheitspoesie, da sich als ihre Vertreter nach und nach J. G. Jacobi, K. A. Schmidt, Meißner, Bürde und im folgenden Jahre auch die Halberstädter von Spiegel, Fischer und Schmidt nebst einem Schwarm von Unbekannten und Ungenannten einfanden, unter denen auch junge Damen ihren Einzug ins Museum hielten. Nicht höher standen die Oden Blums und die große Zahl von Oden, Idyllen, Nänien und Epithalamien, die im Jahre 1780 alt und jung beisteuerten, von Bodmer und den alten Beiträgern K. A. Schmidt und Gleim bis zu Stäudlin, den beiden Stolbergs und Halem; nur von F. L. Stolberg fand sich Besseres. Daneben erschienen dann verschiedene Versuche in einem höheren Stile, die bei manchen poetischen Schönheiten doch keine befriedigende Gesamtwirkung erreichen konnten. So ließ Göckingks scherzhaft satirisches „Adlerkant und Nettchen" („Die Schlittenfahrt"), worin der Dichter Wielandsche Motive aufgreifen wollte, die Grazie vermissen; Meißner scheiterte ebenfalls bei dem Versuche, Wieland in einer Romanze nachzuahmen, und auch bei einer Balladenreihe ließ er sich durch den Stoff weit über die Grenzen des Berechtigten hinreißen. Auf demselben Gebiete strauchelte F. L. Stolberg, da er durch das Metrum zu einer niedrigen Sprache verführt wurde. Katharina Stolberg aber verlor sich in zwei Erzählungen allzusehr in die Welt der Wunder. Auch epische und dramatische Versuche Meißners, Wezels und Kretschmanns erwiesen sich als Fehlschläge. So blieb schließlich trotz der Überfülle poetischer Beiträge und unter ihnen versteckt nur eine kleine Zahl wertvoller Leistungen übrig.

Das Bedeutendste im Jahrgange 1779 waren Stücke aus dem zweiten Teile von F. H. Jacobis „Woldemar". Neben ihnen standen einige Prosabeiträge und eine leider nur zu kurze Skizze aus Maler Müllers „Faust". Im folgenden Jahre zeichneten sich besonders einige junge Dichter aus. Lorenz Stelzer, der sich schon 1779 mit einem ersten Versuch in der Ballade erfolgreich eingeführt hatte, verdiente für seinen „Gebeichteten Brudermord" Anerkennung und ebenso Ludwig Theobul Kosegarten für die von Boie stark überarbeitete Rügische Erzählung „Die Ralunken". Neben ihnen lenkte G. W. Becker die Aufmerksamkeit auf sich, indem er in einem

„Gemälde nach der Natur" ein weibliches Gegenstück zum „Werther" gab. Schließlich waren noch die Übersetzungen bemerkenswert. Denn Bürger erschien mit einer Prosaübertragung aus dem Ossian; neben ihn trat Overbeck mit einer hexametrischen Wiedergabe von Vergils Aeneis, Buch 1. Im folgenden Jahre widmeten dann Bodmer, Voß und Chr. Stolberg ihre Kräfte verschiedenen griechischen Schriftstellern, die beiden letzteren unter strenger Durchführung des ä und einer merkwürdigen Orthographie.

Das Museum vom Jahre 1789 nimmt eine besondere Stellung ein durch den Wandel in der Verwendung poetischer Beiträge, der durch Boies am 3. April 1789 erfolgende Übersiedelung nach Meldorf veranlaßt wurde. Die ersten vier Monate schlossen sich noch ganz den früheren Jahrgängen an und brachten 24 Poetica; die weiteren Stücke aber enthielten nur zehn Beiträge und zwei Lieder in Komposition. Auch in dem Wert des Gebotenen zeigte sich ein bedeutender Unterschied. Da beteiligten sich anfangs Göckingk (mit seinen satirischen Episteln an den König von Siam), Klopstock („Ihr Tod") und J. G. Jacobi. W. G. Becker erschien mit einer Ode auf Iselin, Asmus, v. Retzer, Denis u. a. mit interessanten Gedichten auf Maria Theresias und ein Anonymus mit einem solchen auf Lessings Tod. Ferner enthielten die ersten Hefte eine Reihe größerer Balladen. Stelzer und von Halem waren damit vertreten; auch Langbeins „König Richard und Blondel", Kosegartens „Fräulein von Garmin" und G. W. Rupert Beckers „Schöne Bäckerin" wurden hier veröffentlicht, nachdem sie Boie eifrig durchgearbeitet hatte. Aber gegenüber dieser Fülle bot das Museum seit dem Mai außer einem schönen Wort Campes auf Lessing und einigen Gedichten auf des dänischen Dichters Johann Ewalds Tod nur wieder Blums und Spiegels sattsam bekannte Töne und andere Nichtigkeiten, unter denen auch Gedikes Ode auf Friedrich den Großen und ein Gedicht Ratschkys nur um der Namen ihrer Verfasser willen Erwähnung verdienen.

In den folgenden Jahren lenkte Boie wieder ganz in die alten Bahnen zurück; ja der Zustrom der poetischen Beiträge steigerte sich noch und überstieg 1782 die des ersten Jahrganges um das Dreifache. Im Jahre 1783 aber verschlimmerte sich die ungünstige Wirkung dieses Übermaßes noch durch eine sehr ungleichmäßige Verteilung.

Es versteht sich von selbst, daß unter dieser Masse viel Mittel-

mäßiges und Schlechtes unterlaufen mußte, zumal da ja die Musenalmanache einen beträchtlichen Teil der poetischen Produktion Deutschlands absorbierten. Vieles fand im Museum nur Aufnahme um des Verfassers willen, wie manche Beiträge von Göckingk, Gleim, K. A. Schmidt, Ebert und Eschenburg. Bei anderem war wieder der Name des Gefeierten ausschlaggebend. So erschienen anonyme Gedichte auf den alten Gegner der römischen Vormachtstellung, Hontheim (Febronius), den man zum Widerruf gezwungen hatte, und auf seinen bayrischen Mitstreiter Zaupser. Ferner gehörten hierher ein unvollendetes Gedicht auf Lessings Tod und ein Preislied auf Joseph den Zweiten. Einen beträchtlichen Raum nahmen dann jung aufstrebende Talente ein, die Boie gern beschützte, wie Ludwig Stelzer, aber auch andere, deren Richtung er nicht immer billigte, die er aber um ihres zunehmenden Einflusses willen nicht zurückzuweisen wagte. Hier war es 1782 A. F. E. Langbein und neben ihm im folgenden Jahre Tiedge, Matthison und dessen Freund Sander. Aber auch die Alten fanden im Museum Aufnahme. Bodmer sandte, wohl, um für manchen Nachdruck im „Kirchenboten" ein Äquivalent zu geben, ein hexametrisches Loblied auf Tischbeins Gemälde „Götz von Berlichingen". Von Schubart druckte Boie, doch ohne den Verfasser, den er andeutete, zu nennen, das zuerst im Frankfurter Almanach 1781 von L. Wagner veröffentlichte Gedicht „Die Gruft der Fürsten" wieder ab. Und auch Lessing suchte er ein Denkmal zu errichten; aber es muß wundernehmen, daß Boie zu seiner Charakterisierung nichts anderes zu geben hatte als die beiden schlüpfrigen Szenen: „Die Teilung" und „Der über uns".

Sonst unterschieden sich vier Kreise von Mitarbeitern. Während die Sachsen Meißner, W. G. Becker und Rupert Becker in beiden Jahren mit ihren gewohnten Gaben weiter am Museum mitarbeiteten, waren die rheinischen Freunde nur 1782 vertreten. Sie standen unter der Führung F. W. Jungs, der neben anderen Proben eine Ode auf Schiller bot, in der er rühmte, Shakespeares Geist sei in ihm wiedererstanden und wirke nun in ihm weiter, während er andere Deutsche (Goethe) schon wieder verlassen habe. Karl und Friedrich von Dalberg erschienen mit philosophierenden Gedichten, und Iffland schilderte verständnisvoll die Ruinen der Pfalz in ihrer einfachen Schönheit und mit ihren großen Erinnerungen.

Ein besonderes Gepräge aber gaben dem Museum in beiden Jahren die Wiener und der Kreis um Stolberg. Bei jenen machte

sich die Aufhebung der Zensur und die antirömische Richtung des jungen Kaisers sofort bemerkbar. Abgesehen von einigen Freundschaftsliedern Haschkes und Gottlieb Leons atmete alles Kampf gegen das Papsttum und die Mönchswirtschaft. In gleicher Schärfe beteiligten sich daran außer den beiden Genannten von Alxinger, Blumauer und von Retzer. Selbst der Abdruck des zweiten Buches seiner Aeneide gab Blumauer Gelegenheit, in einer Widmung an Retzer einige Hiebe auszuteilen. Im gleichen Sinne wirkte die durch Anonymi vertretene Wiener Satire. Ganz anders die Nordischen, die auf einmal wieder erschienen und längere Zeit treue Mitarbeiter blieben, zumal da Boie, der selbst auch wieder einmal auftrat, sie immer von neuem persönlich mahnen oder mahnen lassen konnte. Der eifrigste unter ihnen war F. L. Stolberg, der neben Balladen und Phantasien in Prosa alles, was ihm die Gedanken an die Freunde oder die Betrachtung von Zeiterscheinungen in die Feder gaben, dem Museum widmete, so daß im Jahre 1783 beinahe jedes Heft mit Jamben von ihm eröffnet werden konnte. Aus dem Kreise seiner Verwandten beteiligte sich Caroline Adelheid Cornelia Gräfin Baudissin geb. von Schimmelmann mit einem in freier Form gehaltenen Roman. Durch eine Widmung an Chr. Stolberg bekannte sich Fr. Münter, durch eine solche an sein Vorbild Klopstock der ungenannte Verfasser eines begeisterten Preises der Poesie als zum gleichen Kreise gehörig. Und in gewissem Sinne zählten zu ihm auch Kosegarten, der mit einem stimmungsvollen kleinen Epos erschien, und Halem. Ihm verdankte das Museum besonders schöne Nachahmungen keltischer Vorbilder, während er in eigenem schwächer war. Aus der Mitte der nordischen Freunde erhielt Boie auch wieder gute Übersetzungen, die besonders im Jahre 1783 einen größeren Raum einnahmen. F. L. Stolberg ließ einer Wiedergabe aus Ovid Proben aus Äschylus folgen; sein Bruder gab einige Chöre des Sophokles, Kosegarten manches aus dem Euripides. Daneben stand Voß mit dem ersten Gesang aus Vergils Landleben und Halem mit Ovids „Orpheus und Eurydice". Ihnen schlossen sich u. a. Mendelssohn mit einer Probe aus den Psalmen und Eckermann mit einer dichterischen Umschreibung des ersten Buches Mose an.

Die Kritik wies fast in allen diesen Jahrgängen als festen Bestandteil Nachrichten über die englischen Neuerscheinungen, besonders

auf allen Gebieten der wissenschaftlichen Forschung, auf, die viel treffende Streiflichter auf deutsche Verhältnisse und deutsche Resultate warfen. Meistens hielten sie sich auch in den Grenzen des deutschen Museums; nur selten berichteten sie über ganz speziell Englisches. Ihnen zur Seite traten des öfteren anziehende Referate über das wachsende Eindringen der deutschen Literatur nach England und Frankreich. Die Kritik an deutschen Erscheinungen zog alles in ihren Bereich, von allgemeinen Fehlern und stammlichen Eigenarten bis zu ganz speziellen Einzelarbeiten. Besonders gern beleuchtete man Unsitten, die allen Deutschen gemeinsam waren, so die Empfindelei und Fürstenschmeichelei, die Verallgemeinerungen und schiefen Behauptungen, die fast alle Reisebeschreibungen zu bringen pflegten, und andernteils die Neigung, aus jeder allgemein gehaltenen Satire sofort ein Pasquill auf bestimmte Verhältnisse herauszulesen. Ein Anonymus glaubte, bei den Deutschen eine zunehmende Abneigung gegen die Franzosen, einen gefährlichen Nationalegoismus feststellen zu müssen, während ein anderer gerade das Gegenteil folgerte, weil die Unsitte, die Kinder Französinnen anzuvertrauen, noch immer fortdauere. Schon spezieller waren Aufsätze gegen die Almanachwut und die schlechten zeitgenössischen Opern gehalten. In ähnlichem Sinne erklärte sich Schlosser gegen das schwächliche Zeitalter, das Wagners „Kindermörderin" nicht zu ertragen vermochte. Von Lenz stammten noch eine Reihe (allerdings anonymer) „Aphorismen über launige Dichter", die von früher her zurückgestellt waren. Schließlich betonte eine Herder gewidmete Betrachtung „Über Poesie und ihre Wirkung" ganz in des Meisters Sinne das Schaffen des Genius. Ein besonderes Verdienst erwarb sich das Museum dann durch die Aufnahme einer großen Anzahl von Briefen, die über die Eigenart und die Kultur der einzelnen deutschen Stämme und deren Ausprägung in der Literatur berichteten. Sie lenkten die Blicke der Leser vornehmlich auf Süddeutschland und besonders auf Württemberg, führten freilich hier besonders oft zu einer scharfen Kritik der servilen Stuttgarter Hofpoesie.

Am fruchtbarsten und bedeutendsten erwiesen sich die Berichte oder Kritiken über einzelne Personen oder größere Werke. Hier fand sich Dohm ein mit einer „Gutgemeinten Frage eines Layen an die Gottesgelehrten", worin er anonym den Rat gab, Lessing solle doch die Wolfenbütteler Fragmente alle veröffentlichen, damit man sie, da nun das Unglück einmal geschehen sei, wenigstens alle

auf einmal bekämpfen könne. In den folgenden Jahren fand Sterne eine eingehende Würdigung seines Lebens und Wirkens durch verschiedene Artikel, wobei auch Chodowiecki's Verdienste um die Einbürgerung des Tristram betont wurden. 1781 und 1782 entspann sich dann im Anschluß an Friedrichs des Großen Schrift „De la littérature allemande" ein lebhafter Meinungsaustausch zwischen der ungenannten Frau von Grävemeyer und dem Minister von Herzberg über die literarische Bedeutung Sturzens und Friedrichs Stellung zu den gegenwärtigen Schriftstellern. Ihnen folgten mehrere Artikel, die sich mit Lessing beschäftigten. Sander, ein Dessauer Pädagoge, lenkte den Blick auf die vielen Angriffe auf den großen Toten und legte im Gegensatz zu früheren Ausführungen des Museums dar, daß eine Auseinandersetzung zwischen Geistlichen und Freidenkern geradezu wünschenswert sei, sofern nur beide als Ziel die Wahrheit hätten. Ein Anonymus suchte in eingehender Abhandlung die Wandlung in Lessings Schreibart festzustellen und dabei besonders seinen Anteil an den Literaturbriefen zu ermitteln und kam zu dem Schlusse, Lessing sei die eigentliche Urheberschaft zuzuschreiben. Als Nicolai dagegen im Göttingischen Magazin (1782, S. 395) eine scharfe Verwahrung einlegte und Herder als Verräter von Lessings Siglen angriff, erfuhr er deswegen im Jahre 1783 eine entschiedene Zurückweisung, die betonte, daß die Welt ein Recht auf Kenntnis alles dessen habe, was wirklich Lessings Eigentum sei. Zu einem eigentümlichen Experiment benutzte zu gleicher Zeit F. H. Jacobi das Museum. Am 9. Dezember 1782 schrieb Dohm an Boie: „Ich habe heute von Jacobi einen Aufsatz über oder vielmehr *gegen* sein *Etwas* (das Lessing gesagt hat) erhalten, der aus einem Briefe von Fürstenberg, seiner Antwort und den Anmerkungen, die Moses und ich ihm über die Schrift gemacht, zusammengesetzt ist. Er ... wird dann wieder eine Vertheidigung schicken. Es versteht sich, daß es ein Geheimniß bleiben muß, daß er Verf. des ersten Aufs(atzes) ist." Wirklich erschienen im Januar 1783: „Gedanken Verschiedener bei Gelegenheit einer merkwürdigen Schrift", die den Verfasser des „Etwas" des Gesinnungswechsels beschuldigten, und im Februar anonym: „Erinnerungen gegen die in den Januar des Museums eingerückten Gedanken etc.", die sich mit den ersten auseinandersetzten, — ein eigentümlicher Versuch Jacobis, über die wahren Absichten seines „Etwas" aufzuklären. Ein glänzendes Beispiel positiver Kritik brachte Jacobi in seinem (in die Werke

gekürzt aufgenommenen): „Über und bei Gelegenheit des kürzlich erschienenen Werkes: Des lettres de Cachet et des prisons d'état", die sich im wesentlichen mit der Kritik des Werkes in den Göttinger Gelehrten Anzeigen auseinandersetzten. Er nahm hier u. a. Gelegenheit, sich über manche Gelehrtenunsitte und verschiedene viel mißbrauchte Worte auszusprechen (z. B. Wortgepränge, Enthusiasmus) und den Franzosen gegen viele Vorwürfe zu verteidigen. Zuletzt führte er den Nachweis, nicht Linguet, sondern Mirabeau sei der Verfasser.

Neben Selbstanzeigen Nicolais und Meißners finden sich schließlich noch eine Reihe unparteiischer Berichte über neue Funde (Herculanum) oder über Zeitgenossen (v. Schlieffen) und ein Brief aus Mainz, der mit freundlichem Interesse auf den pfälzischen Bauerndichter Isaak Mauß aufmerksam machte. Bemerkenswert waren dann noch Briefe von v. Halem und einem Ungenannten, die sich mit einer wahren Herzensangst dagegen sträubten, daß Ossian eine Neuschöpfung Macphersons sei.

Damit haben wir in allem Wesentlichen erschöpft, was die Kritik in den Jahren 1778—1783 Erfreuliches zu bieten hatte. Leider aber bleiben noch eine Reihe von Rezensionen übrig, die nach Inhalt und Ton nicht ins Museum gehörten und ihm schweren Schaden zufügten. Denn seit dem Jahre 1779 durfte Voß seines Schwagers Journal als Tummelplatz für all seinen Groll und seine Streitsucht betrachten, und er hat dies bis zum Jahre 1783 weidlich ausgenutzt. Es genügt hier festzustellen, daß er in jener Zeit nicht weniger als fünf „Verhöre" über Rezensenten der Allgemeinen Deutschen Bibliothek brachte, denen sich seit 1781 vier überaus lange und unglaubliche Angriffe auf Lichtenberg anschlossen. Beide Male aber handelte es sich um einen Streit, der in seinen Einzelheiten kaum einige Leser des Museums interessieren konnte.

Eine Parallele dazu bot eine scharfe Debatte über Iliasübersetzungen, die sich über drei Jahrgänge hinzog. Das Jahr 1780 sah außerdem eine Selbstverteidigung Eschenburgs, eine unangenehme persönliche Auseinandersetzung zwischen den Philanthropen Simon, Schweighäuser und Schmohl und eine grimmige Heimleuchtung für den Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg, der Göckingk wegen eines Epigramms angegriffen hatte. Später folgte ein scharfer Ausfall gegen des abgesetzten Darmstädter Ministers v. Moser „Necker". Das alles bot eine Zeitschrift, die im Gegensatz zu den

übrigen die Kritik ausschließen wollte! Es war wahrlich am rechten Platze, daß gerade damals im Museum eine furchtbare Satire auf alle die erschien, die unbefugterweise kritisierten, nur um zu kritisieren.

An Beiträgen zur alten deutschen Literatur und zur deutschen Sprache waren diese Jahrgänge des Museums sehr reich, und die Fülle des Wertvollen war groß. Herder, Meißner, Anton, Seybold, Kästner, Eschenburg und Myller setzten die Veröffentlichung von alten Gedichten, Volksliedern und Resten der Minnesänger fort, teilten aber auch Größeres mit, wie „Hie nach volgett die Leer, so dem Kayser Maximilian inn seiner ersten jugent gemacht" (Goedeke, II, 320, 10). Neben sie traten Bodmer und Gramberg in dem Bestreben, „Kriemhildens Rache" und das ganze Nibelungenlied den Deutschen nahe zu bringen. In noch frühere Zeit führten außer Proben von des Strickers Umarbeitung vom Rolandslied des Pfaffen Amis Teile aus dem eben gefundenen Waltharliede Eckeharts, das der Herausgeber Fischer freilich ins sechste Jahrhundert setzen wollte. Eine weitere Schar von Mitarbeitern verband mit der Veröffentlichung der alten Texte literarhistorische Notizen oder suchte weiterschreitend zu einer Gesamtwürdigung eines Vergessenen zu führen. Hier erschien unter anderen Bodmer mit einem Aufsatz „Von den Gedichten Twein und Tristram". Besonders eifrig zeigte sich Kästner, dem es gelang, auch andere anzuregen und so z. B. über Murner ein zusammenfassendes Urteil zu ermöglichen. Eine Studie Meißners über Hans Rosenplut fand im Jahre darauf (1783) eine interessante Beleuchtung durch Eschenburgs Auseinandersetzung mit Lessingschen Ansichten über den Meistergesang. Auch Herder beteiligte sich hier mit dem Versuche, als Filidor den Dorferer, den Dichter der „Geharnschten Venus" J. G. Schoch festzustellen. Andere wieder nutzten das Gebotene kulturhistorisch aus. Zum Beispiel erschienen Beiträge zur Geschichte der Minnesinger und ihrer persönlichen Verhältnisse und in Ergänzung zu Lessings erstem „Beitrag zur Litteratur und Kunst" Verschiedenes von dem Verfasser der „Nachtigall", das lebhaft in die Grumbachschen Händel einführte. Lichtenberg aber nützte zwei Lustspiele des Osnabrückers Rudolf von Bellinckhaus († 1645) zu einer glänzenden Satire aus.

Höher noch steckten ihr Ziel einige Versuche, Verschollenes wieder zum Leben zu erwecken. Da waren es neben Meißners Würdigung

des Fabeldichters Rabener besonders die Aufsätze Herders über Weckherlin und Balde mit ihrem verständnisvollen Eingehen auf Metrik und Ausdrucksweise.

Auch die Mitarbeiter Boies, die Sprachliches behandelten, nahmen verschiedene Standpunkte zu ihrem Stoffe ein. Manche begnügten sich mit der Veröffentlichung von Resten alter Volkssprache oder verbanden damit den Versuch, zur Rückkehr zu Altem zu mahnen. Beispielsweise wollte Runde die alten Monatsnamen wieder aufgenommen sehen, und sein Wunsch wurde trotz einer unbilligen Kritik Voß' auch im Merkur und im Museum erfüllt*). Mehrere Male enthielt das Museum auch sprachpsychologische Aufsätze, wobei Nicolaus Beckmann das Bestreben, Unangenehmes und Schreckliches durch mildere Ausdrücke zu umschreiben, betrachtete und ein anderer die französischen Lehnwörter besprach. Der Stil war Gegenstand verschiedener Artikel, aus denen eine Rede des Grafen Buffon, die Hamann mit trefflichen Anmerkungen begleitete, besonders hervorragte. Ziemlich breit wurde besonders der Kanzleistil behandelt. Adelungs Veröffentlichungen regten des öfteren zu Untersuchungen über die Frage des Hochdeutschen an und veranlaßten auch einen Aufsatz Gedikes „Über Purismus und Sprachbereicherung". In ähnlicher Weise schlossen sich dann an Klopstocks Versuch einer neuen deutschen Rechtschreibung Abänderungsvorschläge und praktische Experimente**) an. Auch ein Aufsatz über das

*) Wieland richtete auf Rundes Abhandlung hin im Merkur 1781, I, 2, 179, an Boie die Aufforderung, einen Versuch mit den alten Monatsnamen zu machen. „Da das Museum und der Merkur aller Orten hinkommen und beynahe von allen, welche Gedrucktes lesen können, wo nicht gelesen, doch wenigstens durchblättert werden, so scheinen sie sich ganz gut dazu zu schicken." Boie sollte, da sein Museum ohnehin jeden Monat um etliche Wochen früher erscheine, den Anfang machen, so wolle Wieland folgen. So brachte Boie vom April 1781 an auf dem Umschlag, vom Juli an auch innen die alten deutschen Monatsnamen, dann Januar bis Juni 1782 innen und außen die alten und die gewöhnlichen nebeneinander, vom Juli 1782 aber kehrte er ganz zu den allgemein gebräuchlichen Namen zurück. Wieland war ihm vom Juni 1781 an gefolgt, hatte aber schon im April 1782 die Neuerung wieder aufgegeben.

**) Boie selbst hatte zu einer Verbesserung der deutschen Orthographie schon länger praktisch Stellung genommen. Vergleiche hierzu: Boie an Bürger, 15. Januar, 26. Januar, 9. April 1778; Bürger an Boie 22. Januar, 6. April 1778. Boie suchte (D. M. 1777, 2. Heft, Ende) „die Art zu schreiben der Aussprache so nahe zu bringen als möglich und die Sprache nach und nach der vielen unnötigen Konsonanten zu entladen, die ihr äußeres Ansehen so schwer-

Alter des deutschen Hexameters verdankte wohl dem Hamburger Meister die Anregung.

Was das Museum über Kunst und einzelne ihrer Vertreter brachte, beschränkte sich meist auf — oft recht breite — Aufzählungen und Briefnotizen. Doch erhoben sie sich auch manchmal zu allgemeineren Betrachtungen, z. B. über die künstlerische Bedeutung Öfers und den Wert der drei sächsischen Akademien. Höher griff ein durch die Neuordnung der Wiener Galerie veranlaßter Artikel, der sich im Gegensatz zu der rein historischen Wiener Aufstellung für die Dresdner Prinzipien erklärte. Sonst war neben einzelnem über das Leben des Raphael Mengs und über die Nürnberger Künstlerfamilie Preisler nur ein Aufsatz v. Retzers bemerkenswert, da er, von einem Vergleich zwischen Hogarth und Chodowiecki ausgehend, zu einer trefflichen Würdigung der deutschen Kunst führte, die ohne höfische Gunst sich emporgerungen hätte.

Schwächer war die Musik vertreten. Außer einer eingehenden Betrachtung über die Verwahrlosung der Kirchenmusik lenkte einzig eine Kritik Josephs v. Sonnenfels über die Aufführungen von Glucks Iphigenie die Aufmerksamkeit auf dies Gebiet, da sie auch die musikalische Bedeutung des Werkes hervorhob.

Etwas besser stand es um die Berichte vom deutschen Theaterleben. Hier fanden sich Jahr für Jahr Angaben über verschiedene deutsche Bühnen (z. B. die Berliner, Mannheimer und Wiener), wobei die Hamburger unter der Leitung von Mme. Ackermann besondere Aufmerksamkeit erregte. Hier lenkte man den Blick auch aufs Ausland. Schuster wies auf den Theaterreichtum Venedigs hin; ein Anonymus aber zog einen trefflichen Vergleich zwischen den Wiener und Pariser Bühnen. Er stellte die äußeren und inneren Verhältnisse der einzelnen Institute sachkundig dar und berichtete

fällig machen und zu ihrer Schönheit nichts beitragen." Er hatte daher seinem Setzer eine allgemeine Vorschrift gegeben, wonach er alle Texte zu ändern hatte (Boie an Voß, 20. Oktober 1776), doch war er sich selber bewußt, dabei nicht ganz konsequent vorgegangen zu sein. Daher kamen viele Klagen — und nicht nur, wie Weinhold (S. 172) meint, von Philistern —, die einen wollten, wie Voß und Jacobi, ihre eigene Orthographie haben (s. Jacobi an Boie, 2. Juli 1781, D. M. 1781, Juli, Ende), den anderen, denen Dohm beistimmte, mißfiel gerade Boies Orthographie mit dem weggelassenen Dehnungs-h und den beseitigten Doppelkonsonanten. Zu einer allgemeinen Lösung der Frage kam es nicht. Vgl. Ztschr. f. d. d. Unterr., Ergänzungsh. 3, 318.

aus genauer Kenntnis über die Schauspieler. Darüber hinaus aber brachte er auch eine Kritik des französischen Trauerspiels, vorzüglich der Stücke Corneilles und Racines, wobei er besonders betonte, was an ihnen eine Übertragung auf die deutsche Bühne beeinträchtige oder verhindere. Ebenso eingehend stellte er dann die Überlegenheit des französischen Lustspiels über das deutsche fest, um schließlich bei der Wiener Bühne, deren Bauernstücke er rühmte, die schlechte Auswahl zu beklagen und auf den verderblichen Druck hinzuweisen, den die Geistlichkeit ausübte. — Nach England führte 1778 Sturz in unterhaltenden Nachrichten von dem 1777 verstorbenen englischen Schauspieler, Theaterbesitzer und Dichter Samuel Foote. Im folgenden Jahre erschien dann eine treffliche Kritik über die Theaterspielerei des auch von Friedrich dem Großen gelobten Grafen Hodiz, worin bedauert wurde, daß dieser Feudalherr keine bessere Verwendung der Kräfte seiner Untertanen kenne, als sie zu Maschinen und Sklaven zu machen. Schließlich war neben Ramlers Pantomime „Cephalus und Prokris" noch ein längerer Aufsatz bemerkenswert, der gegenüber dem „Theaterjournal für Deutschland" feststellte, daß es bereits um die Mitte des 17. Jahrhunderts in ganz kleinen deutschen Städten Aufführungen gegeben habe.

Unter den philosophischen Artikeln des zu betrachtenden Zeitraumes beschäftigten sich eine Anzahl mit der Geschichte dieser Wissenschaft. Besonders gern legte man Platons Anschauungen dar, die u. a. Dalberg auch für den modernen Leser unmittelbar zu verwerten suchte. Diez wies auf John Berkeley hin, aus dessen Icon animorum er das zehnte Kapitel übersetzte, während Retzer seine Verdienste als Historiker festlegte. Kritisch gehalten war eine Untersuchung Sulzers über Wolffs Einwirkung auf die Philosophie des 18. Jahrhunderts. Ihr folgte später eine scharfe Kritik der modernen Philosophie durch Büsch. Er behauptete, sie leide unter einer übelverstandenen Verbindung der Ästhetik mit der Logik und unter einem übertriebenen Studium der Erfahrungen. Darum empfahl er, man solle statt der allzu überschätzten Franzosen und besonders Voltaires wieder die Engländer zum Vorbild nehmen und zu der rein gedanklichen Ableitung, vornehmlich auf Grundlage der Mathematik, zurückkehren. Die Zeit Kants begann sich also auch im Museum anzukündigen.

Zur Erörterung einzelner Fragen fand sich öfter Gelegenheit;

doch war sie meist praktisch-moralistisch gehalten oder verließ leicht den Boden der sachlichen Ableitung, um auf das Gefühl einzuwirken, wie Stolbergs Gedanken „Über Dichten und Darstellen" und „Über Begeisterung" und Meißners Aphorismen über Schweigen und Reden. Zu einer längeren Aussprache kam es, als Campe neue Argumente für die Unsterblichkeit der Seele zu erbringen suchte, in deren Ergänzung dann ein Anonymus die ewige Existenz eines höchsten Wesens als eine Wahrheit der gesunden Vernunft beweisen wollte. Mehr Interesse forderten die Antworten, die Wieland im Jahre 1782 auf einen allerdings schon im November 1777 veröffentlichten Aufsatz „Über das göttliche Recht der Obrigkeit" erhielt. Hier wandte sich Schlosser gegen die Auffassung, daß alles Recht auf einem ursprünglichen Kontrakt zwischen Fürst und Untertan beruhe, und betonte das natürliche Recht des Stärkeren über den Schwächeren. Er meinte dabei allerdings wahre Stärke, d. h. einen Vorzug an wirklichen Vollkommenheiten, während sich Wieland mit der äußeren Gewalt begnügte. Die Frage aber, ob ein Volk das Recht habe, die Handlungen seines Fürsten zu richten und zu bestrafen, die Wieland nur verspottet hatte, verneinte Schlosser wegen ihrer Undurchführbarkeit. Nach ihm ergriff leidenschaftlicher F. H. Jacobi das Wort, um zu zeigen, daß zwar Schlosser manch Gutes gesagt, damit aber keineswegs, wie er glaubte, Wieland gestützt habe. Er bekämpfte nun seinerseits Wielands ganze Theorie, die aus dem Erfolg die Berechtigung der Tat ableitete, da der Erfolg aus der natürlichen Notwendigkeit der Dinge hervorgehe. Mit eindringender Schärfe ging Jacobi unter Heranziehung von Spinoza die Beweise Wielands durch und kam überall zu einer Ablehnung, ja, zum Vorwurf der Sophisterei. Es war ein überaus scharfer Angriff, und als Jacobi den ersten Teil gedruckt fand und den zweiten liefern sollte, war die augenblickliche Erregung wieder entschwunden, und er benutzte gern ein Versehen des Herausgebers, um die Fortsetzung des Schreibens abzuschlagen.

Neben wenigen psychologischen Beiträgen konnte das Museum einige treffliche Aufsätze über pädagogische Theorien bieten, wobei es sich besonders um den Religionsunterricht handelte und um die Art, wie man schon den Kindern den Begriff des Wahren beibringen (Fürstenberg) und auch sonst die „leider notwendige" Täuschung in der Religion auf das Mindestmaß beschränken könne (H. L. W. Barkhausen.) Zeigte sich hier das Bestreben, Fragen der Gegenwart zu

lösen, so wandten sich die Philologen wieder mit wenigen Ausnahmen rein antiquarisch Interessantem zu. Nur Hindenburg suchte eine philosophisch-ästhetische Würdigung des Theokrit zu geben; ein anderer wies gegenüber den gebräuchlichen lateinischen Übersetzungen der Klassiker auf den Wert guter Verdeutschungen hin. Die übrigen aber hatten bei ihren Wiedergaben nur wissenschaftliche Ziele, wie auch Voß dem Abdruck eines Teiles seiner Odysseeübersetzung wieder rein philologische Anmerkungen hinzufügte.

Vom Philosophischen hinüber zum Theologischen führte eine Beleuchtung der Vorzüge, die Philosophie und Moral neben dem Christentum hätten, und die sie geeignet machten, das Christentum zu unterstützen. Ebenso ruhig abwägend waren Schlossers Aufsätze.

Ende Mai 1778 war erschienen „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger. Noch ein Fragment des Wolfenbüttelschen Ungenannten. Herausg. v. G. E. Lessing". Es machte vielen schwer zu schaffen, und selbst Herder „that das Buch vom Zweck Jesu in den Eingeweiden weh"; bereits im Juli war es konfisziert. Das Museum hatte lange dazu geschwiegen und nur Dohms Bitte nach Veröffentlichung aller Fragmente gebracht; nun nahm im Januar 1780 Schlosser dazu das Wort. Er bedauerte den Angriff Lessings, da er zu einer Zeit gekommen sei, wo die Menschen noch nicht reinen Herzens genug seien, „um auch reine Köpfe zu tragen". Er meinte aber ausdrücklich, die Schuld an den Angriffen hätten die Theologen selbst mit ihrer ewigen Kommentiersucht, darum warnte er vor einer Widerlegung Lessings, der trotz allem ein Licht aufstecke. Solcher Verwirrung gegenüber müsse die ganze Sorge guter Theologen darauf gerichtet sein, Männer mit reinem Menschenverstand und mit einem für das Gute warmen Herzen heranzuziehen. Sie würden sich dann das Gefühl für das Edle und Göttliche in Jesu Lehren nicht rauben lassen.

Mit der gleichen Ruhe suchte Schlosser dann die mosaische Überlieferung von den ersten Menschen verständlich zu machen. Es war daher zu bedauern, daß der Emmendinger Gelehrte nicht auch das Wort ergriff, als im Museum aus Anlaß von Schröckhs Kirchengeschichte die Frage auftauchte, ob die Auferstehung vieler, wie sie Matthäus als Folge von Christi Auferstehung berichtet, historisch sei oder nicht. Jedenfalls konnte eine Antwort des Kieler Professors Eckermann in ihrer kindlichen Naivität nicht als Lösung gelten, und ein befriedigender Abschluß dieser Debatte blieb aus. Auf eine

praktisch-kirchliche Frage lenkte Dohm die Aufmerksamkeit, indem er die Einführung des neuen, vom preußischen Oberkonsistorium herausgegebenen Gesangbuches für Berlin besprach. Gegenüber der allgemeinen Petition an Friedrich den Großen um Beibehaltung des alten verteidigte Dohm das neue eingehend und verriet dabei so wenig Sinn für das Alte, Schöne und Volkstümliche, das er dem Rationalistischen opferte, daß dieser Artikel im Museum eine eigentümliche Stellung einnahm. Er mußte um so mehr auffallen, als im gleichen Jahrgang „Ein Bruchstück über die geistliche Poesie" von L. H. N. erschien, das nach einer historischen Betrachtung der religiösen Gesänge der Juden, Griechen und Römer und der katholischen Kirchenmusik zu einer verständigen Würdigung der lutherischen Dichter Luther, Gerhardt, Hermann, Rist, Gellert, Klopstock und Schlegel führte und sie besonders durch den Vergleich mit der jesuitischen Poesie hob.

Hatten in früherer Zeit die politischen, statistischen und sozialen Artikel auch der Zahl nach einen Hauptplatz im Museum behauptet, so nahm ihre Menge jetzt mehr und mehr ab. Dohms eigene Beiträge wurden immer weniger, und auch der Kreis seiner verständnisvollen Mitarbeiter wurde kleiner. Dadurch kam es, daß viel öfter als früher rein statistische Angaben erschienen, die nicht mehr in dem Maße wie die früheren zum Vergleich und zum Nachdenken anregen konnten. Immerhin war es noch eine gewaltige Menge des Trefflichen, die das Museum in jenen Jahrgängen umschloß.

Besonders rege erhielt sich das Interesse für alle innerpolitischen Fragen. Dohm setzte sich eingehend mit der Lehre der Physiokraten auseinander, indem er aus dem Dunkel ihrer Schriften 21 Hauptpunkte heraushob und dann in ruhiger Prüfung starke Zweifel an ihrer Gerechtigkeit und Durchführbarkeit äußerte. Als das System Le Quesnays im folgenden Jahre einen Verteidiger fand, brachte auch Schlosser, ja aus nächster Erfahrung, schwere Bedenken vor, die dann im folgenden Jahrgang weitere Notizen veranlaßten. Ferner lenkte man gern das Augenmerk auf verschiedene Neuerungen, bis 1781 J. C. Schmohl in seinen „Land- und staatswirtschaftlichen Ideen" alle Verbesserungsversuche zusammenfaßte. Aus ihnen griff Dohm die groß angelegte Finanzreorganisation von Ansbach-Baireuth heraus, die freilich nur durch die Überlassung von Truppen an England ermöglicht wurde. Einen ganz bedeutenden Fortschritt

konnte man dann im Jahre 1783 verzeichnen in der Aufhebung der Leibeigenschaft in Baden, über die Schlosser begeistert an Dohm berichtete. Aber man begnügte sich nicht mit der Feststellung dieser Tatsache, sondern schritt zu einer kritischen Erörterung der Frage, ob und wie sich diese Neuerung auch in den anderen Ländern, in denen die Leibeigenschaft schärfere Formen hatte als in Baden, durchführen lasse. Dies führte zu dem Schluß, daß dem erst eine lange Vorbereitung vorangehen müsse, damit die Befreiten zu eigenem Kampf um den Fortschritt und besonders zur Teilnahme an Handel und Industrie reif seien.

Fragen, die nicht nur Deutschland betrafen, sondern allgemeinere Bedeutung hatten, behandelten von Halem und Barkhausen. Beide wurden durch den Reichtum Hollands auf die Gefahren hingelenkt, die einem allzu begüterten Volke drohen. Der eine wies darauf hin, wie sich dort bald ein Mangel an Arbeitskräften bemerkbar mache, Halem aber betonte, wie hinderlich die überreichen Mittel eines Landes der Ausbreitung innerer Kultur seien. Ebenfalls einer allgemein wichtigen Erscheinung widmete Sonnenfels seine Feder, indem er aus Anlaß der Aufhebung des Jesuitenordens den Schaden alles Mönchwesens beleuchtete.

Doch auch mit Angelegenheiten der äußeren Politik beschäftigte sich das Museum. Es brachte Angaben über Rom unter der Herrschaft des gegenwärtigen Papstes, lenkte aber auch die Blicke seiner Leser wieder auf Amerika und die Frage, ob es für den europäischen Handel gut sei, wenn die nordamerikanischen Kolonien unabhängig würden. Ebenso waren für Handel und Politik Nachrichten von der holländisch-ostindischen Kompanie wichtig, da sie zeigten, wie eine Gesellschaft, die über der geschäftlichen Ausbeutung die gesetzgeberische Tätigkeit ganz vernachlässige, auf die Dauer ein Land ruiniere. Besonderes Interesse aber mußte ein Schreiben erregen, das die Stellung des Königs nach der englischen Verfassung kennzeichnete und über die englische Presse berichtete. England mit seiner Konstitution erschien ja in den Kreisen, die eine größere Teilnahme des Bürgers an der Regierung erstrebten, immer als Vorbild.

Praktischere Ziele als viele dieser politischen Artikel verfolgten die statistischen Berichte über den Handelsverkehr und über Fortschritte einzelner Industriezweige, an denen sich außer Dohm, Oeder und Barkhausen verschiedene Ungenannte beteiligten. Im Vordergrund des Interesses stand der Handel der norddeutschen Häfen

und besonders die immer zunehmende Erschließung Rußlands. Dohm brachte dann auch Angaben über die französischen und englischen Nationalschulden und regte durch einen Bericht über die französische Volksmenge Barkhausen zu einer instruktiven Untersuchung über die holländische Bevölkerungs- und Sterblichkeitsziffer an, die durch Angaben über die holländische Landmacht ergänzt wurde. Auf eine ganz andere Art, Statistiken auszunutzen, wies Frömmichen hin, indem er in einem Vergleich der Meßkataloge von 1620 und 1780 einen guten Beitrag zur Geschichte des Buchhandels gab.

Auf sozialem Gebiete erregten am meisten die Gefahren der Lotterie die Gemüter. Mit Freuden begrüßte man das Lottoverbot Württembergs und wurde nicht müde, weiter gegen diese verderbliche Einrichtung zu predigen. Ebenso suchte man andere allgemein verbreitete Schäden an den Pranger zu stellen, wie man anderseits besondere Beispiele von Menschenfreundlichkeit rühmend hervorhob. So brachte das Museum gern Verordnungen Friedrichs des Großen, die soziale Fortschritte bedeuteten. Auch Einzelberichte über das Elend bestimmter Städte erschienen. Amsterdam diente Barkhausen zum Anlaß, die soziale Gefahr der Großstädte zu schildern, bot aber auch Gelegenheit, von segensreichen Neuerungen, z. B. von der Einrichtung von Findelhäusern, zu erzählen. Als Gegenbild dazu erschien dann eine Darstellung über die Kleinstädte. Eine ganz besondere Stellung unter all diesen Berichten nahm ein Aufsatz F. L. Stolbergs ein. Dieser setzte sich darin gegenüber seinem Jahrzehnt, zu dessen Charakter es gehöre, „das Herzliche aus der Religion verbannen und sie ihrer eigentümlichen Einfalt und Lieblichkeit berauben zu wollen", für die Feier des Christabends ein, deren sozial einigende Wirkung er betonte.

Alles Juristische trat sehr in den Hintergrund. Selten kam es noch zu einer allgemeineren Erörterung, wie über die Naturrechte oder über die Frage des Büchernachdrucks. Letztere Debatte schloß C. S. Krause unter eingehender Prüfung alles dessen, was Pütter, Feder, Linguet, Scheidemantel, Gundling und eben Regius gesagt hatten, mit einem echt juristisch weltabgewandten Eintreten für seine Berechtigung. Wenige Berichte erzählten von Rechtsverhältnissen in deutschen Staaten und z. B. Livland. Wirklich bedeutend war nur ein Vergleich zwischen den neuen preußischen und österreichischen

Prozeßordnungen, zumal da der Kritiker den Hauptwert darauf legte, wo dem deutschen Rechtsgefühl am meisten Rechnung getragen wäre.

Auch in den Beiträgen, die sich mit Verwaltungsfragen befaßten, spielte der Vergleich zwischen den beiden bedeutendsten deutschen Staaten eine Rolle. Leider fanden Preußens Fortschritte nur in Goeckingk einen Berichterstatter, und was dieser zu bieten hatte, drang nicht allzu tief. Alle Gebiete der österreichischen Verwaltung aber erfuhren dauernd eine scharfe Beleuchtung, seitdem im Jahre 1780 Joseph von Sonnenfels, einer der Hauptvorkämpfer der Aufklärung, und sein Schüler von Retzer ihren Einzug im Museum gehalten hatten. Auf die Mitteilung von dem Dekret Josephs II., das den Protestanten alle Rechte einräumte mit Ausnahme des öffentlichen Gottesdienstes, folgte ein Wiederabdruck von Sonnenfels' „Ankündigung von IX Predigten über das Vaterunser" mit ihren scharfen Angriffen auf die Bettelmönche und besonders die Klostergerichtsbarkeit. Im gleichen Jahre noch konnte man auch von der neuen österreichischen Zensurverordnung berichten und dabei Retzers Verdienste würdigen, der als erster Preßfreiheit verlangt hatte. Die gesamte Fortentwicklung Österreichs in den letzten Jahren fand dann einen begeisterten Lobredner in Sonnenfels, dessen von Retzer herausgegebene Antrittsvorlesung Boie wieder abdruckte. Sonnenfels war es auch, der für eine zusammenfassende Betrachtung aller Regierungsgebiete und -maximen Grund zu legen suchte. Diesem Zwecke diente seine Rede zur Eröffnung des Schuljahres 1780, die, wie auch die Ankündigung der Vorlesungen über den Geschäftsstil, die er als Professor der Polizei- und Kameralwissenschaften in Wien hielt, auch für die persönliche Kenntnis des vielangefeindeten Mannes manches brachte. Aufsätze über Einzelfragen der Verwaltung und der Volkswirtschaft erschienen öfter, darunter ganz modern anmutende Bemerkungen über Bauwesen, Baupolizei und Schwindelbauten. Einen beachtenswerten Wechsel in der Grundanschauung, von der aus man alles betrachtete, konnte man dann im Jahre 1783 verzeichnen. Alles stand auf einmal unter dem Zeichen der Toleranz. Man behandelte Vorschläge zur Einigung aller Konfessionen und berichtete von Zurücksetzungen der Reformierten in Sachsen und der allgemeinen Unterdrückung der Juden. Am schärfsten führte den Kampf gegen die Intoleranz um die Wende der Jahre 1782 und 1783 die „Nachricht von U-pang",

die in grausamer Satire und mit verbissenem Zorn für persönliche Religionsfreiheit und Abschaffung der Sonderstellung der Kirche eintrat. Es war ein scharfer Hohn auf alle Polemik und Proselytenmacherei, ein kühner Ruf nach Freiheit im Geistesleben.

Viel häufiger als all das eben Besprochene beschäftigten die Wandlungen auf dem Gebiete der Schule die Gemüter. Überall schossen ja neue Anstalten in die Höhe, überall regte sich neues Leben. So kam es, daß auch im Museum die abstrakte Behandlung von Erziehungsfragen ganz zurücktrat. Selbst ein allgemein gehaltener Aufsatz Büschs über die Internate wurde bald zu einem Referat über praktische Erfahrungen und führte endlich zu einer Menge Verbesserungsvorschlägen. Im übrigen aber galt es zu berichten und Kritik zu üben. Auf die Hebung der preußischen Dorfschulen im Gegensatz zu den schlechten Zuständen in den kleinen Städten und auf Rochows Verdienste wies Göckingk hin. Im Gegensatz dazu schilderte dann ein Kundiger die Württemberger Verhältnisse, wo infolge des Übermaßes von Theologen die schlechtesten ohne Vorbildung und ohne Liebe zum Beruf zu Lehrern gemacht wurden. Erfreulicheres ließ sich vom Kasseler Schulmeisterseminar melden, wie auch die Berichte über Versuche zur Hebung der sozialen Stellung der Lehrer zunahmen. Während man für Waisenhäuser das Vorbild Amsterdams heranziehen mußte, wo man durch stärkere Pflege des Praktischen bessere Ergebnisse erzielt habe als in den Philanthropinen, konnte man mit Stolz darauf hinweisen, daß in Leipzig ein einzigartiges Unternehmen entstanden war, Samuel Heinickes „Kurfürstliches Institut für Taubstumme". Die wichtige Frage nach der bisher ganz vernachlässigten Erziehung dieser Unglücklichen wurde dann des öfteren behandelt. Noch mehr aber fesselten alle Versuche, für die Kinder der höheren Stände befriedigende Erziehungsanstalten zu schaffen, die Aufmerksamkeit. Gerade angesichts des allgemeinen Suchens nach Besserung kam es hier zu einer erfreulichen, produktiven Kritik, die als Haupterfordernis das Zusammenwirken aller zu einer moralischen Erziehung unter Wahrung einer angemessenen Freiheit hinstellte. Die Philantropine hatten nicht befriedigen können, da sie die Freiheit übertrieben. Nun hatte man auf die Stuttgarter Militärakademie große Hoffnungen gesetzt; aber hier mußte man von einem knechtischen Aufpasserwesen berichten, das bei aller Anerkennung der Pläne und der äußeren Einrichtung schwere Bedenken erregte. Leider drangen die Beurteiler der

Kameralschule zu Lautern nicht so tief in ihrer Kritik und vereitelten dadurch einen Vergleich. Und das Lob, das der Kriegsschule zu Kolmar gespendet wurde, baten Lerse und Pfeffel selbst einzuschränken, da ihre Anstalt noch zu jung wäre, um treffende Urteile zu ermöglichen. Ebenso glaubten die beiden früheren Lehrer des Dessauer Philanthropins, Simon und Schweighäuser, es zurückweisen zu müssen, daß ihr Straßburger Institut für junge Frauenzimmer auf Kosten anderer Anstalten besonders gerühmt wurde. Auf ein ganz anderes Gebiet wies schließlich Fürstenberg, der verdienstliche Leiter der Münsterschen Lande, hin, indem er seine Verordnung über die Studien in den Klöstern einsandte und damit deutlich zu erkennen gab, wie wichtig ihm eine allgemeinere Behandlung dieser Frage zu sein schien. Seine Pläne fanden dann einen freundlichen Kritiker, der aber mehr eine Reform von unten als von oben wünschte.

Im Hinblick auf den bayrischen Erbfolgekrieg schilderte Gäde 1778 die preußischen und österreichischen Truppen aus eigener Erfahrung, — dann tauchte nichts Militärisches mehr im Museum auf. Auch über die Fortschritte auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Medizin erschien nur hier und da ein Aufsatz. Die Ablenkung von Gewitterwolken und die Vorteile des neuerfundenen Blitzableiters behandelten Lichtenberg und Reimarius sehr, ja fast zu eingehend. Sprickmann berichtete dann über neue Münstersche Medizinalgesetze und Fabricius würdigte das Lebenswerk Linnés. Populärer gehalten waren zahlreiche Beschreibungen von Augenkrankheiten und Heilmitteln dagegen; sie verloren sich aber zu sehr ins Breite.

Die historischen Beiträge wußten, wenn wir von reinen Erzählungen absehen, gut die Mitte zwischen Belehrendem und Unterhaltendem zu wahren. Nur Seybold hatte sich mit einer Veröffentlichung aus einer Chronik der Zeit Karls V. das Ziel niedriger gesteckt, und ein anderer wandte sich mit Briefen über die Fabelgeschichte allein an die Damen. Sonst aber suchten alle Mitarbeiter kritisch vorzugehen. Nach und nach fanden die verschiedensten Jahrhunderte Behandlung. In die ältesten Zeiten führte Anton mit einer Sichtung aller Angaben über die Germanen, wobei er vor einer Verquickung der alten deutschen Sagen und Gebräuche mit den nordischen warnte und dies durch ein praktisches Beispiel

begründete. Weiterhin erschien eine Rede des preußischen Ministers v. Herzberg, worin dieser, anknüpfend an Friedrichs des Großen Interesse für die Lektüre lateinischer und griechischer Schriftsteller, alte Quellen für die Überlegenheit der Deutschen beibrachte und das jetzige Preußen als Stammland der Völkerwanderung nachwies. Für die spätere Zeit mußte das neuentdeckte Waltharilied Anhaltspunkte geben. Dann behandelte eine Vorlesung die Bemühungen Karls des Großen um Bildung und Aufklärung der Deutschen. Eine wesentliche Bereicherung des Museums bildeten des Kasseler Generalleutnants und Ministers v. Schlieffen eingehende und unterhaltende Betrachtungen „Über den deutschen Adel in alten und mittleren Zeiten" und über den Zustand Pommerns im 12. und 13. Jahrhundert. Dohm hatte für den Wiederabdruck aus einer Privatschrift gesorgt, der dadurch noch an Wert gewann, daß Schlieffen seine Mitteilungen vermehrte und erweiterte und so eine treffliche Schilderung von der Entwicklung des Ritterwesens gab. Unter den Beiträgen zur Kriegs- und Sittengeschichte der neueren Zeit nahm eine besondere Stellung ein im Jahre 1783 von Dohm veröffentlichtes Aktenstück ein: „Schreiben Churfürsten Christians II zu Sachsen, A. 1618 den 6. Oktob An jetzo Regierende Röm. Kayf. Mayst. (etc.) abgegangen, darinnen klar für Augen gestellt wird, daß das Hochlöbliche Haus von Oesterreich keine ärgern und schädlicheren Feinde habe, als den Päpstlichen Stuhl zu Rom und die Jesuiten." Dies Dokument mußte zu einer Zeit, da Joseph II. sich auf alle Weise von Rom freizumachen bestrebt war, merkwürdig genug erscheinen. Auch sonst suchte man in der Betrachtung der letzten beiden Jahrhunderte alles hervorzuheben, was sich in seinen Folgen noch fühlbar machte, betonte anderseits gern die Fortschritte der Aufklärung und verweilte daher oft bei der Geschichte der Hexenprozesse, die ja erst in der letztvergangenen Zeit ihr Ende erreicht hatten. Im Gegensatz dazu suchte Barkhausen in liebevollem Versenken in den Geist der Vergangenheit alle Gründe zur Entschuldigung der alten Gottesurteile zusammenzufassen, und in ähnlichem Sinne erläuterte Runde das Eindringen des römischen Rechts nach Deutschland. Aus dem Vaterlande heraus führte nur Dohm einmal die Leser, indem er die Entdeckung des Weißen Meeres durch die Engländer darstellte. Er vermittelte auch Johannes Müllers Kasseler Antrittsrede: „Was im Staate Geschichtslehrer sollen und vermögen." Vorher schon hatte J. G. B. Möller für

die geschichtlichen Studien schärfere Richtlinien aufzustellen gesucht, indem er den Begriff der historischen Größe behandelte.

Wenn wir von kleineren Anekdoten über Zeitgenossen und einigen Briefen absehen, so zeigt sich, daß die biographischen Artikel fast ohne Ausnahme eben Verstorbenen galten. Dabei beschränkte man sich nicht nur auf die Großen, sondern auch Kleinere, wie der mit Bodmer befreundete Züricher Bürgermeister Heidegger, der bayrische Aufklärer Baron Osterwald und der Nürnberger Historiker Holzschuher von Harlach fanden Würdigung. Im Jahre 1778 wurde noch einmal das Gedächtnis Hallers gefeiert durch die Erzählung von Josephs II. Begegnung mit dem Greise. Weiter suchte Dohm einen wahrheitsgetreuen Bericht über Rousseaus letzte Tage und Ende zu erstatten, während Voltaires Tod bezeichnenderweise unerwähnt blieb. Auch in den folgenden Jahren fanden sich des öfteren Notizen über Rousseau, zumal als man nun immer mehr die kleinen und häßlichen Züge seines Bildes hervorkehrte, wogegen sich Campe gründlich verwahrte. Noch im Jahre 1779 begann das Museum auch mit den Veröffentlichungen über Sulzers Tod, die im Jahre darauf durch Berichte über seine letzte Lebenszeit von Spalding u. a. und durch Wegelins, von Dohm überarbeitete, Angaben über seine letzten Gespräche ergänzt wurden. Zu Sturz' Biographie, die sein Freund Gramberg in der Olla Potrida gezeichnet hatten, erschienen Ergänzungen im Jahrgange 1780. Im folgenden Jahre erzählte das Museum vom Leben und von der dichterischen Tätigkeit des früh verstorbenen Dänen Joh. Ewald († 17. März 1781), eines Romantikers vor der Zeit. Daneben standen Mitteilungen über den Tod des Berner Pfarrers Waser, dessen Hinrichtung wegen politischer Umtriebe besonders durch Artikel in Schlözers Zeitschrift einen Sturm der Entrüstung in Deutschland hervorgerufen hatte. Auch im Jahre 1783 konnte das Museum drei Toten des Vorjahres ein Denkmal errichten. Metastasio († 12. April 1782), der italienische Dichter, fand durch Retzers Freundeshand eine Würdigung seiner Persönlichkeit und seiner Werke, die auch die deutschen Leser fesseln mußte, da er 53 Jahre seines Lebens in Wien verbracht hatte. Iselin, der Menschenfreund, wurde durch den Wiederabdruck der Gedächtnisrede geehrt, die ihm Schlosser in der Helvetischen Gesellschaft gehalten hatte. Und Bodmers Tod gab Verschiedenen, darunter Lavater und J. G. Jacobi, Gelegenheit

zu Gedichten und kritischer Beleuchtung, zu einer Aufzählung seiner Werke und einem Abdruck von Proben daraus. Nur im Jahre 1782 brachte das Museum auch größere Beiträge über Lebende. Hier ist eine Würdigung der Franziska von Hohenheim und ihres wohltätigen Einflusses auf den Herzog Karl Eugen zu erwähnen und ferner eine eingehende Darlegung der Verfolgungen, die der Pater Trunk in Mannheim (Bretten) wegen seines Kampfes gegen den Aberglauben über sich ergehen lassen mußte *).

Die Beiträge zur Länder- und Völkerkunde, die in jenen Jahrgängen des Museums erschienen, waren meist Reiseberichte. In der ersten Zeit machte davon nur ein Aufsatz Taubes über die wiederaufgefundenen Städte Herkulanum, Stabiä und Pompeji eine Ausnahme, der noch einmal die Erinnerung an Winckelmann wieder aufleben ließ. Die Reiseaufzeichnungen eröffnete die Fortsetzung von Sulzers Tagebuch. Zuerst malte er in seiner anschaulichen Art die Fahrt über den Gotthard nach Luzern und ging dabei auf die historischen Erinnerungen der Schweiz ein. Dann schilderte er eine Reise von Berlin nach der Schweiz und zeigte dabei auch an heimischen Verhältnissen, was für den aufmerksamen Reisenden wichtig sei, was nicht. Unterhaltend und lehrreich war es, ob Sulzer nun Gedanken über den kulturellen Nutzen kleiner Höfe oder die Prachtliebe der geistlichen Fürsten, über praktische Ausnutzung des Bodens oder Schönheit der Städte, über auffallende Bauten oder bedeutende Menschen, über die Spuren Rousseaus oder Voltaires Kolonie in Ferney äußerte, ob er die Unterschiede der einzelnen Stämme besprach oder die Verfassung der Universität Turin beschrieb. Es waren geradezu vorbildliche Berichte; leider eiferten ihnen nur wenige nach. Die meisten Reisebeschreibungen, deren das Museum eine Unmenge aufwies, litten, wie so viele Erscheinungen jener Zeit, darunter, daß selten Leute, die mit einer Gegend und ihren Verhältnissen vertraut waren, davon erzählten, wie es Göckingk wenigstens teilweise tat, sondern daß ein Reisender seine mehr oder weniger interessanten Erlebnisse und Eindrücke schilderte und sie mit einigen zufällig aufgelesenen historischen oder statistischen Notizen verbrämte. Besser waren die Berichte, bei denen ein persönliches Interesse durch-

*) Schiller weist auf diese Darstellung der Leiden seines Freundes ausdrücklich hin (an Henr. v. Wolzogen, Mannheim, 13. November 1783).

zufühlen war, wodurch sich z. B. Meißners Briefe über die Oberlausitz und die Schilderung auszeichneten, die Mme. Baldinger von einer Reise nach dem Wallfahrtsort Mariä Hilf auf dem Eichsfelde gab. Durch gute Stimmungsbilder und feine Beobachtungen über das preußische Heer zeichneten sich im Jahre 1779 eines ungenannten Predigers Briefe aus dem Felde aus. Sehr günstig war es, wenn die eigene Heimat Gegenstand des Berichtes war; dann kam es sogar vor, daß man einmal auf die Natur einging und sie nicht nur als Staffage benutzte, oder daß die Verhältnisse des Landes mit wirklichem historischen Verständnis erklärt wurden. Ganz selten aber waren Vergleiche zwischen verschiedenen deutschen Stämmen; nur Frau von Grävemeyer unterzog sich in ihrem „Tagebuche eines Frauenzimmers" dieser Aufgabe. — Von den Briefen, die über außerdeutsche Städte oder Gegenden berichteten, waren außer Heinses Schilderung von Rom und seiner Umgebung besonders Barkhausens und Halems Angaben über Holland bemerkenswert; ersterer legte besonderen Wert auf die Darstellung der Lebenshaltung, wodurch sich auch ein Aufsatz über Spanien auszeichnete, Halem aber machte Angaben über die Orthodoxie und das Sektenwesen.

Auf außereuropäische Länder und Völker wurde nur im Jahre 1781 hingewiesen. Damals vermittelte Göckingk Briefe von einer Reise von Holland nach Indien, die mit gutem Verständnis über Schiffahrt und Stürme, Land und Leute, Handel und Eingeborenenpolitik, über die Holländer in Kapland und Java und den Einfluß der Deutschen dort berichteten. In einem Briefe aus Philadelphia an den Straßburger Blessig schilderte ein Mitglied einer französischen Gesandtschaft die Oneidas, einen der Stämme, die noch im Osten Nordamerikas wohnten; dabei regte den Briefsteller die auch von Cook beobachtete Sitte, dem Gastfreunde die Weiber anzubieten, zu einer allgemeinen Betrachtung an. Von Livorno über Smyrna nach Konstantinopel führten recht unterhaltende Briefe eines Kaufmannes. Tiefer ging Niebuhr, der im Dezember 1781 zum ersten Male dem Meldorfer Genossen ein Schreiben zur Verfügung stellte. Er gab darin eine Kritik des neuesten englischen Werkes über Oberägypten und aus eigener Erfahrung Berichtigungen dazu und setzte sich dann mit dem Göttinger Vorberg über die Johanneschristen (Sabäer) auseinander.

Beim Blick auf die Menge des eben Geschilderten könnte das anfangs über die Jahrgänge 1778—1783 Gesagte zu hart erscheinen.

Denn es läßt sich nur hier und da erkennen, daß die Zeitschrift sich nicht mehr ganz auf der alten Höhe halten konnte, und bei unserer Betrachtungsweise (die wir einschlugen, um Wiederholungen zu vermeiden) verdeckt die Fülle der ersten Jahrgänge die Blöße des letzten. Es gilt also noch einmal festzustellen, daß sich besonders im Jahre 1783 ein Nachlassen deutlich bemerkbar machte.

4. Sinken (1784—1786).

Seit dem Jahre 1784 schleppte sich das Museum nur noch hin. Kaum eins der vielen Gebiete, die einst mit Stolz angebaut worden waren, konnte noch ständig gepflegt werden. Wie der Zufall es fügte, trat einmal das eine, einmal das andere in den Vordergrund. Daher machte sich auch eine gedeihliche Abwechslung in den einzelnen Heften immer mehr unmöglich. Im Jahre 1786 erreichte dann das Museum seinen tiefsten Stand. Die meisten Fächer waren durch einen einzigen größeren Artikel vertreten, und auf den anderen Gebieten machte sich viel Gestrüpp breit. Es war ein Wunder, daß Boies Zeitschrift überhaupt noch lebte.

Unter der überaus großen Zahl von poetischen Beiträgen verschwanden die wenigen guten ganz. Das Glanzstück bildeten Bruchteile aus Heinses „Ardinghello". Im Jahre 1785 erschienen „Über Raphael" und „Das Künstlerbacchanal", wodurch nach Matthisons trefflicher Äußerung „Das alternde deutsche Museum sich ... wenigstens um ein volles Lustrum wieder verjüngte" (Matthison, Erinnerungen III, S. 100 f.). Leider wurde gerade das Künstlerbacchanal, das einem größeren Fragment den Namen gab, stark verschnitten und zugestutzt*). Trotzdem ließ Heinse im Jahre darauf noch einmal einen Beitrag folgen: „Über Antiken vom ersten Range."

Außer dieser Mitarbeit Heinses hatte das Museum nichts Hervorragendes aufzuweisen. Wohl brachte es hier und da interessante

*) Bezeichnend ist hierbei ein Zusatz, den Schüddekopf (Heinse IV, 408) wohl mit Recht Boie zuschreiben möchte. Nach den Worten: Christus ein göttlicher Jüngling, die Mutter eine Cornelia — ist eingeschoben: „wenn man profan und menschlich sich des Sinnlichen und der Kunst wegen über Religionsgeheimnisse ausdrücken darf."

Versuche, wie eine englische Übersetzung von Wielands „Oberon"; wohl war Halem in manchem seiner zahlreichen Beiträge ganz glücklich und wirkten auch Ludwig Giseckes Erzählungen und Idyllen erfreulich. Aber all das verschwand unter der Masse des Mittelmäßigen. Wieder zogen K. A. Schmidt, Ebert, Gleim, Ramler und Eschenburg am Leser vorüber, wieder erschienen Alxinger, von Retzer und Denis, Göckingk, Mauß und Meißner sowie Sander mit seinen Satiren. Tiedges Episteln wechselten mit Matthisons Gedichten und wurden ergänzt durch die Freundin beider, Elisa von der Recke. Freilich führten sich auch neue Dichter ein, z. B. brachte von Haugwitz ansprechende Kleinigkeiten. Aber von drei Erzählungen von Ludwig Heinrich von Nicolay ließen zwei den rechten Ton stark vermissen, wobei die eine auch noch das Motiv, das Rupert Becker in der „Schönen Bäckerin" behandelt hatte, vergröbert wiederholte. Und sonst war bei der Empfehlung unbekannter Dichter meist das Massenprinzip maßgebend. Ramler ließ von dem jüdischen Gelehrten Ephraim Moses Kuh Jahr für Jahr gegen 50 teils anakreontische, teils epigrammatische, teils spezifisch jüdische Sächelchen erscheinen. Der Sachse Friedrich brachte seine Kleinigkeiten in beengender Fülle und David Koch wurde von Eschenburg gleich mit fünf Gedichten vorgestellt. Der Freiherr von Salis in Paris bot einen Strauß von zwölf „Blumen am Wege", und Manso debütierte in einem Hefte mit zwölf größeren oder kleineren Oden. Auch die Mitarbeiter Boies, die sich mit Übersetzungen einfanden, suchten teilweise durch die Masse zu wirken. So bot erst Manso sechzehn und dann Gurlitt in Klosterbergen dreizehn Elegien des Tibull. Sonst verdienten gerade die Verdeutschungen aus antiken Schriftstellern noch am meisten Aufmerksamkeit. Halem widmete hier seine Kräfte wiederholt dem Äschylus, Chr. Stolberg verschiedenen Dramen des Sophokles und anderen Dichtern und Gurlitt dem Pindar. Auch aus arabischer Dichtkunst fanden sich Proben durch G. W. Lorsbachs Verdienst, während Halem durch Nacherzählungen und Übersetzungen aus Dante und Tasso für italienische Kultur interessieren wollte. Zu einer befriedigenden Gesamtwirkung aller poetischen Beiträge kam es aber kaum in einem einzigen Hefte.

Lag das hier an der Überfülle des Gebotenen, so litt der kritische Teil des Museums stark unter einem Mangel. Im Jahre 1784 konnte man nicht einen bedeutenderen Artikel verzeichnen, und auch

des weiteren waren es hauptsächlich Kleinigkeiten, zumal da sich das Museum durch den Gegensatz zu der schnell emporstrebenden Berliner Monatsschrift immer mehr zur Kritik vorübergehender Tageserscheinungen verleiten ließ. Daher war es verständlich, daß man sich auch bei Behandlung allgemeinerer Fragen besonders mit den Folgen des zunehmenden Journalismus befaßte. Durch Beseke wurde eine Debatte über anonyme Rezensionen angeregt, wobei ihr Nutzen und ihr Schaden scharf betont und vor allem der Tiefstand der gelehrten Kritik einmütig festgestellt wurde. Weiterhin ergriff dann ein alter „Philokosmus" das Wort, um die großen Vorteile des Journalismus anzuerkennen, aber auch seine Gefahren zu betonen. Besonders wandte er sich gegen die allzu schnelle Veröffentlichung aller möglichen Nachrichten und die Sucht der Reisebeschreibungen, Intimes aufzudecken. — Unter den Beiträgen, die der Abwehr ungerechter Angriffe galten, ragte das tapfere Eintreten von Herders Schüler Joh. Georg Müller für Lavater hervor, den die Allgemeine Deutsche Bibliothek (LX, 1, 298) verdächtigt hatte. Auf spezielle Gebiete führten Cordes in seinem köstlichen juristischen Kommentar zu Klopstocks Ode „Unsere Sprache" und der Weimarer Jagemann mit einer Beschreibung der großherzoglichen Bibliothek in Florenz.

Alter deutscher Dichtung erstand außer in Meißner, Klostermeyer und Eschenburg ein Freund in Anselm Elwert, der Romane aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts wiedererweckte und aus verschiedenen Sammlungen des 16. und 17. Jahrhunderts Auszüge machte. Weiterhin teilte der Kopenhagener Nyerup, durch das Museum zum Suchen angeregt, aus der Königlichen Bibliothek eine unbekannte Fassung des Gedichts von „Valentin und Namelos" mit. C. D. Voß aber „übersetzte in verständliches Deutsch" eine Episode aus einem allegorischen Gedicht auf Wilhelm, den Sohn Heinrichs des Löwen.

Zahlreicher war die Schar der Mitarbeiter, die sich mit dem Theater befaßten. Des öfteren berichtete man von Aufführungen und schilderte besonders wiederholt die Kasseler Zustände, wo die Gallomanie noch in hellster Blüte stand. Ein Einzelbild zeichnete Iffland in einem Nachruf auf die frühverstorbene Mannheimer Schauspielerin Karoline Beck, geborene Ziegler. Die überladenen Opern, die allenthalben gespielt wurden, fanden eine scharfe Kritik, wodurch die Mitteilung eines Halemschen Melodramas und die

Würdigung der Londoner Oper durch Cordes besondere Aufmerksamkeit erregen mußten. Cordes und Eschenburg berichteten auch von den großen Händelkonzerten, die London in den Jahren 1785 und 1786 erlebte. Ganz eigene Wege ging Lavater mit einer Mahnung an einen jungen Freund, sich nicht in die Abgötterei der Künstler verstricken zu lassen, sondern das Christentum hochzuhalten.

Der Hauptvertreter der Philosophie war in diesen Jahren der Mitauer Professor Beseke. Er betonte immer schärfer den Gegensatz gegen die Philosophen der Berliner Monatsschrift und bekämpfte wie alle spekulative Philosophie besonders einzelne Aufsätze Mendelssohns. Weiter bemühte sich Beseke, wie auch verschiedene andere, um einige Grundbegriffe der Psychologie, besonders um die Abhängigkeit der Seele vom Körper. Ihm folgte ein Anonymus, der wieder im Gegensatz zu Eberhard und Mendelssohn das Wesen der Seele und ihre Freiheit erörterte. Daneben kam noch einmal ein Aufsatz über die Unsterblichkeit. — Beseke war auch pädagogisch tätig, indem er z. B. in längerer Debatte mit dem Abt Resewitz in Klosterbergen allgemeine Erziehungsfragen behandelte. Weiterhin stellte er im Gegensatz zu Rousseau die Grenzen zwischen Unterricht und Erziehung fest und warnte unter Betonung der hohen Bedeutung des Elternhauses vor der Empfindsamkeit der Philantropine. Während sodann Campe einen Bericht über den Fortschritt seines Revisionswerkes beisteuerte, trug Samuel Heinicke eine auf Kant fußende neue Theorie des Leseunterrichts vor, mußte sich aber von einem Praktiker widerlegt sehen.

Ins klassische Altertum führte Gebhard mit einem Versuch über den Ursprung der äsopischen Fabel. Auch die Anmerkungen, die Gurlitt zu seinen Übersetzungen gab, dienten wenigstens zum Teil dazu, die Kenntnis der Alten zu vertiefen, wenn ihre Wirkung auch durch die Masse und stellenweise durch die allzu starke Wissenschaftlichkeit erschwert wurde. Unglaubliches leistete wieder Voß in sieben Beiträgen zur Erklärung Vergils, die allerdings meist den Vorzug hatten, kurz zu sein. Doch das Ungeschick, das er mit ihrer Aufnahme bewies, übertraf Boie noch durch den Abdruck eines langen Auszuges aus dem Katalog einer Berliner Privatsammlung von klassischen Autoren. Wahrlich ein würdiger Beitrag für ein deutsches Museum!

Die theologischen Artikel dieser Zeit führten nicht weiter, zumal

da die Gegner aneinander vorüberzureden pflegten. Der eine bekämpfte eine Sondererscheinung, z. B. das allgemeine Kirchengebet, der andere verallgemeinerte; der eine verwarf das Christentum als geschlossenes System, der andere hielt sich an seine wohltätigen Ergebnisse. Zu besonders heftigen Angriffen auf das Christentum führte eine nochmalige Beleuchtung des Streites zwischen Mendelssohn und Jacobi über den Spinozismus.

Am schärfsten prägte sich der Niedergang des Museums in den politischen Artikeln aus. Noch einmal stellte Mauvillon gegenüber den Angriffen, die Schlözer und Meiners gegen die Züricher Regierung wegen der Hinrichtung Wasers gerichtet hatten, den Tatbestand fest, um daraus eine Warnung für die Republiken zu ziehen, ihre so treffliche Staatsform nicht durch offenbare Tyrannei in Mißkredit zu bringen. Auch Johannes Müller nahm (1786) zu einer brennenden Zeitfrage das Wort, indem er in glänzenden Vergleichen zum Zusammenschluß aller Fürsten mit Preußen mahnte, da so allein eine Gewähr für ihre Freiheit gegenüber Österreichs Herrschergelüsten gegeben sei*). Damit haben wir aber bereits alles Beachtenswerte genannt.

Ebenso war die Ausbeute an statistischen Materialien nur gering. Und was erschien, blieb aus Mangel an Vergleichsmaterial unfruchtbar. Das Wertvollste war eine Berechnung des Schadens, der Frankreich aus dem nordamerikanischen Kriege erwachsen war, und ein Brief an Dohm, worin an dem Beispiel von Kehl am Rhein gezeigt wurde, wie schon eine einzige größere Fabrik (die Beaumarchaissche Prachtdruckerei) einen Ort zu heben vermöge. Späterhin hatten die wenigen statistischen Beiträge mehr praktischen Wert, indem sie auf offenbare Schäden, wie die ungeheure Testamentstaxe Nürnbergs und die Überschuldung der schlesischen Pfandbriefe, aufmerksam machten. Hatte einst Leisewitz sich für die Nationalkleidung begeistert, so wurde sie jetzt wieder gepriesen, da durch ihre Einführung dem Luxus gesteuert und das Geld im Lande gehalten werden könne. Dies leitet hinüber zu den zahlreichen Aufsätzen, die soziale Fragen beleuchteten. Wieder zogen an den Lesern des Museums Schilderungen der verschiedensten Mißstände vorüber. Die unglückliche Stellung der Predigtamtskandidaten und die Ge-

*) 1787 erschien dann seine bekannte Schrift über den Fürstenbund.

fahren der Rückwanderung heſſiſcher Truppen aus Amerika, die Lotterieſchäden wie die zunehmende Tätigkeit von Betrügern, die Franzoſenfreundlichkeit der Fürſten, die Verdorbenheit einzelner Städte und der Segen neuerrichteter Arbeitshäuſer, alles fand eingehende Erörterung. Am ſchärfſten gezeichnet war eine Reihe von Familiengemälden aus Berlin, die das ſoziale Elend der Stadt beinahe allzu deutlich ſchilderten. Geradezu ermüdend war dann eine durch ein Reſkript Friedrichs des Großen veranlaßte Debatte über den Adel und ſeine Vorrechte. Rein theoretiſch, aber auch im Blick auf einzelne Erſcheinungen, wie die Stifter für adlige Damen, behandelte man alles, was ſich für und gegen eine Sonderſtellung dieſes Standes ſagen ließ. Alle unhaltbaren Zuſtände in deutſchen Landen faßte dann von Weitershauſen, der erſt ſchon das Bild einer „Miniſterſchule für Hallunken" entworfen hatte, zuſammen in einer großen Satire: „Beiträge zur Kenntnis der Staaten von Tatojaba". Wie hier, ſo wurden in den meiſten der berührten Artikel ſcharf und deutlich die vorhandenen Übelſtände geſchildert; kaum einmal aber kam man darüber hinaus zu praktiſchen Vorſchlägen.

Die juriſtiſchen Artikel ſtanden alle unter dem Eindruck des neu veröffentlichten Entwurfs zu einem allgemeinen Geſetzbuch für die preußiſchen Staaten. von Carmer, der Verfaſſer, kündigte ihn ſelbſt an (1784), um Stimmen darüber zu ſammeln, damit das Ganze dann wirklich dem Bewußtſein des Volkes entſpräche. Seinem Wunſche willfahrten dann mehrere durch Behandlung von grundlegenden Gedanken oder von Einzelfragen.

Hatte man in den Jahren vorher wieder und wieder begeiſtert auf die großen Fortſchritte der öſterreichiſchen Verwaltung hingewieſen, ſo trat dem gegenüber jetzt mehr und mehr eine Ernüchterung ein. Wohl konnten die „Aphorismen zur Kunde der öſterreichiſchen Staaten" bei ihrer erſchöpfenden Darſtellung viel Hervorragendes verzeichnen. Aber es erhoben ſich zu gleicher Zeit Stimmen gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit in Wien und andere üble Folgen der überſtürzten Neuerungen Joſephs II. Und in einem Berichte über die Unruhen, die 1784 in Ungarn wegen der verſuchten Einführung einer Konſkription ausbrachen, ſcheute Dohm ſich nicht, leiſe anzudeuten, daß auch der Kaiſer dabei nicht allzu glücklich vorgegangen ſei. — Die Übergriffe der Mainzer Geiſtlichkeit, die auch über die weltlichen Angeſtellten des Stifts die Gerichtsbarkeit verlangte, führten zu

einer eingehenden Schilderung der Verhältnisse des Erzbistums, die besonders auf die Universität und das ganze verrottete Schulwesen des Landes scharfe Streiflichter warf. Dohm sandte darauf eine Betrachtung über die Sonderstellung der katholischen und protestantischen Geistlichkeit ein, die bei dem großen Sturm, der damals gegen alles, was geistlich hieß, entbrannte, ein ruhiges Urteil wahren wollte.

Waren die pädagogischen Artikel des Jahres 1784 rein theoretisch, so brachten die beiden folgenden Jahre wieder viel Berichte über Versuche mit Schulen, Lehrerseminaren und Taubstummenanstalten. Immer schärfer wandte man sich gegen Internate, wenn sie, wie das Hallesche Waisenhaus, die Persönlichkeit allzusehr einschränkten, aber ebenso gegen die Philanthropine, die wie die Pilze aus dem Boden schossen. Um so eindringlicher legten darum die Vertreter guter Institute, wie Schnepfenthals, Rechenschaft ab. Darüber hinaus kam Samuel Heinicke bei einem Bericht über seine Taubstummenanstalt dazu, nun noch schärfer als im Vorjahre und allgemeiner zu betonen, wie die Ergebnisse der Kantschen Kritik auch für die Erziehung nutzbar zu machen seien. Allgemeinere Ratschläge gab der edle v. Rochow, der besonders das Studium der Natur in den Unterricht aufgenommen wissen wollte. Der Detmolder Generalsuperintendent Ewald aber betonte in einer durch Dohm abgedruckten Rede die Notwendigkeit des Zusammenarbeitens von Lehrern und Mitbürgern, das erst dem Unterricht sein Lebenselement, den Enthusiasmus, gebe.

Unter einzelnen historischen Nachrichten, die sich hier und da in Briefen fanden, ragte Dohms ausführliche Nachricht von der letzten Unternehmung des englischen Prätendenten (1745/46) hervor, die nicht weniger als zwei Drittel eines Heftes füllte. Dem besseren Verständnis der Zeitereignisse wollte Casperson dienen, indem er alle historischen Vorbedingungen zu Österreichs Plan, Bayern gegen die österreichischen Niederlande einzutauschen, erörterte.

Noch mehr in die neueste Zeit führte eine Charakteristik von Pitt und Fox sowie ein Bericht über die Gefangennahme des Kardinals Rohan und die ganze Halsbandgeschichte. Zur Kenntnis von Zeitgenossen wollten ferner eine größere Anzahl von Anekdoten beitragen. Schließlich versuchte man, wenn wir von einer Lebensbeschreibung des 1783 verstorbenen russischen Ministers v. Panin

absehen, einige Zeitgenossen durch den Abdruck bedeutender Reden besonders zu charakterisieren. So erschienen im Jahre 1784 zwei Reden Bodmers, die Schweizer Freunde feierten, dabei aber viel über die bedeutenden Genossen seines Lebens und über die Entwicklung der Schweizer Literatur vorbrachten und für die Beurteilung seiner eigenen Person gutes Material boten. Im Jahre darauf aber brachte das Museum Goethes „Rede bei Eröffnung des neuen Bergbaues zu Ilmenau", die beweisen sollte, daß Goethe zwar nicht mehr dichte, um so mehr aber handle.

Die Beiträge zur Kenntnis von Ländern und Völkern erhoben sich erfreulicherweise des öfteren über das Mittelmaß. Aus den mancherlei Berichten über deutsche Städte und die Eigenart ihrer Bewohner (u. a. eine köstliche Satire: „Der gewöhnliche Wiener mit Leib und Seele. Untersuchet in einer Faschingskinderlehre") ragten des westfälischen Predigers Schwager anonyme Briefe über seine Heimat durch die Schärfe ihres Urteils hervor; mochte er nun zum Entsetzen der Osnabrücker die Zustände ihrer Stadt beleuchten oder die preußische Verwaltung schildern, mochte er geistliche Herren charakterisieren oder sich in die Eigentümlichkeiten der westfälischen Bauart versenken. Eine besonders schöne Gabe waren Teile eines Tagebuches, das die Gräfin v. Aunoy bei ihrer Reise nach Spanien im Jahre 1679 (!) geführt hatte. Viel des Interessanten brachte dann ein kritischer Auszug aus einem größeren Werke über eine Völkerschaft in Paraguay, zumal er gute Gesichtspunkte für die Beurteilung von Volkssitten bot. Den Hauptwert aber hatten Niebuhrs Beiträge zum Jahrgange 1784, die meist auf Veröffentlichungen anderer Gelehrter antworteten. So erzählte er aus seinen Erinnerungen von Derwischen und Santonen und berichtigte Michaelis Angaben über die Lage des Tempels von Jerusalem, von dem er auch eine Karte beisteuerte. Ferner schilderte er die verschiedenen Nationen, Religionsparteien und Sekten im türkischen Reiche und stellte endlich, von Tychsen darin unterstützt, gegenüber Norberg noch einmal fest, was man über die Nassairier wisse. Wohl waren seine Aufsätze oft kritisch und enthielten eine Fülle von gelehrtem Material, aber sie waren meist allgemein verständlich geschrieben und konnten auch dem Laien reiche Anregung gewähren. Zu schärferer Kritik kam es im Jahre 1786 in einer interessanten Auseinandersetzung zwischen zwei bedeutenden Kennern Italiens, dem Weimarer Bibliothekar

Hagemann und dem Hauptmann v. Archenholz. Hagemann glaubte auf Grund eines zehnjährigen Aufenthaltes im Süden das Land gegen die Darstellung in Schutz nehmen zu sollen, die Archenholz in seinem Buche „Über Italien und England" gegeben hatte. Dagegen verwahrte sich nun Archenholz energisch. Es war an sich ein nicht erfreulicher Streit; aber jedem aufmerksamen Leser wurde durch den Vergleich beider Aufsätze ein scharfes Bild Italiens vermittelt.

Schließlich nahmen noch einige populärwissenschaftliche Artikel zu Tagesfragen Stellung. Beispielsweise gab die Erfindung des Luftballons durch Montgolfier dem Professor Beseke Gelegenheit zu einer Darstellung über die verschiedenen Luftarten, während Schwager eingehend seinen Kampf um die Pockenimpfung schilderte, die er gegen den Willen der Ärzte durchgesetzt hatte.

5. Nochmaliger Aufstieg und Ende (1787–1788).

Im Jahre 1787 begann sich das Museum endlich wieder zu heben. Freilich waren die Beiträge, die etwas Neues, Positives boten, noch immer dünn gesät, so daß Boie im zweiten Halbjahr nicht einmal mehr die versprochene Bogenzahl füllen konnte und es immer noch Hefte gab, in denen nur wenige Artikel Aufmerksamkeit verdienten. Allein im folgenden Jahre dauerte die aufsteigende Bewegung an, und wenn die guten Artikel auch an Zahl die der ersten Jahrgänge nicht erreichen konnten, so ersetzten sie dies durch ihr Gewicht.

Bezeichnend war es schon, daß die Gedichte etwas in den Hintergrund traten und in einem Monatsstück sogar ganz fehlten, sich sonst aber gleichmäßig verteilten. Sie dienten nun nur noch zur Abrundung der einzelnen Hefte; kaum ein Beitrag konnte größere Aufmerksamkeit erregen. Ramler erschien, wie im Jahre vorher, mit seinen versifizierten Geßnerschen Idyllen, und, wie seit langem, so trat auch jetzt v. Halem mit den verschiedensten Gaben auf. Mit Gelegenheitsgedichten stellten sich neben den beiden Stolbergs und Haugwitz auch vier adlige Damen ein: die Gräfinnen Karoline Baudissin und Katharina Stolberg, ferner Gabriele v. Baum-

berg und Karoline v. Greiner. Mit Liedern warteten wiederum Salis, Matthiſon und Pfeffel, L. Giſeke und Göckingk auf, während Öſterreich auch in dieſen Jahrgängen durch Haſchka, Leon, Alxinger und Ratſchky vertreten wurde, denen ſich Sander mit ſeinen Satiren anſchloß. Als einziges größeres Werk erſchien ein Singſpiel nach Oſſian von Bouterweck.

Während ein Teil derer, die ſich um die ältere deutſche Literatur bemühten (C. A. Schmid, Kinderling) allzu weitſchweifig und gelehrt ſchrieben und auch Leos Verſuch, eine alte nordiſche Sage wieder aufleben zu laſſen, nicht voll gelang, waren eine Neubearbeitung des Iwein durch Halem und eine von demſelben überſandte Rede v. Schlieffens auf „Hartmann von Owe“ mit Freuden zu begrüßen. Weniger erfreulich war es, daß die Auseinanderſetzungen über die Schäden des Adels und ſeine rechtliche Stellung noch immer kein Ende nehmen wollten, bis endlich ein Leſer des Muſeums ſcharf gegen dieſen Streit auftrat. Politiſches berührten nur die fortgeſetzten Aphorismen zur Kenntnis Öſterreichs und ein volkswirtſchaftlicher Artikel über Frankreich. Um wenigſtens einmal ſtatiſtiſche Notizen zu bringen, mußte ſich Boie ſogar zu einem Abdruck aus der ſchwäbiſchen Chronik entſchließen.

Behandelten wieder eine Menge Briefe einzelne Erziehungsinſtitute und -fragen, wie das Buchſtabieren, ſo wollte ein größerer Artikel einen Plan entwerfen, wie „aufgeklärtes, praktiſches Chriſtentum und vernünftiger Gottesdienſt unter dem Volke durch den Weg der Belehrung“ zu verbreiten ſei. Die Lorbeeren, die ein Salzburger Pater damit in Göckingks Journal errungen hatte, ließen den Verfaſſer dieſes Artikels nicht ſchlafen. Aber wenn er von den allgemeinen Regeln über Schule und Schulzwang zu beſonderen Vorſchriften überging, wurde er unglaublich platt. Viel erſprießlicher war eine eingehende Beſprechung der Zedlitzſchen Pläne zur Verbeſſerung der Bauern-, Bürger- und höheren Schulen, die des öfteren zu neuen Geſichtspunkten führte.

Wenige Briefe erzählten von Zeitgenoſſen. Leſſings Wirken auf Dänemark fand eine Erwähnung, und ein Schreiben aus Piſa berichtete von den Deutſchen in Rom: den beiden Hacker, Angelika Kaufmann, Goethe, Kayſer und Moritz. Im Jahre 1787 hätte es auch gegolten, Friedrich den Großen zu würdigen. Leider konnte

das Museum aber keine große Darstellung seines Lebens und seiner Bedeutung geben, zu der Dohm ja berufen gewesen wäre. Freilich war sie wohl auch nicht nötig und es genügte, des Königs in einigen Gedichten zu gedenken, und ihn in einem der beliebten Totengespräche, die das 18. Jahrhundert so gern benutzte, um seine großen Toten zu charakterisieren, als König und Feldherrn zu feiern.

Zur Kenntnis Österreichs erschien viel Wertvolles in einem Nachtrag zu den „Aphorismen" (s. o.), während die „Briefe ..... über Böhmen, Mähren, Österreich und Ungarn" Bedeutendes und Nichtiges wild durcheinander mengten. Archenholz' Schrift fand noch Ergänzungen, da Cordes über die englische Überschätzung des Französischen und Mißachtung alles Deutschen, daneben auch über allerlei Kulturbilder aus England berichtete, während ein Venetianer mit dem ganzen Stolz seines Volkes alle Mitteilungen über einen Verfall der Macht Venedigs als beschimpfend zurückwies. Ein schönes Denkmal erhielt Italien noch durch einen Brief Heinses an Fr. Jacobi (Mantua, 21. August 1783), in dem er von Italien Abschied nahm und noch einmal seine Augen an der Schönheit Mantuas und seinen Sinn an den großen Erinnerungen der Stadt weidete, um im Anschluß an alles dort Geschaute mit allgemeineren Gedanken über die Kunst zu schließen.

Nach tropischen Gegenden führte ein Auszug aus einem Berichte über eine Reise nach Guinea und eine Geschichte der Völker am Orinoko, die besonderen Wert auf die Darstellung ihrer Kultur und des rein Menschlichen in ihren Sitten legte. — Einen besonderen Schatz aber stellten wieder Niebuhrs Beiträge dar. Was er über Haleb (Aleppo) und Cypern zu berichten hatte, was er über den englischen Sonderling Montagu, der als Orientale lebte, beibrachte, beruhte auf genauer Kenntnis. Und wenn er über die Veränderung der Hautfarbe der weißen und schwarzen Menschen erzählte, so konnte dies um so mehr Interesse beanspruchen, als erst unter Napoleon die Einwanderung der Neger und Mischlinge in Frankreich verboten wurde, um die Mischehen der Verachtung preiszugeben. Seine Berichte über die christlichen und mohammedanischen Korsaren waren auch politisch wichtig. Denn er verfolgte die Geschichte der Malteser und der Seeräuber von Tunis und Algier, deren ewige Kämpfe die Blüte des Mittelmeerhandels der Franzosen verursachte, des einzigen Volkes, das mit den Korsaren Verträge

hatte. Darum forderte Niebuhr, die übrigen europäischen Mächte sollten gemeinsam vorgehen und den Malteſern ſteuern, damit man die Mohammedaner zum friedlichen Handelsverkehr mit allen Staaten heranziehen könnte. Ferner machte er ausgezeichnete Mitteilungen über die Verfaſſung der Türkei, über ihre Verwaltungsſchäden und ihre Rechtspflege. Schließlich brachte er, durch Herders Skizze „Perſepolis" (Zerſtreute Blätter, III. Sammlung) angeregt, allerlei über den dortigen Königspalaſt, über deſſen Größe ſich Herder getäuſcht hatte.

Die Kritik ſtreifte des öfteren Tagesfragen. Es erſchien aber auch F. L. Stolberg mit ſeinen „Gedanken über Herrn Schillers Gedicht: Die Götter Griechenlands", worin er das Chriſtentum gegen des Naturaliſten Schillers „Läſterungen" verteidigte und das Ganze als einen Mißbrauch des göttlichen Feuers der Poeſie hinſtellte. Angenehm ſtach dagegen eine ruhige, ſachliche Würdigung von Mendelsſohns Pſalmenüberſetzung ab, während die übrigen kritiſchen Artikel ſich mit kleineren Angriffen beſchäftigten (Niebuhr) und dabei das Perſönliche nicht immer ausſchieden (Schwager). Poſitives gab nur Bouterweck in einer Beſprechung der antiken Chöre und ihrer Anwendbarkeit für die Gegenwart.

Von einzelnen Aufſätzen konnten ein weiterer Bericht über die Pockenimpfung, den dieſes Mal ein Arzt, Gramberg, gab, und O. Giſeckes Mitteilungen aus der Botanik größeres Intereſſe beanſpruchen, beſonders aber die Charakteriſtik des Protogenes, die Hviid in Kopenhagen als eine Probe ſeiner Geſchichte der Malerei erſcheinen ließ.

Das Hauptgewicht lag aber in dieſen beiden Jahrgängen in den philoſophiſchen Beiträgen. Anfangs betätigten ſich hier noch Vertreter der verſchiedenſten Richtungen. Nach und nach traten dann die Gegner der Berliner Monatsſchrift immer mehr in den Vordergrund und gaben dadurch dem letzten Jahrgange ſein beſonderes Kennzeichen.

Anfangs ſetzte ſich ein Anhänger Jacobis, Thomas Wizenmann, der Verfaſſer der „Reſultate Jacobiſcher und Mendelsſohnſcher Philoſophie", mit Kant wegen deſſen Angriff auf ſeine Schrift auseinander. Darauf folgten, im Jahre darauf fortgeſetzt, „Verſuche über die Grundſätze der Metaphyſik der Sitten des Herrn Profeſſor Kant",

die eine eingehende Übersicht über die ganze neue Lehre Kants gaben, um sie allgemeiner verständlich zu machen und vor Mißdeutungen zu bewahren. Von der anderen Seite kam dann wieder ein Schreiben Schlossers an F. H. Jacobi über dessen „David Hume", das den Düsseldorfer Gesinnungsgenossen mahnte, auf seiner Bahn vorwärts zu schreiten, unbekümmert um seine Gegner. Gleichen Geist atmete im Folgejahre des inzwischen verstorbenen Thomas Wizenmann durch F. H. Jacobi veröffentlichte „Philosophische Verknüpfung der Hauptmomente hebräischer Geschichte", die die zweckmäßige und daher göttlich beeinflußte Entwicklung des Volkes darlegen wollte. Einen ganz anderen Standpunkt vertrat Beseke mit seinen Angriffen auf den allgemein zunehmenden Fatalismus, der jedem Denken Hohn spreche, Angriffen, die er zugleich noch schärfer faßte zu einer Verneinung aller außernatürlichen Einwirkungen Gottes, besonders aber zu einer eingehenden Abweisung alles Glaubens an höhere Geister und an Verkehr mit abgeschiedenen Seelen. Die Wellen des Zeitkampfes schlugen nun also auch ins Museum hinein. Das zeigte sich weiterhin in den Angriffen auf die Jesuiten. Seitdem Nicolai in seiner „Reise" und die Berliner Monatsschrift in einer ganzen Reihe von Artikeln auf die Proselytenmacherei der Katholiken und besonders verkappter Jesuiten aufmerksam gemacht hatten, sah man in Deutschland überall deren Einflüsse und spürte alles auf, was sich gegen sie sagen ließ. So brachte denn auch das Museum eine Rede, die ein vielgereister Jesuitenmissionar im September 1786 in einem Jesuitenkolleg gehalten habe. Darin wurde die Hoffnung ausgesprochen, die katholische Lehre und besonders der Orden Loyolas würden bald wieder zu neuem Glanze erwachen, denn die Protestanten seien uneinig, viele von ihnen zeigten eine Neigung zum katholischen Kultus oder zur Mystik, der gemeine Mann aber zum Aberglauben. Besonderes versprach sich der Redner von der zunehmenden Geringschätzung der Bibel und von der Tätigkeit Semlers und namentlich Bahrdts. Manches daran hielt der Einsender mit Recht für gut beobachtet und das Ganze mußte zum Nachdenken anregen. Alle Maximen der Jesuiten stellte Leuchsenring zusammen, indem er sie in einem Märchen dem Dalai-Lama in den Mund legte. Aber auch die eigentliche Jesuitenriecherei fand Eingang ins Museum durch einen Brief, der auf frühere Versuche der Jesuiten, Einfluß zu gewinnen, hinwies, die in der Gegenwart eine deutliche Parallele fänden. So könnten auch zwei Rezensionen in der Jenaischen

Literaturzeitung*) nur durch verkappte Jesuiten hineingekommen sein, da sie nur der römischen Hierarchie nützten.

Dieser Kampf erstreckte sich sogar auf Fernerliegendes. Denn die Geschichte wurde durch einen Artikel über die geistlichen Bruderschaften der römischen Kirche vertreten, der den Hauptwert auf den Nachweis legte, daß sie zu allen Zeiten von den Päpsten zur Erweiterung ihrer Macht mißbraucht worden wären. Selbst Carsten Niebuhr konnte sich in einem eingehenden Aufsatz „Über die Proselitenmacherei verschiedener Religionsparteien, besonders der römischen Kirche im türkischen Reiche", nicht enthalten, sich gegen diese Tätigkeit zu erklären.

Auch im Jahre 1788 fand noch einmal ein ähnlicher Aufsatz Aufnahme. Im Januar erschien ein boshaftes „Schreiben vom Niederrhein, die Deutsche Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit betreffend". Es handelte sich da um eine bescheidene Gemeinde von Leuten, die im Sinne Schlossers und Jacobis ihre religiöse Erkenntnis zu vertiefen trachteten und sich n engem Kreise durch gegenseitige Mitteilungen zu stützen suchten. Diese Mitteilungen, die nicht einmal den Schluß auf schwärmerische Sektiererei zulassen, wußte sich ein Anonymus zu verschaffen und zerrte sie mit Schadenfreude und unter unberechtigten Angriffen vor die Öffentlichkeit, wofür ihm und dem Museum dann im April einer der Angegriffenen, de Marées, den gehörigen Denkzettel gab.

Bereits vorher aber hatte dies unberechtigte Aufspüren angeblich katholisierender Neigungen eine Verurteilung gefunden, besonders durch ein Schreiben Schlossers an Leuchsenring. Lavater war durch diesen, Nicolai, Biester und Gedike beschuldigt worden, dem Katholizismus heimlich Vorschub zu leisten. Schlosser wünschte nicht, den Streit vor aller Öffentlichkeit ausgetragen zu sehen, wie es durch eine öffentliche Antwort Lavaters geschehen mußte, sondern hatte sich persönlich an Leuchsenring mit dem Vorschlage gewandt, eine unparteiische Kommission zur Prüfung der Vorwürfe einzusetzen. Dieses Schreiben, das viel von privaten Äußerungen Leuchsenrings bekämpfte und sich scharf gegen die intoleranten Angriffe auf den

*) Gemeint sind Rezensionen über Chr. Ghlf. Salzmanns „Carl von Carlsberg oder über das menschliche Elend" und über die „Enthüllung des Systems der Weltbürgerrepublik" (Vf. E. A. G. v. Göchhausen; vgl. Holzmann-Bohatta, Anonymenlexikon II, 29).

Katholizismus und auch gegen die genannten drei Berliner wandte, wurde nun von Schlosser mit einigen Worten gegen Leuchsenring veröffentlicht, da dieser nicht geantwortet hatte. Darauf verteidigte sich Leuchsenring wiederum im Museum gegen einige der Vorwürfe Schlossers, die jener nicht aufrecht erhalten könne, verschob aber die allgemeine Besprechung. Nicolai seinerseits verwahrte sich und die beiden anderen dagegen, in den Streit hineingezogen zu werden, da ihre Angriffe garnichts miteinander und mit denen Leuchsenrings zu tun hätten, benützte aber die Gelegenheit, um sich ausdrücklich gegen Lavater zu erklären. Bereits vorher trat F. Stolberg mehrmals mutig für ihn ein, und auch ein Anonymus feierte ihn in einem Gedicht. Auch ein anderer, der wegen Katholikenfreundlichkeit angegriffen war, fand im Museum Zuflucht. J. C. F. Reich hatte ein Buch eines französischen Katholiken über die Toleranz (Jesus Christus durch seine Toleranz ein Muster der Gesetzgebung) übersetzt und verteidigte sich nun gegen den Vorwurf der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, dadurch unnütze (!) und katholisch unrichtige Begriffe unter die Protestanten gestreut zu haben.

Im Jahre darauf brachte dann F. H. Jacobi „Einige Betrachtrachtungen über den frommen Betrug und über eine Vernunft, welche nicht die Vernunft ist". Er ging darin von dem Verteidigungsschreiben des Darmstädters Stark gegen die Berliner aus und suchte eingehend darzulegen, man dürfe nicht allen Deismus angreifen, sondern nur seine Herrschsucht, wie sie sich in den Berlinern offenbare. Er meinte, ihnen müsse man vorhalten: „daß eine ausschließliche Anmaßung gesunder Vernunft der wohlfeilste, eigenmächtigste und unverschämteste Selbstruhm sei, durch welchen alles zum voraus gesetzt wird, was eben zu beweisen war, und wodurch alle freye Untersuchung der Wahrheit gewaltthätiger, als durch die Unfehlbarkeit der römisch-katholischen Kirche ausgeschlossen wird". Ihren „höhnenden, schimpfenden, hassenden, lügenden, verfolgenden, bitterbösen Vernunft-Enthusiasmus" müsse man an den Pranger stellen und die Illuminaten in ihrer Selbstgerechtigkeit kennzeichnen.

Diesem Schlage folgte im März ein Artikel Schlossers „Ueber Bücherzensur und Publizität", in dem Schlosser warnte, die Zensurfreiheit oder -ermäßigung zu mißbrauchen, wie es die allgemeine Anekdotenjägerei oder die Pasquille der Berliner getan hätten. Besonders seien die Angriffe auf die Regierung und auf die geoffen-

barte Religion scharf zu tadeln. Lieber sollten die Journalisten Bilder aus alten Zeiten zeichnen. Es war eine gute Beleuchtung der Schäden; was Schlosser freilich zur Besserung vorschlug, waren Utopien.

Im April erschien dann ein scharfer Angriff Jacobis, weil die Berliner Lavater fälschlich beschuldigt hatten, früher anonym geschrieben zu haben. Ruhiger war im Mai eine Übersetzung Schlossers aus Swift: „Einige Gründe, warum die Abschaffung der christlichen Religion, wie die Sachen nun stehen, doch üble Folgen haben und nicht alle die guten Wirkungen hervorbringen dürfte, welche man sich davon verspricht", Gründe, die wohl auch 80 Jahre nach ihrer Niederschrift noch Bedeutung hätten, da so manche die Abschaffung der christlichen Religion immer im Munde führten. Im Juni aber ließ Schlosser eine lange Auseinandersetzung folgen: „Warum die Berliner Monatsschrift bisher in Bekämpfung der Zauberer und des Aberglaubens noch nicht so glücklich gewesen ist, als man zu hoffen Ursache hatte", eine Abhandlung, die in eine köstliche Satire ausklang.

Für den modernen Leser verliert die ständige Wiederholung derselben Fragen wohl etwas an Reiz. Wer aber die Berliner kannte und die Unruhe, die sie in weite Kreise trugen, der mußte sich freuen, daß ihnen hier Männer entgegenzutreten wagten.

Wie das Museum hier immer gegen die Aufklärer Stellung genommen hatte, so wurde es auch in anderen Punkten zum Sprachrohr gegen sie gemacht. Schlosser brachte im April 1787 ein Schreiben gegen eine im „Grauen Ungeheuer" enthaltene Stelle über den Grafen Cagliostro, worin er die Nachricht von dem Mißerfolge einer Kur des Grafen widerlegte und sich in äußerst scharfer Form gegen die moderne Art wandte, über alles absprechend zu urteilen und nichts Neues gelten zu lassen. Darauf fragte die Berliner Monatsschrift im November, ob Schlosser auch nach den Veröffentlichungen Elisas von der Recke mit ihrem vernichtenden Urteil über den Grafen seine Meinung nicht ändere. Schlosser antwortete in einem längeren Schreiben, er könne noch nicht darüber urteilen, denn er habe noch zu wenig darüber gehört. Es wäre freilich besser gewesen, wenn Schlosser von Anfang an in diesem Artikel die beabsichtigte Persiflage deutlicher gemacht hätte. Gegen Ende wurde sie allerdings ganz klar, denn da verhöhnte er die Berliner Monatsschrift wegen ihrer Sucht, überall Kryptokatholizismus zu

finden, und meinte, sie stünde manchmal im Herzaubern von Dingen, die gar nicht da wären, dem Cagliostro nicht nach*).

Ebenfalls direkt gegen die Berliner Monatsschrift ging der Bremer Arzt Olbers vor, indem er wiederholt eingehende Mitteilungen von den in Bremen vorgenommenen magnetischen Kuren machte. Er und zwei Bremer Kollegen hatten in einer Zeit, als man sich von Meßmers Entdeckung schon wieder ganz abgewandt hatte, noch einmal Versuche damit angestellt, und zwar mit Erfolg, weshalb sie allenthalben von den Aufklärern angegriffen wurden, da diesen die angeblich übernatürlichen Einflüsse begreiflicherweise stark zuwider waren. Daher verteidigte nun Olbers sich und seine Freunde im Museum, und seine Darlegungen wurden auch weiterhin durch einen Brief ergänzt, der die Theorie des Magnetismus historisch stützte.

Überblickt man die letzten zwei Jahrgänge des Museums, so erkennt man auf den ersten Blick eine Zunahme an wertvollen Artikeln. Gerade durch die Beiträge Schlossers und Jacobis und durch die ausgesprochene Gegnerschaft gegen die Berliner Monatsschrift erhielt das Museum noch ganz zuletzt wieder eine gewisse Berechtigung. Die Haltung der Zeitschrift wurde dadurch energischer und wissenschaftlicher. So erschienen diese beiden Jahrgänge wie ein Ansatz zu einer neuen Periode. Allein dieser Wandel kam zu spät. Das Museum hatte infolge der unfruchtbaren Jahre das Interesse entschwinden lassen, und es war bei der Überfülle von Zeitschriften nicht möglich, so schnell die Achtung und Teilnahme eines größeren Kreises wieder zu erobern. Daher verlor auch der Verleger den Mut, obwohl er ja am ersten hätte sehen müssen, daß sich die Zeitschrift wieder hob. Er gab sie mit dem Dezember 1788 auf. So endete das Museum nicht aus einer inneren Notwendigkeit; gerade die letzten Jahre hatten sein Recht auf Fortbestand bewiesen.

---

*) Über die wahre Absicht Schlossers vgl. Schlosser an J. G. Jacobi, Karlsruhe, 6. Februar 1788 (Martin, Ungedruckte Briefe von und an J. G. Jacobi, S. 36).

6. Das Neue Deutsche Museum
(1789, Juli bis 1791, Juni).

Wäre das Museum etwa nach dem Jahre 1785 eingeschlafen, es hätte keine Lücke zurückgelassen; weder Herausgeber noch Leser hätten das Bedürfnis nach einer Fortsetzung empfunden. Aber die letzten Jahre hatten ihm langsam eine etwas andere Richtung gegeben, hatten es aus der einseitigen Pflege des Literarischen herausgerissen und in den Kampf des Tages hineingezogen. Die Artikel waren länger und ernster geworden. Und hatte es Boie früher stets mit Sorge gesehen, wenn seine Zeitschrift etwas wissenschaftlicher wurde, so hatte er jetzt erkennen können, daß gerade diese veränderte Haltung ihm wieder Freunde und Interesse erwarb.

Blickte er auf den Vorrat an Material, der ihm noch zur Verfügung stand, und überschaute er die Schar von Mitarbeitern, die zu einer weiteren Beteiligung bereit war, dann mußte er fühlen, daß eine Fortsetzung seines Museums noch eine Berechtigung hatte, sofern er sie in den neuen Bahnen hielt. So erschien denn im Juli 1789 das erste Heft des „Neuen Deutschen Museums" bei Göschen in Leipzig.

Es ergab sich von selbst, daß die neue Zeitschrift, durch keine Überlieferung mehr gehemmt, nun energisch dem veränderten Plan folgte. Es waren nur wenige, größere Artikel in einem jeden Heft, und die Poesie trat stark zurück. Meist wurden nur einige Gedichte aufgenommen, um auszugleichen, manchmal fehlten sie ganz. Wir können im folgenden die beiden Jahrgänge, die das neue Museum erlebte, als ein Ganzes betrachten, da die Zeitschrift keinerlei Veränderung oder Weiterentwicklung erfuhr. Die einzelnen Monate gaben im wesentlichen das gleiche Bild: einige Gedichte, ein kritischer, daneben oder statt dessen ein philosophischer, ein oder zwei politische Aufsätze und dann ein oder zwei Beiträge aus einem der übrigen Gebiete und höchstens dazwischen noch eine oder die andere Kleinigkeit.

Anfangs standen die philosophischen Artikel im Vordergrunde. Reinhold, Wielands Schwiegersohn, hatte bereits im Merkur die bevorstehende Reformation der Philosophie beleuchtet, eine Frage, mit der sich gleichzeitig auch die Berliner Monatsschrift befaßte.

Nun brachte auch das Museum einen längeren Aufsatz von ihm: „Wie ist Reformazion der Philosophie möglich?“ Überall, so wies er nach, gebe es gewisse Grundgedanken, für die erst eine allgemein gültige Norm festgelegt werden müsse, ehe man zu einem ersprießlichen Aufbau kommen könne, und diese Norm gebe nur die Kantsche Kritik. Als ein Gegner dieser Kritik, die auch durch Rehberg weiter im Museum zur Sprache kam, trat der jüngere Forster in einem „Leitfaden zu einer künftigen Geschichte der Menschheit“ auf, in dem er diese Geschichte mit dem menschlichen Wachstum verglich und danach muskularische, spermatische, herrische und sensitive Kultur unterschied. Deutlicher sprach Forster seine Ideen im folgenden Jahre aus. Er wollte, im Sinne Winckelmanns und Herders, nachweisen, daß die Eigenart jedes Volkes durch Land und Himmelsstrich beeinflußt sei. Darum könnten die allgemeinen Anschauungen, die sich jetzt alle Völker in Europa zu eigen machten, nur Dauer behalten, wenn jedes einzelne sie wieder nach seiner eigenen Art ausprägte. Höher als alles Denken stehe doch das Gefühl, die Natur.

Der Kampf um die Philosophie Kants und der Kampf um die neuen Ideen der Franzosen schlug also gleichermaßen ins Museum. Das zeigte sich deutlich auch in einigen anonymen Artikeln. Da erörterte einer den Begriff der Freiheit; ein anderer suchte zu ergründen, was das Fundament für das Glück der Staaten sei, um zu beweisen, allein die Herrschaft der gesunden Vernunft könne einem Staate Bestand verleihen. Selbst die Übersetzungen standen im Zeichen der Zeit. Lerse übertrug die von dem Grafen Alfieri dem Plinius untergeschobene neue Lobrede auf Trajan, die nach Boies Meinung „zu dieser Freiheit atmenden Zeit doppelt merkwürdig sei“ (an Voß, 10. August 1789). Schlosser aber wandte sich gegen eine falsche Auslegung des Thukydideischen Ausspruchs: „Recht oder Unrecht gelten nur unter Gleichstarken“, und benutzte dies, um sich dagegen zu erklären, daß man die Manifeste mehr und mehr dazu mißbrauche, Ungerechtigkeiten zu verteidigen oder zu bemänteln.

Außer einem antiquarischen Artikel Hegewischs vermittelte das neue Museum dann Voß' Aufsatz über die Anschauung der Alten von der Gestalt der Erde und einen Dialog Meißners über Thales von Milet. Praktisch-pädagogisch waren die Fragmente Büschs über die Erziehung eines Prinzen zum künftigen Geschäftsmann.

Nur noch den Fragen, die die französische Revolution anschlug,

galten die politischen Artikel. So brachte das Septemberheft 1789 durch Rat Schulz genauere Berichte über die Ereignisse bis zum 6. August. Ergriffen diese Briefe, die im Oktober fortgesetzt wurden, stark für den König gegen Necker Partei, so suchte ein Jahr darauf der hannöversche Sekretär Rehberg Neckers Finanzverwaltung verständlich zu machen, indem er zeigte, daß Necker kein politischer Führer sei und an der Ausarbeitung eines großen Planes durch die Nationalversammlung gehindert werde. Er sei daher in eine sehr schwierige Stellung gekommen, der alle die interimistischen Verfügungen nicht abhelfen könnten. Derselbe Rehberg betrachtete dann eingehend das Dekret der Nationalversammlung, durch welches die Güter der Geistlichkeit eingezogen wurden. Er verurteilte es im Gegensatz zu Garve, der diese Maßregel in der Berliner Monatsschrift als vorteilhaft gepriesen hatte. Schließlich berichtete Rehberg im Juni 1791 über die letzten Versuche Neckers und suchte eine gerechte Würdigung des Mannes zu geben.

Voltaires Vorhersagung der Revolution gab Anlaß zu einem sehr feinen Überblick über alle ihre Ursachen und über den Anteil, den die führenden Geister des 18. Jahrhunderts daran hatten. Ein anderer Aufsatz beleuchtete die Zustände am französischen Hofe unter Ludwig XIV., die den Grund zur dauernden Entfremdung zwischen Fürst und Volk gelegt hätten. In dieselbe Zeit führte ein Auszug aus des Kardinals Retz Memoiren, der in seinen Gedanken über Revolution, die er anläßlich des Aufstandes der Fronde niedergeschrieben, vieles gesagt hatte, was auch auf das Jahr 1789 paßte. Ein anderer Aufsatz übte eine scharfe Kritik an der Nationalversammlung und besonders an der Verkündigung der Menschenrechte. Die Frage, ob sich fremde Staaten in den Streit mischen würden, glaubte ein Brief vom Dezember 1789 aus theoretischen und praktischen Gründen verneinen zu müssen.

Eine beabsichtigte Darstellung der Revolution und der neuen Verhältnisse in Lüttich kam leider über eine sehr gute historische Einleitung nicht hinaus. Eingehender war eine Freiheitsgeschichte Dänemarks mit interessanten Parallelen zu Frankreich.

Allgemeiner waren Erörterungen über das Streben nach Freiheit und besonders nach Freihandel. Besonders aber suchte Schlosser in einer Reihe größerer Aufsätze das Wesen und die tiefsten Ursachen der Revolutionen zu ergründen und behielt dabei auch als einziger die deutschen Verhältnisse im Auge. So betrachtete er

nach einem historischen Überblick über das Entstehen des Adels seine Stellung zwischen Regent und Volk, um darzulegen, wie wichtig es sei, daß sich der Adel das Vertrauen des Volkes erhalte, da er die stärkste Stütze der Konstitution sei. Er warnte davor, daß die Bürger den Adel aus den höfischen Stellen verdrängen wollten, wünschte aber ihre Heranziehung zu Staats- und Kriegsdiensten. Eine Stelle des Kallimachus gab ihm Anlaß, von überstürzten Neuerungen abzuraten; an einem Wort des Aristoteles aber legte er dar, wie die Fürsten darauf sehen müßten, daß ihr Volk gern gehorche, denn wenn erst das Volk zu reformieren anfange, entstehe Anarchie. Garves und Karl v. Dalbergs Abhandlungen über die Frage, ob die Moral des Privatlebens für die Regierungen Geltung habe, beantwortete Schlosser in scharfer Polemik gegen Garve, indem er sie mit Dalberg aus Gründen des Verstandes und des Gefühls bejahte. An der Hand Machiavellis trat er schließlich dafür ein, keinem einzelnen Stande die Macht in die Hand zu geben, wie es in Frankreich geschehe. Ihm widersprach ein anderer, der in Frankreichs Neugestaltung gerade das wünschenswerte Zusammenarbeiten aller Stände erblickte.

Neben den politischen Artikeln, zu denen auch die sozialpolitischen „Gespräche Tschindris und des Schaman Munji" gehören, war das Bedeutendste in der neuen Zeitschrift die Kritik. Wenige zu gelehrte (Niebuhr) oder schwache Artikel ausgenommen, waren es alles beachtenswerte Leistungen über allgemein bewegende Fragen oder bedeutende Erscheinungen. Hier bot (anonym) Hegewisch eingehende Darlegungen über den literarischen Charakter Friedrichs des Großen, die des Königs Schriftstellerei nach allen Richtungen ruhig betrachteten und zu mancherlei allgemeineren Gedanken und interessanten Vergleichen Anlaß nahmen. Hier finden wir A. W. Schlegels feinsinnigen Aufsatz über Bürgers Hohes Lied. Weiter kam von Blankenburgs „Ueber die historische Gewißheit" mit seinem vernichtenden Urteil über Zimmermann, das selbst Boie als berechtigt anerkennen mußte, obwohl er es bedauerte, daß durch einen unglücklichen Zufall der Angriff gerade in seiner Zeitschrift erschienen war. J. G. Schlosser würdigte Jacobis Trauerrede auf Joseph II., und Niebuhr gab in einer Besprechung von französischen Schriften über die Türkei ein Beispiel positiver Kritik. Eine Übersetzung aus dem Französischen schilderte den Baron v. Holbach als Gelehrten und besonders als Menschen, und Schulz teilte zwei hochinteressante

Briefe mit über die Sitzung der französischen Akademie bei der Einführung Barthélémys. Weniger bot F. H. Jacobis Entstehungsgeschichte von Swifts Meditation über den Besenstiel. Marcard, der eingehend darlegte, die deutsche Nation sei keineswegs die erste der Erde, da sie alle ihre Errungenschaften anderen Völkern verdanke, fand in v. Halem einen glücklichen Gegner. Schließlich erfuhren allerlei Ungeschicklichkeiten und Ungezogenheiten der Zeitungsschreiber und Satiriker die gebührende Zurückweisung.

Aus dem übrigen Inhalt heben wir nur noch einiges hervor. Trefflich waren Niebuhrs Nachrichten über das Innere von Afrika, ebenso seine eingehenden Mitteilungen über die militärische Verfassung des türkischen Reiches und über die mohammedanischen Freistaaten in der Barbarei; freilich wiederholte er sich des öfteren recht arg. Köstlich war seine Auseinandersetzung mit dem Rostocker Professor Witte, der die Pyramiden als vulkanische Gebilde erklärte. Interesse beanspruchte auch die von Schlosser übersetzte Machiavellische Schilderung von Deutschland und ein historischer Aufsatz über Tempelherren und Jesuiten, besonders aber die Mitteilung eines alten Manuskripts über Arnold von Brescia. Eine scharfe Kritik erfuhr die Hausmachtpolitik Österreichs. Aus den Artikeln über Zeitgenossen ragten zwei Totengespräche zwischen Friedrich dem Großen, Voltaire und Wolff und zwischen Friedrich und Lessing hervor.

Während Schlosser in einer Verteidigung seiner Büchlein über die Deisten sich scharf und bitter gegen ihre Predigt erklärte und sie als religionsfeindlich und politisch gefährlich bezeichnete, suchte Hegewisch (Apulejus Candidus) nachzuweisen, der Jesuitenorden und alle geheimen Gesellschaften, die einen dauernden Bestand gehabt, hätten damit schon den Beweis für ihre Berechtigung erbracht, da das Böse und Schädliche sich nie auf die Dauer halten könne. Alle übrigen Gebiete waren durch je einen Beitrag vertreten.

Die poetischen Gaben, deren eine durch Haydn eine Vertonung fand, vereinten noch einmal Klopstock (Les états généraux), Voß und L. Stolberg, v. Halem und J. G. Jacobi, Pfeffel und Ratschky, W. G. Becker und Meißner. Als neue Mitarbeiter erschienen Schulz, der Satiriker, und F. L. Huber mit einem dunklen Trauerspielfragment. J. J. Schwarz, der Herausgeber der Gedichte Elisas und seiner Gattin Sophie, gab in glücklicher Nachahmung Wielands die ersten sechs Gesänge seines Ahdim, deren Wirkung leider durch die ungünstige Verteilung verloren ging. Einem Anonymus ver-

dankte das Museum wiederum schöne Blumen aus dem Morgenlande; daneben fanden sich Zeitgedichte und die Übersetzung von Friedrichs II. Ode an Keith über die grundlose Furcht vor dem Tode und einem anderen Leben.

Ein deutsches Museum war die Zeitschrift nicht mehr geworden, denn das Hauptgewicht lag auf den politischen Artikeln, die oft die Hälfte des ganzen Heftes einnahmen. Ein deutsches Museum war aber in jener Zeit auch nicht mehr möglich; denn alles blickte auf Frankreich. Die Geisteskämpfe in Deutschland, aus denen heraus die neue Zeitschrift eigentlich geboren war, traten gerade um die Zeit ihres Erscheinens hinter dem gewaltigeren Kampfe im Westen ganz zurück. Und gar eine unparteiische Zeitschrift, wie sie Boie doch im tiefsten Herzen wünschte, war in jener Zeit nicht mehr durchzuführen. Eine Sonderstellung gegenüber den anderen Journalen, die dieser Zeitschrift eine innere Berechtigung gegeben hätte, vermochte sie sich nicht mehr zu erobern trotz des frischen Lebens, das bis in die letzten Hefte hinein pulsierte. Ihre Aufgabe war vollendet; die neue Zeit ging über sie hinweg.

7. Gesamtübersicht.

Hat das Museum erreicht, was es versprochen? Ein deutsches Nationaljournal hatte es werden sollen, das die Deutschen einander nahe brachte und sie zum nationalpolitischen Denken erzog, eine Zeitschrift, die zwischen Unterhaltung und Belehrung, zwischen Leichtem und Ernstem ausglich. Das eine wird man dem Museum von vornherein zugestehen müssen, daß es stets die Ausbreitung deutschen Geistes im Auge behalten hat. Im einzelnen wird hier und da festzustellen sein, daß sich nicht alle Hoffnungen, unter denen das Museum gegründet wurde, erfüllt haben.

Für die poetischen Beiträge gilt von Anfang an als Richtlinie, durch größere, sorgfältig ausgewählte Gedichte, Szenen und Prosastücke einen Überblick über die Fortschritte der deutschen Dichtung zu geben, alle kleinere Gesellschaftspoesie aber den Musenalmanachen zu überlassen. Dies Ziel wird nicht erreicht. So ver-

heißungsvoll das junge Geschlecht einsetzt, so schnellt läßt es das Museum im Stich. Und nun zieht immer mehr die Schar von Gelegenheitsdichtern und allzu fruchtbaren Reimern ein, unter deren Fülle die guten Beiträge, die bis zuletzt immer wieder einmal auftauchen, ihre Wirkung verlieren. Nicht von dem Streben der Großen kann das Museum, wie es einst gehofft, ein klares Bild geben, sondern nur von den Interessen der Kleinen und einiger Dichter dritten und vierten Ranges. Allein in den Übersetzungen aus den Alten bringt es dauernd gute Früchte und hilft an seinem Teil die Wege für unsere Klassiker zu ebnen.

Auch der Blick auf die kritischen und ästhetischen Beiträge kann nicht rein befriedigen. Es zeugt von einem richtigen Verständnis, daß die Herausgeber sich hier — und allenthalben — nicht, wie mancher erwartet, nur auf die deutschen Erscheinungen beschränken. Die deutsche Poesie und ebenso die Wissenschaft sind noch nicht selbständig genug, als daß man des Blickes auf England und Frankreich entraten könnte, und die Wechselbeziehungen zu Holland sind so stark, daß sie ihre Berüksichtigung erzwingen. Mit wenigen Ausnahmen hat man bei diesen Artikeln die Förderung der deutschen Erscheinungen und die Klärung des Urteils im Auge. Wenn man aber anfangs hofft, die einzelnen deutschen Stämme sollten in ihrer Eigenart charakterisiert, und für die Erscheinungen, die nur aus ihrer speziellen Herkunft zu erklären waren, sollte mehr Verständnis erweckt werden, so sieht man sich hierin getäuscht. Die hauptsächlich beabsichtigten allgemeinen Besprechungen über Zeitströmungen in der Literatur und über alles, was ihre Fortentwicklung fördert oder hemmt, finden sich oft. Auch ist zu rühmen, daß zur genaueren Kenntnis von Zeitgenossen und ihren Werken treffliche Artikel erscheinen. Aber das kritische Eingehen auf Einzelheiten macht sich doch mehr bemerkbar, als man beabsichtigt hat. Vermeidet man im Anfang noch die direkte Form der Kritik, so kommt es dann oft genug zu wirklichen Rezensionen und immer häufiger zu persönlichen Auseinandersetzungen, die dem Museum der ganzen Anlage nach hätten ferngehalten werden müssen.

Die Mitteilungen über die Wirkung der deutschen Literatur auf das Ausland treten nie in den Vordergrund. Sie können aber manch interessante und geradezu überraschende Resultate bieten.

Ein ganz besonderes Verdienst erwirbt sich das Museum um die Wiedererweckung der alten deutschen Literatur. Es sind im

wesentlichen direkte Mitteilungen aus vergessenen Schätzen, seltener Untersuchungen und größere Darstellungen. Aber es fehlt wohl kein Jahrhundert, und jedes wird durch charakteristische Beiträge vertreten.

Auch den Sinn für die Schönheiten der alten Sprache schärft unsere Zeitschrift und lehrt tiefer in die Zusammenhänge einzudringen. Daneben aber nimmt sie an der Tagesdiskussion teil, die ja durch Klopstocks und Adelungs Auftreten sehr lebhaft wird.

Zur Kenntnis der bildenden Künste kann das Museum kaum von Einem Auserwählten Bedeutendes bieten, während sich die meisten Artikel auf Aufzählungen beschränken. Dieser Mangel wird aber dadurch etwas behoben, daß die persönlichen Nachrichten über Künstler des öfteren treffliche Einblicke gewähren und hier und da doch zu einer allgemeineren Betrachtung durchdringen.

Dasselbe gilt von der Musik, zumal da Boie selbst zu ihr gar kein inneres Verhältnis hat. Außer den rein biographischen bilden die musikalischen Artikel mit wenigen Ausnahmen keine Bereicherung des Museums.

Höher zu stellen sind die meisten Nachrichten zur Kenntnis des Theaters. Unter den vielen Notizen aus einzelnen deutschen Städten befinden sich gute Urteile über die bedeutenderen deutschen Schauspielertruppen; und die günstigeren Verhältnisse des Auslandes regen zu glänzenden Parallelen an. Auch zeigen sich die ersten Spuren des Interesses für die Geschichte des Theaters.

Die philosophischen Artikel bieten in ihrer Gesamtheit ein gutes Bild von den Gegensätzen, die zu Beginn des Museums bestehen, und von dem Durchbruch der Kantschen Anschauungen. Die Moralphilosophen machen sich breit, werden aber von den Glaubensphilosophen überflügelt, die gerade im Museum ihre Meinung frei vertreten können. Weiter findet die Psychologie hier Pflege. Häufig genug sind auch die Beiträge zur Geschichte der Philosophie. Dann aber wird der Kampf immer schärfer. Hie Kant — hie Jacobi; hie platteste Aufklärung, hie krampfhaftes Festhalten an Offenbarung und Übernatürlichem. Den letzten Jahrgängen prägt dieser Kampf geradezu das Siegel auf.

Ebenso verfolgt man mit lebhaftestem Interesse alles, was sich für und wider Lavaters physiognomische Theorien anführen läßt. Trübt Voß' Teilnahme den Eindruck des philologischen Teiles der Zeitschrift, dessen sie wohl überhaupt hätte entraten können, so ist

der Blick auf die pädagogischen Leistungen um so erfreulicher. Es gibt kaum ein größeres Erziehungsproblem, das nicht behandelt wäre, und manche allgemein verständliche Darstellung einer Einzelfrage kann als mustergültig bezeichnet werden. Auch hier wird also das Museum den Erfordernissen seiner Zeit, die ja vor anderen pädagogische Interessen hat, gerecht.

Wie sich bei der Philosophie meist das Bestreben zeigt, dem Laien etwas zu geben, so richtet sich auch bei den Museumstheologen, die alle keine Zünftler sind, der Blick immer wieder auf die praktische Betätigung. Gegenüber der Orthodoxie in ihrer Starrheit und gegenüber den freisinnigen Angriffen zeigt sich immer wieder das Bemühen, das Wahre, Dauernde am Christentum zu betonen und ihm seinen gebührenden Platz neben der Philosophie und Moral anzuweisen, anderseits aber alle Übergriffe zu rügen. Gern zeigt man auch praktische Beispiele auf.

Das Bedeutendste sind die politischen Artikel. Das Museum durchlebt ja eine merkwürdige Zeit. Als die Nordamerikaner sich von England eben loszureißen beginnen, tritt die Zeitschrift ins Leben; ihr Ende findet sie zu einer Zeit, da die französische Revolution aller Augen auf sich lenkt. Deutschland wiederum sieht damals große Versuche und gewaltiges Ringen. Zuerst ist es die innere Weiterentwicklung der deutschen Staaten, die es zu verfolgen gilt. Dann ziehen sich die Wolken des bayrischen Erbfolgekrieges zusammen. Seine Fortsetzung findet er in dem stillen Kampfe zwischen Österreich und Preußen um die Vormacht, dessen deutlichste Spuren der Versuch Österreichs, Bayern doch noch zu gewinnen, und die Gründung des Fürstenbundes sind. Dann lenkt Friedrichs des Großen Tod noch einmal den Blick auf die gewaltigen Erfolge seines Lebens, und in Österreich beobachtet man den Zusammenbruch aller Pläne Josephs II. Alle diese großen Zeitereignisse finden ihren Niederschlag im Museum, aber sie bilden nur den Rahmen. Dem Plane gemäß, politische Erziehung zu geben, erscheinen hier Betrachtungen über alle wichtigeren Fragen, besonders aber verfolgt man all die verschiedenen Versuche zur Verbesserung der Staaten. Man hat bei dieser Kritik immer das eine Ziel im Auge, auf die großen Züge, die wichtigen Grundanschauungen aufmerksam zu machen. Es ist sehr bezeichnend, daß das Vorgehen Friedrichs in der Sache des Müllers Arnold, das alle anderen Zeitschriften glossieren, im Museum keine Beachtung findet, daß aber alle wohl-

tuenden Reskripte des Königs aufgenommen werden: man erkennt das Große an seiner Regierung und will diesen Eindruck nicht abschwächen. Gerade in der Kritik an den einzelnen Neuerungen und Bestrebungen auf politischem Gebiet zeigt sich das Museum am größten. Kaum einmal treffen wir persönliche Auseinandersetzungen, sondern überall sachliche Erwägungen, die dem tiefsten Grunde der Dinge auf die Spur kommen wollen. Auch was man über einzelne politische Neuerungen anderer Völker bringt, gilt immer dem Suchen nach dem Besten für das eigene Land. Erst als die französische Revolution die Blicke ganz an sich fesselt, finden wir Beiträge, die das deutsche Museum nichts angehen.

Man hat der Statistik jener Zeit mit Recht den Vorwurf gemacht, sie hätte nur unzusammenhängende Notizen um ihrer selbst willen gegeben, es aber nie zu Vergleichen gebracht. Auf den ersten Blick scheint dieser Vorwurf auch das Museum zu treffen, und für die letzten Jahre ist er wohl auch richtig. Aber die ersten Jahre haben ein gutes Recht, nur abgerissene Notizen zu bringen. Sollen diese kurzen Angaben doch gerade dazu anregen, nun selbst diese Vergleiche zu ziehen, selbst im Leben auf die Verschiebung der Dinge acht zu geben. Zu größeren Resultaten kann man mangels des Materials und will man um der Erziehung willen nicht kommen. Aus dem, was geboten wird, vermag aber ein aufmerksamer Leser Schlüsse genug zu ziehen, und für den deutschen Handel enthält das Museum durch die Nachrichten über andere Länder und andere Handelspraktiken viel treffliche Fingerzeige.

Es ist bezeichnend, daß der große Zug, der durch die politischen Artikel geht, in den Aufsätzen über soziale Fragen oft fehlt. Einesteils muß man hier infolge der scharfen Gegensätze, die zwischen den einzelnen Ständen immer mehr fühlbar sind, und infolge der persönlichen Gefahr ganz besonders vorsichtig sein. Anderseits glaubt hier, viel mehr als dort, ein jeder mitreden zu können, was zu einer kleinlichen Behandlung führt. Immerhin finden eine ganze Menge sozialer Mißstände eine scharfe Beleuchtung. Man weiß aber auch an Beispielen aus dem Auslande oder aus deutschen Ländern zu zeigen, wie es besser zu machen sei, kann auch von erfreulichen Änderungen berichten. Leider läßt Boie später die Debatte über einzelne Standesgegensätze allzu heftig werden.

Sind die Auseinandersetzungen über Rechtsfragen zu Anfang meist rein theoretischer Natur, da die Zeit erst Rousseaus Anregungen

verarbeiten muß, so können sie sich später immer mehr praktischen Fragen zuwenden, da die bedeutenderen Staaten in jenen Tagen ihr ganzes Rechtssystem umwälzen. Hier hilft nun das Museum die neuen Gesichtspunkte zu vermitteln und Anregungen zu geben.

Wertvoller noch ist der Gedankenaustausch über Verwaltungsfragen. Das preußische Regiment mit seinem ruhigen Fortgang lenkt immer wieder die Augen auf sich. Größer noch ist die Spannung, als die tiefgreifenden Neuerungen in Österreich einsetzen, um so größer auch die Enttäuschung, als sich die hohen Erwartungen nicht erfüllen. Auch hier befleißigt sich das Museum im wesentlichen einer ruhigen Kritik. Wie es die Aufhebung der Zensur ruhig erwägt, so stimmt es auch im allgemeinen nicht in den unbedingten Kampf gegen die Geistlichkeit ein und fordert Toleranz im wahrsten Sinne des Wortes. Wenn es auch sonst alle Reformen gern verzeichnet, so lenkt sich das Hauptaugenmerk doch auf das Schulwesen. Die Berichte über hohe und niedere, Stadt- und Landschulen, Lehrerseminare und Waisenhäuser, Akademien, Frauenschulen und Taubstummenanstalten sind äußerst zahlreich; aber es macht sich meist das Bestreben geltend, wirklich Förderliches zu bieten und Anekdotenjägerei oder persönliche Kritik zu unterdrücken. Insgesamt geben diese Artikel einen guten Eindruck von dem großen Fortschritt, den das Schulwesen gerade damals macht.

Die militärischen Notizen treten ganz in den Hintergrund, und auch alles Historische zeigt nicht allzu großen Wert. Es finden sich nur wenig tiefergehende Aufsätze, darunter allerdings einige von großer Bedeutung; aber in der Mehrzahl gelten diese Beiträge nur der Unterhaltung. Erst gegen Ende des Museums sucht man aus den Erfahrungen der Vergangenheit Schlüsse für die Gegenwart zu ziehen.

Die biographischen Artikel, die sich mit Recht nicht auf Deutsche beschränken, sondern auch Ausländer behandeln, die über die Grenzen ihres Landes hinaus Beachtung beanspruchen können, sind recht verschieden. Große und Kleine werden gewürdigt, der eine mehr als es seine Bedeutung rechtfertigt, der andere weniger, als man erwartet. Gerade hier zeigt es sich am deutlichsten, daß das Museum von zufälliger Berichterstattung abhängt.

Aus demselben Grunde nehmen die naturwissenschaftlichen und medizinischen Beiträge keine bedeutende Stellung ein. Hier und da erscheint einmal Praktisches und Wertvolles; im allgemeinen dienen

diese Artikel zur Abrundung des Bildes. Gemeinnützige Zwecke verfolgen ja viele Beiträge, die wir an anderen Stellen schon eingereiht haben, aber auch ausschließlich dieses Ziel haben manche im Auge und zeitigen gute Erfolge. Sie sind wichtig, um dem Museum seinen Charakter zu erhalten und gegen allzu Gelehrtes auszugleichen.

Dem Ausgleich dienen auch sehr oft die Reisebriefe und die Berichte über Länder und Völker. Zu Anfang blühen die allgemein beliebten Reisebeschreibungen; es finden sich unzählige Notizen über einzelne deutsche Städte, Gegenden und Länder. Aber einen tieferen Wert können sie immer weniger beanspruchen, bei ihrer Oberflächlichkeit und Unzuverlässigkeit vermögen sie nicht einmal zu ersprießlichen Vergleichen anzuregen. Darum ist es wahrlich kein Schaden, daß sie mehr und mehr zurücktreten; dieser Versuch, die deutschen Stämme einander näherzubringen, ist nicht geglückt. Bedeutender sind die Beiträge zur Kenntnis außerdeutscher und außereuropäischer Länder. Hier haben wir wirklich gute Schilderungen von Orten und Gegenden, Völkern und ihren Sitten. Wohl ist auch hier manches stark auf die Unterhaltung zugeschnitten, aber manche historische Nachricht und die eingehenden Berichte Niebuhrs können jedem etwas bieten. Diese Aufsätze bleiben auch nicht an dem Äußeren hängen, sie führen tiefer in die Kultur und die Sitten ein und machen bereits Ansätze, wirklich in die Lebensbedingungen der Völker und die psychologischen Grundlagen ihrer Anschauungen einzudringen.

Die Beilagen sind viel seltener, als man nach der Ankündigung erwartet. Meist sind es Kompositionen, hier und da dienen sie dazu, einen Artikel verständlicher zu machen. Irgendwelche Bedeutung können sie nicht beanspruchen.

Hat das Museum sein Ziel erreicht? Im wesentlichen müssen wir es bejahen. Solange die Zeitströmung andauert, aus der es herausgeboren war, so lange erhält es sich — trotz der Ungunst der Verhältnisse und mancher Fehler seiner Herausgeber —, liefert immer wieder Bedeutendes und tut in stiller Arbeit viel für die Erziehung seiner Leser. Wir sahen, daß die Zeitschrift nicht auf regelmäßige Berichterstattung gegründet war. An anderer Stelle lege ich dar, wie stark die Mitteilung einzelner von ihrem persönlichen Zusammentreffen mit Boie und Dohm abhängig war, und

wie sehr das Museum aus der Hand in den Mund leben mußte. Trotzdem ist eine gewisse einheitliche Haltung festzustellen. Das ist meines Erachtens nicht, wie es Weinhold glauben machen möchte, das Verdienst Boies, denn jahrelang ließ dieser seine Zeitschrift gehen, wie sie ging. Daß das Museum im tiefsten Grunde stets das gleiche Ziel verfolgte, kam daher, daß sein glänzend angelegter Plan wirklich dem Bedürfnis seiner Zeit entsprach. Solange dies Bedürfnis anhielt, hatte das Museum Bestand. Als sich die Blicke der Deutschen immer mehr von ihrem eigenen Lande ablenkten, als die kosmopolitischen Tendenzen wieder überhand nahmen, war für das deutsche Museum kein Platz mehr, zumal da inzwischen eine Menge Zeitschriften die gleichen Ideen aufgegriffen hatten.

Schluß.

Das Museum in seinem Verhältnis zu den anderen Zeitschriften seiner Zeit.

Am 12. September 1775 versandten Boie und Dohm ihr Rundschreiben; bereits die Oktobernummer des Deutschen Merkur brachte die Bestätigung, daß sie mit ihrem Plane das Rechte getroffen hatten. Wieland scheint schon im Laufe des Jahres 1775 gefühlt zu haben, daß sein Merkur mit der einseitigen Betonung des Poetischen nicht allen Anforderungen genüge. Er gab sich Mühe, manches brachliegende Gebiet neu zu bestellen. Nun nahm er die früheren regelmäßigen politischen Nachrichten wieder auf, führte ein neues Kapitel: „Fragen und Aufgaben" ein, wodurch er die Leser zur Mitarbeit heranziehen und seinem Unternehmen enger verbinden wollte, und bot auch sonst mehr Nichtpoetisches. Alles das sollte, wie Wieland im Oktoberheft 1775 ausdrücklich betonte, nur eine Abschlagszahlung für eine gründliche Erneuerung und Erweiterung sein. Er versicherte, daß er nun selbst, unbehindert durch irgend ein Amt, seinem Journal mehr Zeit widmen könne, und versprach, neue tüchtige Gehilfen in verschiedenen Fächern heranzuziehen. Auch wollte er die kritischen Nachrichten über die schöne Literatur, die er, der Not gehorchend, 1775 fallen ließ, nicht wieder aufnehmen, sondern nur, ähnlich dem Museum, das Wichtigere erwähnen und

dabei über einiges seine eigene Meinung sagen. Auch er wollte, wie Boie und Dohm verschiedene Beilagen ankündeten, nun alle Vierteljahre das Bildnis eines Gelehrten oder Künstlers bringen und über ihn berichten, ein Versprechen, das im Monat darauf auf alle Hefte ausgedehnt wurde. Ganz besonders aber — hier ist der Einfluß des Museumsrundschreibens am deutlichsten — stellte er auch Berichte über alle Neuerscheinungen auf dem ökonomischen Gebiete in Aussicht.

So zeigt denn der Merkur seit dem Oktober 1775 und besonders seit Anfang 1776 eine tiefe Veränderung. Monat für Monat wird nun eröffnet durch das Bild eines bedeutenden Deutschen und einen Aufsatz über ihn, z. B. Sebastian Brand, Hutten, Hans Sachs. Wieland nimmt also nun die erwachende Bewegung für die ältere deutsche Literatur, die auch das Museum trägt, auf. Er selbst tritt fortan mehr zurück; statt der wenigen umfangreichen Artikel finden wir eine größere Abwechslung und Mannigfaltigkeit, wodurch die ständigen kritischen Anzeigen in den Hintergrund gedrängt werden. Für Gemälde und Radierungen, für Archäologie und Musik zeigt sich viel größeres Interesse, das Historische wird mehr gepflegt und unter diesem Gesichtspunkte auch den Übersetzungen aus älteren Dichtern ein breiterer Raum gewährt. Statt der regelmäßigen, langweiligen Theaternachrichten folgen nun einzelne Briefe über besondere Erscheinungen. Ganz neu aber ist das Hervortreten von Erziehungsfragen und allem Ökonomischen und die Einführung der regelmäßigen Anzeigen neuer Erfindungen. Wieland sucht also alles aus dem neuen Plane, was er nur irgend mit seiner Art vereinigen kann, sofort in seiner Zeitschrift zu verwirklichen und vorweg zu nehmen. Daher kommt es, daß in der ersten Zeit Museum und Merkur, die sich ergänzen sollen[1], einander auf vielen Gebieten als Konkurrenten begegnen.

Je mehr aber Wieland sah, daß seine Zeitschrift und das Museum gut nebeneinander bestehen konnten, desto mehr lenkte er in alte Bahnen zurück. Das Politische u. a. trat wieder in den Hintergrund und diente nur der Unterhaltung. Die Hauptsache bildeten wiederum die rein poetischen Beiträge, unter denen Wielands eigene Schöpfungen immer den Hauptplatz einnahmen. Daneben finden wir historische und philosophische Aufsätze und besonders gute biographische Artikel. Neben den Übersetzungen aus den Alten waren solche aus dem Französischen und Spanischen reichlich ver-

treten. Ebenso schwankend wie im Museum erschienen die Kunst- und Theaternachrichten, während sich die pädagogischen Beiträge mehr auf die Theorie beschränkten und diese in möglichst unterhaltender Form vortrugen. Auch die Kritik machte sich noch auf Jahre hinaus breit, bis sich Wieland entschloß, von 1783 an den Rezensionen und Ankündigungen einen eigenen Anzeiger zu widmen, der dem Merkur als Anhang beigegeben wurde.

So bestand zwischen dem Merkur und dem Museum eine friedliche Rivalität. War das Museum dadurch überlegen, daß es mehr Gebiete umfaßte und ernstere Lektüre bot, so konnte sich der Merkur auf die dauernde Mitwirkung bedeutenderer Mitarbeiter und einiger trefflicher ständiger Berichterstatter stützen. Sein eigentliches Gepräge aber fand er durch die zahlreichen Artikel seines Herausgebers, die in den besten Jahrgängen eine ganz persönliche Fühlung zwischen ihm und den Lesern herstellten, ein Vorzug, dem das Museum nichts entgegenzusetzen hatte.

In dem Erscheinungsjahr des Museums begann Iselin seine „Ephemeriden der Menschheit", die nach ihres Begründers Tode durch W. G. Becker von 1782—1784 fortgesetzt wurden und dann 1786 noch eine letzte Auferstehung feierten. Schon daß sie seit 1780 im gleichen Verlage wie das Museum erscheinen konnten, ist ein Beweis dafür, daß beide Zeitschriften einander im wesentlichen nicht gefährlich wurden, obwohl sie manchen Mitarbeiter gemeinsam hatten. Die Ephemeriden zeichnen sich durch einen festen Plan aus: in einem dogmatischen, einem kritischen und einem beschreibenden Teil verfolgen sie gerade im Gegensatz zum Museum mit einem unerschütterlichen Idealismus das rein Menschliche, das, was über das Volk hinaus eint. Oft berühren sie sich mit dem, was wir im Museum lesen, da sie gleich ihm alle Zeitfragen beleuchten, gleich ihm auf die statistischen Mitteilungen, besonders über den Handel, und auf alle Fortschritte in Verwaltung und Erziehung Wert legen. Aber die ganze Grundanschauung beider Zeitschriften ist so verschieden, und daher weichen die Schlüsse, die sie ziehen, so voneinander ab, daß beide Journale nebeneinander Interesse beanspruchen konnten.

1778 begann bei Wever in Berlin die Vierteljahrsschrift Olla Potrida, die sich bis 1797 erhielt. Ein Blick auf die ständigen Rubriken lehrt schon, daß sie nur der Unterhaltung dienen wollte, und ein Blick in die Zeitschrift selbst zeigt, daß auch diese Rubriken

noch über den Inhalt täuschen. Es war ein Sammelplatz für untergeordnete Geister, unter denen Vulpius noch einen hohen Rang einnahm. Sehr oft stellten sich die Artikel als unverschämte Ausschreibereien aus allen möglichen Werken, ja selbst aus anderen Zeitschriften dar; Schmieder und der Erzplagiar Eschke leisteten darin Hervorragendes. Besonders gern erzählte man Geschichten aus Frankreich und England und wußte dabei den rührseligen Ton zu treffen, der das Parterre begeistert; hier und da mischte man auch etwas Schlüpfriges oder Grausiges dazwischen. Das einzige Gute waren die Bilder zeitgenössischer Schriftsteller, die die einzelnen Hefte eröffneten. Die Sorge, die Olla Potrida könne dem Museum gefährlich werden, war unnötig; sie suchte ihr Publikum in Kreisen, die für das Museum nie ein Verständnis haben konnten.

Ein gefährlicherer Gegner schien im Jahre 1780 Lichtenbergs und Forsters „Göttingisches Magazin" werden zu wollen. Auf vielen Gebieten machte es dem Museum Konkurrenz. Was es über Zeitgenossen zu geben hatte, übertraf die Museumsartikel bedeutend; ebenso war es in der Völker- und Länderkunde ein gefährlicher Rival. Zu Anfang setzte auch die Kritik infolge Lichtenbergs eigener Mitarbeit ausgezeichnet ein, allein leider füllte dann der Streit mit Voß die Spalten mit allzu bitteren Auseinandersetzungen. Aber von Anfang an standen die Naturwissenschaften im Vordergrund, ein Kapitel, das vielen doch zu fern lag. Und auch im Blick auf die übrigen Gebiete, die sich vielfach mit dem Museum berühren, erhob sich bald die Klage, das Magazin sei zu lehrhaft und biete zu wenig Abwechslung. Lichtenberg erwehrte sich dieses Vorwurfs zwar mit beißendem Spotte, aus dem der Groll über den Erfolg des Museums deutlich herauszuhören ist. Allein er fügte sich dem Geschmack der Zeit doch, indem er sich bemühte, für größere Abwechslung zu sorgen, und schließlich auch Gedichte aufnahm, freilich nur Lehrgedichte und Satiren. Trotzdem blieb die Haltung zu gelehrt. Einen Vorzug hatte das Magazin allerdings: es suchte stets über das Neueste auf dem Laufenden zu erhalten. Aber dies wurde dadurch aufgehoben, daß es nur aller zwei Monate erschien und vom zweiten Jahrgang an immer unregelmäßiger herauskam. Im Jahre 1783 wurde erst der dritte Jahrgang vollendet, und die beiden einzigen Hefte des vierten kamen erst 1785. So erklärt es sich, daß auch das Magazin, trotz mancher trefflichen Abhandlung, dem Museum auf die Dauer nicht schaden konnte.

Speziellen Teilen des Museums erwuchs eine Konkurrenz durch Schlettweins „Archiv für den Menschen und Bürger in allen Verhältnissen" (1780 ff.), v. Archenholz' „Literatur- und Völkerkunde" (1782 ff.) und Adelungs „Magazin für deutsche Sprache" (1782 ff.). Aber letzteres beschränkte sich auf einen zu kleinen Interessenkreis, Archenholz war viel auf Übersetzungen aus dem Französischen angewiesen und konnte sein Journal nicht auf die gewünschte Höhe bringen, Schlettwein aber hatte einen zu weitläufigen Plan und zeigte sich zu sehr von sich selbst eingenommen, als daß er dauernd hätte befriedigen können. Schlözer setzte seinen „Briefwechsel" seit 1782 in den „Staatsanzeigen" fort, aber er wandte sich immer nur an die Männer und verscherzte sich durch allzuviel Polemik manche Sympathien.

Die gefährlichste Konkurrenz erwuchs dem Museum im Jahre 1783. Damals gründeten Canzler und Meißner in Dresden ihre Quartalsschrift: „Für ältere Litteratur und neuere Lektüre" und Gedike und Biester ihre „Berlinische Monatsschrift".

Die Dresdner Quartalsschrift, die sich allerdings nur bis 1785 hielt, hat dem Museum wohl am meisten geschadet, war sie doch, abgesehen von der politischen Richtung, auf die gleichen Ideen aufgebaut und stützte sich auf die gleichen Mitarbeiter. So finden wir in ihr Alxinger, Blumauer und Haschka, W. G. Becker, Rupert Becker, Kretschmann und Langbein, Göckingk, Fischer und Forster vertreten. Ursprünglich sollte diese Zeitschrift zu gleichen Teilen dem Wiedererwecken der Alten und den Neuen dienen. Mit Stolz betonte sie als ihre Eigenart, daß jedes Heft einen bedeutenderen Dichter aus den letzten drei Jahrhunderten durch eine Biographie und Bruchstücke aus seinen Werken charakterisieren sollte. Daneben wollte sie Gedichte, moralische Erzählungen, sowie Aufsätze aus der Geschichte, Philosophie, Dichtkunst und Länderkunde geben. Aber es zeigte sich bald, daß eine derartige Verteilung nicht den Interessen des Publikums entsprach. Die ältere Literatur wurde erst eingeschränkt, dann trat sie immer mehr zurück. Um so stärker wurde nun die Konkurrenz für das Museum, auch wurde die Erscheinungsform geändert, um besser zu Zeitfragen Stellung nehmen zu können. Wir finden nun gute Kritiken und ästhetische Aufsätze, finden in theologischen und politischen Artikeln eine Berücksichtigung des Neuesten. Über Statistisches und Naturwissenschaften erschienen hochinteressante Berichte aus England, während für die sozialen Gegen-

sätze nach den historischen Gründen geforscht wurde. Auch Rechtsfragen und Geschichtliches wurden gut behandelt, wobei allerdings die sächsischen Verhältnisse etwas in den Vordergrund traten. Alles in allem zeigte die Zeitschrift einen guten Ausgleich zwischen Nützlichem und Angenehmem. Aber bald gestaltete sich die Beschaffung guter Beiträge immer schwieriger, und bereits nach kurzer Zeit kamen Klagen über den allzu großen Wettbewerb der deutschen Zeitschriften; der Einbruch in das fremde Gebiet rächte sich schnell. Da nun die Quartalsschrift genau wie das Museum auf rein zufällige Beiträge angewiesen war, so ergab sich bei ihr, besonders in den poetischen Beiträgen ein rascher Niedergang, wie ja auch das Museum zu gleicher Zeit sank. Immer mehr schränkte sich der Inhalt auf das ein, was das Unterhaltungsbedürfnis des Durchschnitts erforderte. So blieb das Museum in diesem Kampfe Sieger, weil es länger eingebürgert war. Als dann Meißner nach Prag übersiedelte, erschienen die Hefte immer ungleichmäßiger (Heft 6 des Jahrganges 1785 erschien im Januar 1786; das achte Heft desselben Jahrganges im Januar 1787), und nach Canzlers Tode wurde das Unternehmen ganz aufgegeben, um erst 1793 im „Apollo" noch einmal aufzuleben.

War es zwischen dem Museum und der Quartalsschrift ein stilles Ringen, so spitzte sich der Gegensatz zwischen ihm und der Berlinischen Monatsschrift bald so zu, daß er auch in den Zeitschriften selbst zum Ausdruck kam.

Von den Versprechungen, die Gedike und Biester, die Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift, in der Vorrede des ersten Jahrganges machten, erfüllten sie allerdings nur einen Teil. Wenn man danach eine Zeitschrift erwarten mußte, die, abgesehen von dem neu hinzutretenden Aufklärungsgedanken, fast aufs Haar dem Museum gleichen werde, standen in Wirklichkeit die ersten $5^1/_2$ Jahrgänge ganz unter dem Zeichen eines heftigen Kampfes gegen alles Schwärmerische der Zeit, so daß die Herausgeber nicht die geplante höchste Mannigfaltigkeit erreichen konnten. Das einzige Alte waren die mit ermüdender Regelmäßigkeit Heft für Heft erscheinenden Ramlerschen Wiedergaben aus Horaz und später aus Martial. Sonst blieb die Berlinische Monatsschrift ganz auf dem Boden ihrer Zeit und betrachtete alles mit einem scharfen Blick für die praktische Bedeutung. So waren auch die „Nachrichten von merkwürdigen Menschen" rein den Zeitgenossen gewidmet und zwar besonders

denen, die sich praktische Verdienste erworben haben (Franklin, Montgolfier). Auch in den jedem Bande beigegebenen Stichen diente man der Zeit und zeigte sich hier recht als Berlinische Monatsschrift. Denn außer den eben erwähnten besonders verdienten Leuten wurden nur preußische Minister und Großwürdenträger dargestellt im Gegensatz zu Wielands Merkur, der auch hier literarischen Tendenzen huldigte. Aus dem innigen Zusammenhang mit der Gegenwart entsprang auch die schnelle Berichterstattung über bedeutende Zeiterscheinungen, in der die Monatsschrift dem Museum weit überlegen war. Überhaupt folgte in der Monatsschrift in der Regel alles Schlag auf Schlag, so daß den Lesern der Überblick nicht verloren ging, während das Museum seine Artikel auseinanderzog und mit Antworten lange auf sich warten ließ. Was ferner außer der einheitlichen Tendenz der Monatsschrift einen festen Zusammenhang und damit einen Vorzug vor dem Museum gab, war, daß beide Herausgeber immer im Vordergrunde standen, da sie selbst äußerst tätig in Beiträgen waren und auch zu den Arbeiten anderer in Anmerkungen Stellung nahmen. Trat dies auch manchmal störend hervor, so gab es doch dem Leser ein viel größeres Gefühl des Vertrautseins, der persönlichen Stellung zur Zeitschrift.

Ihrem Beruf als „Schwarzes Brett am Gerichtshofe der aufgeklärten gesunden Vernunft" entsprechend, suchte die Berlinische Monatsschrift einesteils die Aufklärung philosophisch zu vertiefen, andernteils alles, was ihr entgegen war, festzunageln und zu bekämpfen. An der positiven Arbeit beteiligten sich besonders Mendelssohn, Eberhard und Kant, der eine mehr theoretisch, die anderen mehr praktisch-philosophisch. Auch nach der religiösen Seite hin wagten sie, wenn auch zaghaft, durch eine, rein theoretische, Darstellung über den wahren Geist des reinen Deismus zu wirken, nach der rechtsphilosophischen Seite durch Abhandlungen über Entstehung der Gesellschaft und des Rechtes.

Neben dieser aufbauenden Arbeit galt es nun den Kampf. Da war es besonders die Auseinandersetzung mit den schwärmerischen Bestrebungen ihrer Zeit, in denen die Berliner zugleich katholisierende Tendenzen vermuteten, mit einem Stark und besonders mit Lavater, der ja mit einer gewissen Vorliebe das, was Evangelische und Katholiken einige, und anderseits das Höhere, Übernatürliche betonte. Neben ihm galt es den geheimen Gesellschaften, die man überall aufzudecken glaubte, ferner der bevorzugten Stellung der

Geistlichkeit und besonders Rom und den Jesuiten. Aber auch der Magnetismus erweckte den Zorn der Berliner, und ebenso gefielen sie sich in Enthüllungen über Cagliostro und andere Betrüger. Wir sahen, daß das Museum sich hier scharf gegen die Berlinische Monatsschrift erklärte, nicht um der Sache willen (hier haben die Berliner immer ein gewisses Recht für sich), sondern um des heftigen Tones, der Unduldsamkeit und der Ketzerriecherei willen. Dem Museum antworteten dann die Berliner wieder scharf und nicht ohne Witz. So tobte der Streit hin und her.

Er fand sein Ende zunächst durch das Eingehen des Museums, hätte aber bei dem Erscheinen des Neuen Museums wieder aufleben müssen. Inzwischen aber war den Berlinern der Mund geschlossen worden. Nach einem Schreckschuß gegen die Deisten und Naturalisten, der 1787 unbeachtet geblieben war, erfolgte am 3. Juli 1788 die Ernennung Wöllners zum preußischen Minister des geistlichen Departements und am 9. Juli die Bekanntgabe des Wöllnerschen Religionsediktes, das scharf gegen Deisten, Naturalisten und die ganze Aufklärung vorging und alle öffentlichen Angriffe verbot. Am 19. Dezember kam dann das entsprechende Zensuredikt, doch hatte es die Berlinische Monatsschrift gar nicht abgewartet. Es ist interessant, wie in ihrer Haltung ganz plötzlich mit dem Juli 1788 eine Änderung eintrat. Sie mußte den Kampf stark einschränken und konnte nur noch die im Edikt ausdrücklich verbotene Proselytenmacherei und die in Preußen nicht anerkannten Sekten beleuchten oder einmal eine historische Darstellung über alle geheimen Gesellschaften geben. Nur Stark und die Swedenborgianer erfuhren weiter direkte Angriffe. Statt der alten Kampfesartikel erschienen nun in der Monatsschrift kleinere Aufsätze aller Art wirr durcheinander, genau wie sie einst das Museum geboten hatte. Poetisches und sogar komische Erzählungen und Schwänke fanden Aufnahme; allgemein philosophische und historische Fragen wurden behandelt, auch Pädagogisches, Soziales und Rechtsphilosophisches nahm man auf. Besonders aber richtete sich auch hier der Blick immer stärker auf Frankreich. Und was das merkwürdigste war: die Kritik fehlte nunmehr völlig. So hatte die Berlinische Monatsschrift ihre Eigenart ganz aufgegeben, und nur die Zahl und Größe der Artikel unterschied sie von dem Neuen Museum, mit dem sie auch in der Behandlung der französischen Revolution übereinstimmte. So wurden die beiden Gegner, die aus dem Kampfe gegeneinander

manche Stärkung gezogen hatten, nun Rivalen in anderem Sinne. Sie hatten die gleichen Interessen und nahmen sich gegenseitig die Luft, bis das Museum erlag.

Wir müssen noch einmal ins Jahr 1783 zurückkehren, um wenigstens festzustellen, daß dem Museum für verschiedene kleinere Kreise Rivalen in Kleins „Pfälzischem Museum", im „Schweizerischen Museum", Lobethans „Anhaltischem Museum" und in den in Dessau erscheinenden „Beyträgen zum Deutschen Museum" erstanden, denen sich 1785 J. M. Armbrusters „Schwäbisches Museum" anschloß.

1784 begann C. F. v. Moser sein „Patriotisches Archiv für Deutschland", das sich viel Freunde erwarb. Es behandelte besonders politische und Verwaltungsfragen und zeichnete sich durch großen Reichtum an guten Gedanken und genauer Kenntnis aus. Für das Museum bedeutete es gerade in Süddeutschland eine unangenehme Konkurrenz, während Wekhrlins „Graues Ungeheuer" (1784 ff.) wegen der mangelnden Geschlossenheit und Winkopps „Zuschauer" (1784 ff.) wegen der Unzuverlässigkeit nicht auf die Dauer befriedigen konnten. Denselben Zweck wie das Museum, „die Wissenschaft genauer in die bürgerliche Gesellschaft zu verweben", verfolgte Otto v. Gemmingens „Magazin für Wissenschaften und Literatur", das 1784 in Wien zu erscheinen begann und sich besonders auf Schlosser, Haschka, Blumauer und den Exjesuiten Hofstätter stützte. Es konnte aber gegen Boies Journal, das sich gerade in Wien sehr eingebürgert hatte und auch von Joseph II. gelesen ward, nicht aufkommen.

Noch eine Zeitschrift haben wir zu erwähnen, die gleich dem Museum die Absicht hatte, „Deutschland mit sich selbst bekannt zu machen". Im Jahre 1784 begann Göckingk sein „Journal von und für Deutschland", das dem Individuum, nicht der Gesellschaft dienen wollte. Aber schon der Plan zeigte, daß es das Ziel rein äußerlich auffaßte. Es wollte Monat für Monat große Statistiken und Tabellen und damit einen Gesamtüberblick über jedes Gebiet des öffentlichen Lebens geben (deshalb brachte es ebenso Übersichten über den Inhalt der vornehmsten Journale wie über alle Konkurse) und dann in einem Artikel alles Wichtige eines jeden Monats zusammenfassen. Es sollte nichts Merkwürdiges in Deutschland geschehen, was nicht in diesem Journal zu finden wäre. Ausdrücklich aber betonte Göckingk, daß er sich im wesentlichen auf die Samm-

lung des Materials beschränken, die Durcharbeitung aber anderen Zeitschriften überlassen müsse.

Es war ein Plan, den man mit den Mitteln der damaligen Zeit gar nicht ausführen konnte. Göckingk sah sich daher schon beim zweiten Hefte zu Abstrichen genötigt, während ihn die geringe Subskription überhaupt hätte stutzig machen müssen, ob sein Journal wirklich einem Bedürfnis entspräche. Außer einem Teil von Bürgers Ilias und guten Reisebeschreibungen brachte der erste Jahrgang nichts Hervorragendes und trug infolge allzu freier Äußerungen über Mainz dem Herausgeber nur Ärger ein. Daher überließ Göckingk von 1785 an das Journal dem Fuldaer Hofkammerpräsidenten Freiherrn v. Bibra, der bereits seit dem zweiten Halbjahre Mitherausgeber war. Dieser änderte den Plan in mancher Richtung, der überhaupt öfter, so noch 1789, Einschränkungen erfuhr. Eine Zeitlang blieb das Journal, das auch im Äußeren sehr unpraktisch eingerichtet war, darauf beschränkt, die unzähligen Korrespondenzen, die ihm aus allen Gegenden Deutschlands zugingen, abzudrucken. Doch sah sich v. Bibra hier zu immer größerer Vorsicht gezwungen. Mehr und mehr wurde die Zeitschrift dann durch die Beziehungen ihres Herausgebers zu einem Journal für die Katholiken, ohne daß dies freilich störend hervorgetreten wäre, da schon die Überfülle von Mitteilungen aller Art, die sich an das breiteste Publikum wandten, kein einheitliches Bild aufkommen ließ. Auch der Aufklärung öffnete Bibra seine Pforten und bemühte sich, gegen Hexen-, Aber- und Wunderglauben anzukämpfen, ohne indes in das Extrem der Berliner zu fallen. So wurde das Journal nach und nach zur Zeitschrift der gemäßigten katholischen Aufklärung und suchte, im Gegensatz zu den Illuminaten, der wahren Toleranz auf religiösem und besonders auch auf politischem Gebiete zu dienen. Dabei berührte es sich oft genug mit dem Museum, dem es in dieser späteren Zeit gefährlicher wurde als in dem statistischen Anfangsstadium. Die französische Revolution zog dann auch dies Journal stark in ihren Bann, doch finden wir gerade hier von Anfang an eine scharfe Gegnerschaft gegen sie, schon im Blick auf die Gefahren, die den geistlichen Rheinstaaten dadurch drohten.

In der Folgezeit erstand nun Journal über Journal. Aber die Interessen des Publikums erweiterten sich damals nicht, sondern wurden wieder enger, daher wurden auch die Zeitschriften einander immer ähnlicher. Es wurde immer schwerer und schließlich unmög-

lich, sich eine Eigenart zu erhalten. So ging auch das Museum in dieser Masse unter. Aber es versank nicht klanglos, wie fast alle übrigen, es behielt seinen Wert. Bis in das 19. Jahrhundert hinein wirkte es weiter; und noch Ludwig Wachler rühmt 1819 in seinen „Vorlesungen über die Geschichte der Teutschen National-litteratur" (II, 248):

„Den vielseitig reichsten Gehalt (sc. unter den deutschen Zeitschriften) hatte das von Boie und Chr. W. Dohm herausgegebene Teutsche Museum . . . . . und in mehr als einer Beziehung wird (dieser Zeitschrift) auch heute noch unter den schätzbarsten vermischten Sammlungen eine wohlverdiente Stellung eingeräumt; in der Bearbeitung wissenschaftlich-geschichtlicher Stoffe muß oft auf sie zurückgegangen werden."

Exkurs I.

Es entsprach ganz der Zeit, wenn das Museum von Anfang an eine möglichst große Mannigfaltigkeit erstrebte und auch gemeinnützige Fragen in allgemein verständlicher Form behandelte. Boten doch selbst theologische Lesebibliotheken ihren Mitgliedern außer „Periodischen Schriften, Predigten, Vermischten theologischen Werken, Wochenblättern, Zeitungen und Gelehrten Landesprodukten" auch einen „Anhang für allerley Leser", der genau dieselben Gebiete berührt, die das Museum zu vereinigen suchte. Als Beispiel gebe ich aus dem „Zeit und Handbüchlein für Freunde der theologischen Lektüre aufs Jahr 1775 — der geistlichen Les-Gesellschaft zu Bayreuth zugeeignet, Bayreuth, bey Joseph Michael Senfft" den letzten Absatz der „Les-Bibliothek des letzten Jahres":

Anhang für allerley Leser.

Baretti Reisen, 2 Theile.
Bonnauds Abhandl. von schädlichen Wirkungen der Schnürbrüste a. d. Franz.
Brückmanns Abhandl. von Edelgestein.
Brydone's Reisen durch Sicil. und Malta, 2 Theile.
Cramers Nachrichten zur Geschichte der Herkulanischen Entdeckungen.
David, ein Trauerspiel.
Diderot's philosoph. Werke 1 Th. a. d. Franz. Leipz.
Erfahrungen und Untersuchungen über den Mensch. Berl.
Ferbers Briefe über natürliche Sachen, aus Welschland, Prag. 1773.
Fuchs, Abh. von Wochentägen, zur Erläuterung eines bey Mainz gef. Altars mit 8 Götzenbildern, Mainz 73.
Hamon, über die Unsterblichkeit der Seele.
Kantemir's Beschreibung der Moldau.
Kästners vermischte Schriften, I. 2 Th.

Kurzer Begriff aller Wissenschaften.
Der Koran, oder das Gesetz f. Muselm. a. d. Arab.
Der Landprediger von Wackefield a. d. Engl.
Lebensbeschreibungen merkw. Personen. 1 Th.
Lebensgesch. Tobias Knauts. 1. 2 Th.
Lieder für kleine Kinder.
Die Moral des Epikurs von Batteux.
Musenalmanach. Leipz. 1774.
Ockel über die Sittlichkeit der Wollust.
Der offenherzige Philosoph.
Paläphatus von unglaublichen Begebenheiten aus dem Griech. Quedlinburg 1774.
Plattners Anthropologie für Ärzte und Weltweise, Berl.
Reise eines königl. franz. Offiziers nach den Inseln Frankreichs — 1 — 2 Theil.
Richards natürl. Geschichte der Luft 1 B. a. d. Französ. Nürnberg 1773.
Rosnay's Naturlehre für's schöne Geschlecht. Leipz. 1774.
Rosners Gedichte. Bayreuth.
Schröckhs allgem. Biographie 1—4 Band.
Schröters vollst. Einleitung in d. Gesch. der Steine und Versteinerungen. 1. B. 4.
Sittenlehre für junge Frauenzimmer. Leipz. 1774.
Spaziergänge von Blum. 1. 2 Theil.
Stellers Beschreib. von Kamtschatka. 1774.
Torrubia's Naturgesch. von Spanien, a. d. Span. 4.
Uiber die Ehe. Berlin 1774.

Exkurs II.

Im Februar 1781 erschien im Museum „Die schöne Bäkkerin. Eine Legende", unterzeichnet B**r. Als das Museum um dieses Beitrages willen in Münster beschlagnahmt wurde, erfolgte mit der gleichen Unterschrift ein Sonderabdruck: „Die schöne Bäkkerin. Eine Legende. Nebst einer Apologie an den ehrwürdigen Pater S. in M. Der Preis ist 3 Groschen. Dessau. In der Buchhandlung der Gelehrten. 1781."

Köſter (Hiſtor. Zeitſchr. v. Sybel, Jahrgang 75, S. 123 f.) weiſt betreffs des Motivs auf Ayrers Faſtnachtsſpiel „Die ehrlich Beckin mit iren drey vermeinten Bulern" hin; jedoch ſcheint hiervon nur die Bezeichnung der Frau als Bäckerin zu ſtammen. Sonſt weicht die Erzählung ſtark von dem Faſtnachtsſpiel ab und ſchließt ſich ganz an des Niemand „Schwank von den drei Mönchen in Kolmar" an (ſ. Hagen, Geſammtabenteuer, Nr. 62 [III, 159 ff.], Goedeke I, 226 f). Ganz zu eigen gehört dem Verfaſſer der neuen Legende nur die ausgeſponnene Satire auf die Geiſtlichkeit.

Über den Verfaſſer beſtand bisher Meinungsverſchiedenheit. Während man früher Blumauer dafür anſprach, lehnte dies Köſter (a. a. O.) ab und wollte das Gedicht Bürger zuſchreiben, eine Anſicht, von der er inzwiſchen ſelbſt zurückgekommen iſt. Schüddekopf (Anz. f. d. A. XXI, 120) zitiert einen Baerſchen Katalog, der J. A. Braun als Verfaſſer nennt.

In einem ungedruckten Briefe Boies an Voß vom 25. Februar 1781 (Kgl. Bibliothek in Berlin) heißt es: „Die ſchöne Bäckerin iſt von Becker und von mir ausgefeilt." Nun arbeiteten am Muſeum zwei Becker mit: Wilhelm Gottlieb Becker, der ſich als Herausgeber von Zeitſchriften und in der Reſtitutionszeit als Herausgeber von Taſchenbüchern einen Namen machte, und ſein Freund Gotthelf Wilhelm Rupert Becker, geſtorben 15. Februar 1823 zu Leipzig als Kriegskammerrat (Goedeke V, 514). Dieſer Rupert Becker iſt der Verfaſſer unſeres Gedichtes, denn ſein Namensvetter hat ſich nie in Schwänken verſucht, er aber veröffentlichte eine ganze Reihe im Muſeum und in Canzler-Meißners Quartalsſchrift „Für Aeltere Litteratur und Neuere Lektüre". Ein Blick ſchon zeigt die Übereinſtimmung zwiſchen der „Bäkkerin" und Gedichten wie

Die Narrengeißel (Muſeum 1782, 6)
Der gegrafte Küchenjunge (Muſeum 1783, 3)
Hans von Paſſau (Muſeum 1783, 5)
Friz (Quartalsſchrift I, [1783] 1, 131)
Lux (Quartalsſchrift I, [1783] 2, 192)
Katrinchen und der Kapuziner (Quartalsſchrift III, [1784] 1, 1) uſw.

Dasſelbe Motiv griff dann v. Nicolay in ſeiner Erzählung „Die Buckligen" (Muſeum 1785, 9) auf, ohne den Witz Beckers zu erreichen.

Regiſter.

Abbt 53. 140. 149. 154.
Alberti 7.
Adelung 175. 214. 223.
Alxinger, v. 102. 116. 118. 170. 191. 199. 223.
André, John 41. 117.
Anhalt-Deſſau, Fürſt von 55. 113.
Anton, Dr. 53. 89. 150. 160. 174. 185.
Anzeigen, Göttinger Gelehrte 63. 173.
Apollo 224.
Archenholz, v. 117. 124. 198. 200. 223.
Archiv für den Menſchen und Bürger in allen Verhältniſſen 223.
Archiv, Patriotiſches für Deutſchland 115. 227.
Aufſeher, Nordiſcher 130.
Aunoy, v. 197.

Baczko, v. 101.
Baden, Markgraf v. 55.
Bahrdt 104. 202.
Baldinger, Mme. 189.
Barkhauſen. H. L. W. 56. 106. 116. 156. 159. 178. 181 f. 189.
Barkhauſen, Victor 56. 102. 116. 159. 186.
Baſedow 7. 35. 56. 142.
Baudiſſin, C. A. C. Gräfin v., geb. v. Schimmelmann 101. 170. 198.
Baumberg, Gabriele v. 198 f.
Becker, W. G. 87. 101. 115. 167 ff. 211. 221. 223. 232.
Becker, W. G. Rupert 88. 102. 168 f. 191. 223. 232.
Beckmann, Nic. 175.
Bernſtorf 58.
Beſeke, Prof. 117. 192 f. 198. 202.
Beutler 135.
Beiträge, Bremer 87. 130.
Beiträge, Rheiniſche 84.
Beyträge zum Deutſchen Muſeum 227.
Bibliothek, Allgemeine deutſche 2. 84. 135. 173. 204.
Bibliothek der alten Literatur und Kunſt 117.
Bibra, Frhr. v. 119. 228.
Bieſter 21 f. 108. 116. 203. 223 ff.
Blankenburg, v. 126. 210.
Bleſſig 102. 155. 189.
Blum 16. 52. 53. 90. 101. 145. 166 ff.
Blumauer 101. 117. 170. 223. 227.
Blumenbach, Prof. 54.
Bode 35 f.
Bodmer 87. 89. 91. 167 ff. 174. 187. 197.
Boie, Erneſtine 41. 134.
Boie, Rudolf 121.
Bouterweck 199. 201.
Bruns 41.
Buchholz, Fr. C. 52. 146.
Buffon 175.
Bürde 87. 167.
Bürger 10. 14 f. 17—22. 24—28. 30. 36. 38. 39 ff. 43—46. 48. 50 f. 56. 58. 65. 78 f. 80. 82. 84. 89. 90. 92. 98 f. 101. 107 f. 144—148. 159. 168. 210. 228.
Büſch 101. 124 f. 177. 184. 208.
Büſching 102 114. 119.

Campe 58. 90. 114. 117. 154. 168. 178. 187. 193.
Canzler 223 f.
Carmer, v. 117. 195.
Caſperſon 151. 196.
Chronik, Deutſche 132.
Claudius 14. 35 f. 48. 53. 149. 168.
Cramer, C. F. 19. 21 f. 25. 27. 47. 101.
Cordes, Dr. 117. 192 f. 200.

Dachröder 58.
Dahme 103.
Dalberg, Fr. v. 101. 169.

Dalberg, Karl v. 55. 101. 169. 177. 210.
Denis 11. 13 f. 23. 117. 168. 191.
Deſſauer Verlagskaſſe (Buchhandlung der Gelehrten) 113. 124.
Deinet 40.
Diedrichs 58.
Dietrich 21.
Diez 104 ff.
Dönhof 41.
Duſch 7.

Ebeling 125.
Eberhard 40. 53. 58. 153. 193. 225.
Ebert 30. 53. 117. 130. 169. 191.
Eckard 58. 154.
Eckermann 101. 170. 179.
Elwert 117. 192.
Ephemeriden der Menſchheit 119. 124. 221.
Eſchenburg 7. 38. 40. 53. 89. 118. 145. 149 ff. 151. 169. 173 f. 191 ff.
Eſchke 222.
Esmarch 18. 88. 91. 93. 110.
Ewald, Johannes 168. 187.
Ewald 196.

Fabricius 185.
Feder 38. 40. 54. 89. 144. 152. 154. 159. 182.
Felbiger 143.
Fichte 126.
Fiſcher (Berlin) 89. 104.
Fiſcher (Calbe) 174. 223.
Fiſcher 58. 106. 167.
Forſter, Georg 107. 125. 208. 222 f.
Forſter, Reinhold 54. 144. 160.
Friedrich der Große 104 f. 106. 140 ff. 172. 177. 180. 182. 186. 195. 199 f. 210 f. 215 f.
Friedrich 117. 191.
Frömmichen 182.
Funk 34. 51.
Fürſtenberg, Frhr. v. 51. 104. 106. 158. 178. 185.

Gallitzin, Fürſtin 104.
Gäde 57. 185.
Garve 57. 153. 209 f.
Gatterer, Mlle. 117.
Gatterer 54. 140.
Gebhard 193.
Gedike 57. 101. 108. 116. 147. 155. 168. 175. 203. 223 ff.
Gemmingen, O. v. 227.
Georgi 57.
Gerſtenberg 3 f. 5 f. 8 f. 11. 30 f. 34. 40. 51 f. 86. 149.
Giſecke 201.
Giſeke, L. 117. 191. 199.
Gleim 6 ff. 11. 13 f. 15 f. 17. 20 f. 22. 24 f. 29. 30. 36. 39. 48. 85. 95. 118. 167. 169. 191.
Göbhard 65 f. 154.
Göckingk 14. 37. 43. 45. 48. 56. 78. 80. 85. 109. 115. 117. 119. 121. 158. 166 ff. 169. 173. 183 f. 188 f. 191. 199. 223. 227 f.
Goethe 24 f. 26 f. 28. 40. 52. 65. 117. 145. 148. 153. 159. 197. 199.
Goetze 58.
Goeze 7. 173.
Göſchen 124—127. 207.
Gotter 11. 13. 28. 30. 34. 52.
Gottſched 1. 9. 31. 130.
Gramberg 51. 174. 187. 201.
Grävemeyer, v., geb. v. Hugo 89. 172. 189.
Greiner, Karoline v. 199.
Gronau 35.
Güldenſtaedt 57. 157.
Gundling 182.
Gurlitt 117. 191. 193.

Hahn 18. 29. 40. 47.
Halem, v. 51. 87 f. 99. 110. 112. 118. 122. 124 f. 127 f. 167 f. 170. 173. 181. 189. 191 f. 199. 211.
Haller, v. 160. 187.
Hamann 4 f. 53. 175.
Haſchka 102. 117. 121. 170. 199. 223. 227.
Haugwitz, v. 87. 117. 191.
Haydn 211.
Heeren 117.
Hegewiſch 125. 208. 210 f.
Heinicke, Samuel 117. 184. 193. 196.
Heinſe 85. 99. 102. 118. 189 f. 200.
Heldmann 102. 104.
Hellwang 126.
Helwing 82. 112. 113. 114.
Hensler 125.
Herder 3. 5 f. 9 ff. 14. 25 ff. 31. 40. 49. 52 f. 59. 89. 101. 148. 150. 152. 171 f. 174 f. 179. 192. 201. 208.
Herder, Karoline 27.
Herzberg, v. 104 ff. 172. 186.
Heyne 11. 21. 23. 38. 54. 63. 92 f. 96—98. 144. 150. 155.
Hiller 145.
Hindenburg 38. 107. 166. 179.
Hißmann 57. 106. 148.
Hofſtätter 227.
Hölty 18 f. 29 f. 36. 47. 52.
Huber 125. 209.
Hvlld 121. 201.

Iffland 101. 117. 169. 192.
Iris 135.
Iselin 119. 168. 187. 221.

Jacobi, F. H. 68. 87. 97. 101. 105 f. 112. 121. 125. 138. 153. 167. 172 f. 178. 187. 194. 201 ff. 204 ff. 210 f. 214.
Jacobi, J. G. 6. 11 f. 16. 85. 101 f. 125. 135. 167 f. 211.
Jagemann 117. 192. 198.
Jessen 9. 11.
Journal, Enzyklopädisches 35. 83. 133.
Journal von und für Deutschland 45. 115. 119. 199. 227.
Jung 101. 117. 169.
Junker 57. 151.

Kalender, Göttingischer 108.
Kant 159. 177. 193. 196. 201 f. 208. 214. 225 f.
Karschin 13. 16.
Kästner 11. 38. 40. 53 f. 58. 65. 89. 149 f. 154. 160. 174.
Kinderling 199.
Klein 69. 73. 84. 227.
Kleist, E. v. 48.
Kleuker 53. 59. 152. 154.
Klinger 58. 40. 50. 61. 87. 145 f.
Klopstock 4. 7 ff. 11. 17. 19. 24 ff. 28. 30. 34. 40. 48. 56. 64. 94. 125. 148. 150. 168. 170. 175. 192. 211. 214.
Klostermeyer 192.
Klotz 1 ff. 6. 8 f. 11.
Knebel 3. 12 f. 14 f. 17 f. 19. 22.
Koch, David 191.
Köhler, J. B. 9 f. 92.
Kosegarten 88. 101. 167 f. 170.
Kotzebue 127.
Krause 182.
Kretschmann (Ringulph) 12. 87. 167. 223.
Kritter 58.
Kuh, Ephr. Moses 116. 191.

Langbein, A. F. E. 88. 101. 168 f. 223.
Lavater 54. 64 ff. 84. 89. 101. 138. 144. 148. 154. 187. 193. 203 f. 214. 225.
Leisewitz 48. 108. 146 f. 194.
Lenz 38. 40. 41. 49 f. 60. 62 f. 146. 160. 171.
Leo 199.
Leon 170. 199.
Lerse 125. 185. 208.
Leß 68. 153.
Lessing 2 ff. 5 ff. 8. 11. 24. 26. 31. 36. 52. 105. 108. 139. 153. 159. 168 ff. 171 f. 174. 179. 199.
Leuchsenring 111. 121. 202 ff.
Lichtenberg 21. 38. 54. 64 ff. 76. 89. 94. 96—98. 105. 107. 110. 123. 151. 154. 173 f. 185. 222.
Lichtwer 3.
Linguet 159. 173. 182.
Literatur, Für ältere und neuere Lektüre 108. 115. 119. 223 f. 232.
Literaturzeitung, Allgemeine 119.
Literatur- u. Völkerkunde 124. 223.
Lorsbach 191.
Löwen 7.

Magazin der Regierungskunst 38.
Magazin für deutsche Sprache 223.
Magazin, Göttingisches 99. 108. 119. 159. 172. 222.
Manso 117. 191.
Marcard 126. 210.
Marées, de 203.
Matthison 102. 117. 121. 169. 191. 199.
Mauß, Isaac 173. 191.
Mauvillon 56 f. 60. 64. 68. 74. 103. 106. 116. 152 f. 156. 194.
Meierotto 58.
Meiners 54. 194.
Meinhard 48. 149.
Meißner, A. G. 52. 86. 101 f. 115. 125. 146. 166 f. 169. 173 f. 178. 189. 191 f. 208. 211. 223 f.
Mendelssohn 3. 11. 54. 106. 152. 154. 170. 172. 193 f. 201. 225.
Mengs, Rafael 176.
Merck 30. 37. 39. 41. 50. 53. 133. 135.
Merkur, Der Teutsche 23. 29. 34. 36 f. 39. 43. 53. 55. 57. 58. 59. 65. 67. 83. 90. 98 f. 107. 130 ff. 135. 143. 159. 166. 175. 219 ff. 225.
Metastasio, Pietro 147. 187.
Miller 18 f. 27 ff. 36. 47.
Michaelis 29. 197.
Milow 68.
Mnioch 117.
Mirabeau 173.
Möller 106. 186.
Monatsschrift, Berlinische 108. 118 f. 123. 159. 192 f. 201 f. 208 f. 223 f.
Moritz, 106. 119. 199.
Möser 40. 53. 132. 140.
Moser, v. 40. 53. 115. 158. 160. 173. 227.
Müller, Joh. 106. 117. 186. 194.
Müller, Joh. Georg 192.
Müller, Maler 87. 167.
Müller (Myller) 58. 89. 101. 126. 174.
Mumsen 41.
Münter, Fr. 87. 170.
Musäus 58.

Museum, Anhaltisches 227.
—, Pfälzisches 227.
—, Schwäbisches 227.
—, Schweizerisches 227.
Mutzenbecher 41.
Mylius 114.

Nicolai 11. 26. 45. 53. 63. 65. 92—95. 97. 106. 116. 149. 172 f. 202 ff.
Nicolay, v. 117. 191.
Niebuhr, Carsten 101. 106. 117. 125. 189. 197. 200 f. 203. 210 f.
Norberg 197.
Nyerup 192.

Oeder 51. 57. 158 f. 181.
Olbers 206.
Olla Potrida 187. 221 f.
Overbeck 87. 168.

Pauw, v. 40. 58.
Pfeffel 101. 121. 126. 185. 199. 211.
Pütter 140. 182.

Rambach 58.
Ramler 3. 6. 9 f. 11 ff. 17 f. 19. 24 f. 27. 30. 32 f. 104. 106. 116. 148. 177. 191. 224.
Ratschky 88. 101. 121. 125. 168. 199. 211.
Recke, Elisa von der 117. 191. 205. 211.
Regius 182.
Rehberg 208. 209.
Reich, J. C. F. 204.
Reich, Verleger 38.
Reichardt 48. 106.
Reimarus 125. 185.
Reinhold, Prof. 125. 207 f.
Resewitz 51. 193.
Retzer, v. 88. 168. 170. 176 f. 183. 187. 191.
Riedel 9. 11.
Roche, v. la 40.
Rochow, v. 58. 117. 142. 184. 196.
Roederer 160.
Rousseau 187 f. 193. 216.
Runde, Fr. 56. 106. 159. 175. 186.

Salis, v. 117. 191. 199.
Sander, C. F. 87. 118. 169. 191. 199.
Scheidemantel 182.
Schiller 124. 188. 201.
Schlegel, A. W. 126. 210.
Schlettwein 223.
Schlieffen, v. 106. 173. 186. 199.
Schlosser, J. G. 38. 40. 49 ff. 59. 64. 70. 84. 89. 106. 117. 121. 125. 138. 146 ff. 149. 151 ff. 155. 157 f. 160. 171. 178 f. 180 f. 187. 202 ff. 205 f. 208—211. 227.
Schlözer 54. 67. 140. 194. 223.
Schlözers Briefwechsel und Staatsanzeigen 54. 83. 133. 158. 187. 223.
Schmieder 222.
Schmid 121. 199.
Schmidt, Sekr. 167.
Schmidt, K. A. 167. 169. 191.
Schmohl 173. 180.
Schönborn 41. 51 f. 145. 155 f.
Schubart 57. 123. 132. 148. 169.
Schulz 125. 209 f.
Schuster 176.
Schwarz 117. 211.
Schwager 197. 201.
Schweighäuser 173. 185.
Seybold 57. 69. 91. 103. 106. 146 f. 149. 151. 161. 174. 185.
Sextroh 153.
Simon 173. 185.
Sömmering 126.
Sonnenfels, v. 89. 101. 176. 181. 183.
Spalding 104. 106. 187.
Spiegel, v. 58. 167 f.
Sprengel 57. 106. 160.
Spricknann 51. 146 f. 166. 185.
Stampfort, v. 58.
Stark 204. 225 f.
Ständlin 167.
Stelzer 88. 101. 117. 167 ff.
Stolberg, Chr. Graf 19. 21. 24 f. 28. 38. 40. 47. 86. 118. 145. 167 f. 170. 191.
Stolberg, F. L. Graf 14. 19. 21. 24 f. 28. 38. 40. 44. 47. 62. 86. 91. 116 f. 121. 125. 138. 144 f. 147 f. 166 f. 169 f. 178. 182. 201. 204. 211.
Stolberg, Katharina Gräfin 86. 167. 198.
Stroth 58.
Sturz, H. P. 3. 7. 9. 26. 40. 51. 87. 89. 146. 148 f. 151 f. 154. 156. 159 ff. 172. 177. 187.
Sulzer 11. 54. 85. 90. 106. 161. 177. 187 f.

Taube 56. 161. 188.
Thomsen 14.
Tiedemann 57. 103. 154. 161.
Tiedge 102. 116 f. 169. 191.
Tischbein 151. 169.
Trunk 188.
Tychsen 117. 197.

Unterhaltungen, Hamburger 9. 119.
Uz 3. 24.

Voigt, Jeannette v. 89.
Volborths Philosophische Bibliothek 83.
Voltaire 24. 147. 149. 177. 187 f. 209.

Voß, J. H. 14 ff. 17. 19. 24 f. 28 ff. 32 f. 36—42. 46 ff. 52. 60 ff. 64 f. 68. 91—99. 101. 105. 110 ff. 116 f. 124 ff. 128. 147. 155. 165 f. 168. 170. 173. 175. 179. 193. 208. 211. 214. 222.
Voß, C. D. 192.
Vulpius 222.

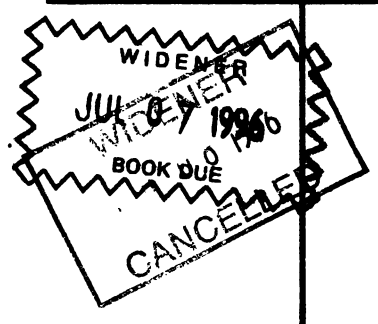
Wagner 146. 169.
Wegelin 187.
Wehrs 18.
Weiß, Dr. 58.
Weiße 24.
Weitershausen, v. 117. 195.
Wekhrlins Graues Ungeheuer 205. 227.
Weygand 35 ff. 39. 57. 63. 69. 71 ff. 78—83. 91. 101. 103 f. 109 f. 112 ff. 118—124. 165 f. 206.
Wezel, J. K. 86. 101. 167.
Wieland 12. 24 f. 28 ff. 34. 37. 50. 56. 61. 63. 64. 86. 99. 103. 107. 130 f. 146. 148. 152. 159. 167. 175. 178. 211. 219 ff.
Winckelmann 55. 78. 139. 144. 150 f. 188. 208.
Winkopps „Zuschauer" 227.
Wizenmann, Th. 121. 201 f.
Wöllner 226.
Wolzogen, W. v. 124.

Zedlitz, Frhr. v. 142.
Zeitung, Hamburger 74. 119.
Zeitung, Voßische 119.
Zimmermann 54. 62. 65 ff. 76. 90. 103. 126 ff. 149. 154. 160.
Zollikofer 57.

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co

616

71 740X C 55 1

3 2044 020 478 277

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.